books2ebooks.eu

SCHULZ, EMIL

Schlump : Geschichten u. Abenteuer aus d. Leben d. unbekannten Musketiers Emil Schulz, genannt "Schlump" ; von ihm selbst erzählt : Emil Schulz

Wolff
1928

books2ebooks.eu
Salzburg University Library
PARIS LODRON UNIVERSITÄT SALZBURG
Universitätsbibliothek

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!



Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

Terms and Conditions

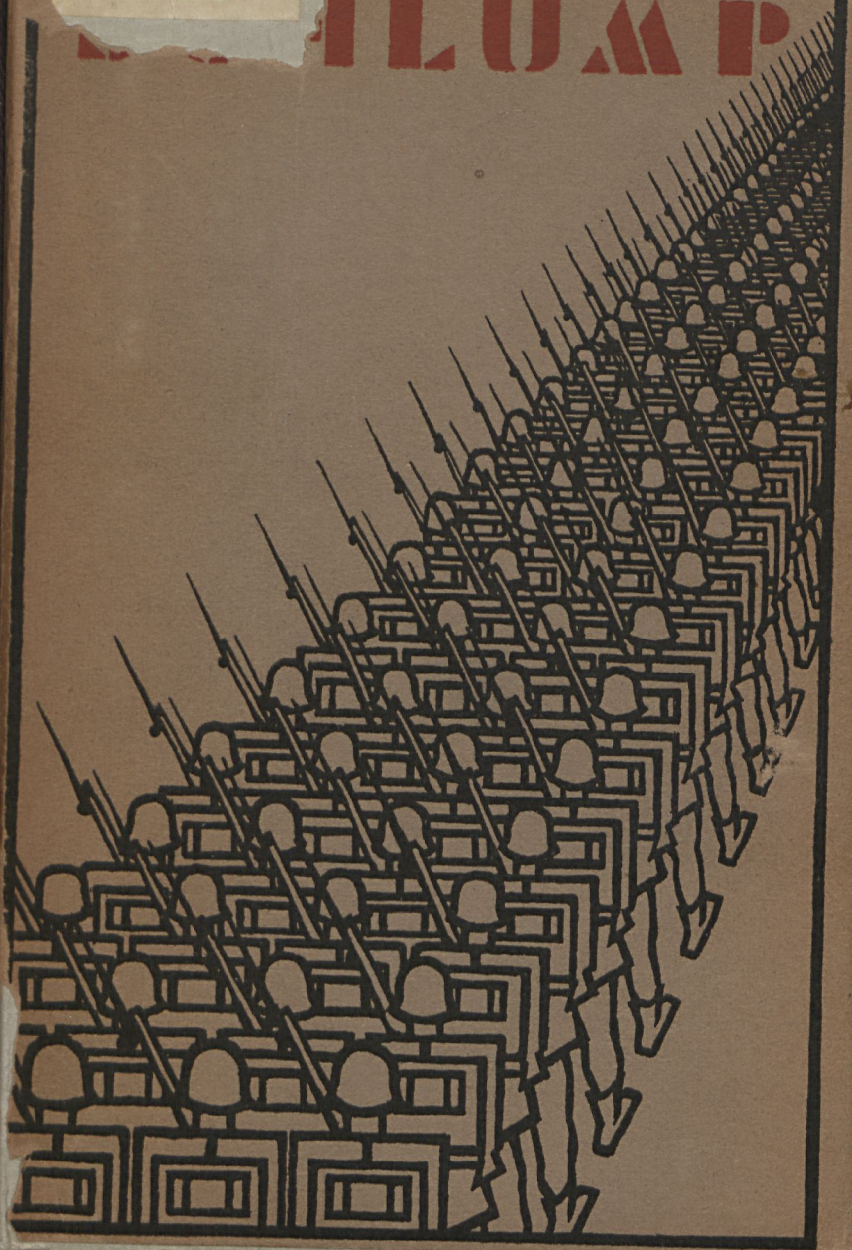
With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/ubs/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu

32 282

ILUMP




KWV



Schlump

Geschichten und Abenteuer aus dem Leben
des unbekannten Musketiers
Emil Schulz, genannt „Schlump"

Von ihm selbst erzählt

Stadtbibliothek
Salzburg

Kurt Wolff Verlag

München

32.282
I

Studienbibliothek
Salzburg
Herm. Bahr-Stiftung

1.—10. Tausend
Gedruckt im Jahre 1928 von der
Buchdruckerei J. B. Hirschfeld (Arno Pries), Leipzig
Umschlag und Einband von Emil Preetorius
Copyright 1928 by Kurt Wolff Verlag A.-G., München
Printed in Germany

Schlump

Studienbibliothek
Salzburg

Erstes Buch

Schlump war gerade sechzehn Jahre alt geworden, als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach.
Am Abend sollte Tanz sein im Reichsadler, der letzte; am nächsten Tag mußten die Soldaten eintreffen. Und als die Sonne untergegangen war, schlich er sich mit seinem Freunde hinauf auf die Galerie. Denn in den Tanzsaal wagten sie sich nicht. Die Großen, die zwanzigjährigen Dreher und Schlosser gönnten ihnen nichts von ihrem Reichtum. Sie brauchten alle Mädchen selber, sie verstanden keinen Spaß, und sie konnten fürchterlich grob sein. Oben beugten sich die zwei über das Geländer und schauten hungrig hinunter in den Saal.
Um Mitternacht blies die Musik ein Trara, und der Trompeter verkündete eine Pause von fünfzehn Minuten, damit sich die Mädchen abkühlen. Schlump drückte sich mit seinem Freunde hinaus in die wohlige Sommernacht, unter die alten, mächtigen Ahornbäume.
Die Viertelstunde war vorbei, und sie zogen zurück. Da begegnete ihnen eine breite Kette lachender Mädchen; sie sperrten die ganze Straße. Sie waren so alt wie er und mit ihm in die Schule gegangen, aber natürlich durften sie schon mit tanzen. Ja, sie waren gerade am meisten gesucht von den Burschen. Da rief eine aus der Kette zu Schlump heraus: „Du, Schwarzer, komm mal her zu mir!" Schlump sah, wie das Laternenlicht auf ihren blonden Locken spielte, die jetzt fast weiß schienen. Er traute dem Mädchen nicht. Aber die Schlanke löste sich los, und die anderen riefen ihm zu, und sein Freund sagte: „Geh doch, bei der hast du Chancen!" Da ging er hinüber, und zwei Hände faßten ihn und zogen ihn in einen schmalen Gang, unter das dichte Laub, an dessen

Ende eine Laterne spärlich leuchtete. Das machte ihm Mut, und er faßte sie um die Hüften und drückte sie. An der Laterne griff er sie ans Kinn und sah ihr ins Gesicht: „Du bist hübsch," sagte er, „wie heißt du denn?" „Johanna," sagte sie leise, „ich kenn dich schon lange." Dann zog er sie in den Schatten und küßte sie andächtig und lange auf den Mund. Da flüsterte sie ihm ins Ohr, er solle mit ihr tanzen, und er dürfte sie dann nach Hause bringen, sie würde die anderen Burschen schon versetzen. Er schlich wieder hinauf auf die Galerie und wollte sie seinem Freunde zeigen. Aber er fand sie nicht. Dann gingen sie nach Hause, Schlump war selig und froh. Er fühlte sich unglaublich glücklich und war überzeugt, daß es etwas Schöneres als die Mädchen auf der Welt nicht geben konnte.
Nach ein paar Tagen hatte er die Johanna vergessen. Die Jugend ist verschwenderisch, sie lebt im Paradies und merkt es nicht, wenn ihr das leibhaftige Glück begegnete.

Schlump wohnte hoch oben unterm Dach. Sein Vater war Schneider und hieß Ferdinand Schulz. Wenn er von seiner Nadel aufschaute, flog sein Blick über die bunten Dächer der alten Stadt und grüßte den Türmer in seinem Stübchen. Die Mutter hatte die lustige Nase und die blanken Augen aus ihrer Jugend mitgebracht. Damals sprang sie mit den Buben über die Zäune und mauste Erdbeeren. Und zu Fastnacht und zu Pfingsten zog sie Jungenshosen an und sang bei den Leuten vor der Tür und rappelte sich einen Sack

voll Brezeln und Kuchen zusammen. Als aber unter ihrer Bluse die kleinen Brüste wuchsen und als sie überhaupt merkte, daß sie ein Mädel war, da zog sie sich stille in die Stube zurück und dachte an hübsche Kleider und an schöne Schuhe. Aber wenn sie ein Fest feierten, wurde sie lebhaft und lustig. Und die Burschen hätten mit der Katze aus einem Napf gefressen für einen guten Blick von ihr.

Mit siebzehn Jahren nahm sie den ernsthaften Schneider, und mit neunzehn heiratete sie ihn, weil ihr sein gesetztes und ehrliches Wesen gefiel. Sie feierten auch gleich Kindtaufe, aber das Mädchen starb bald nach der Geburt. Dann blieben sie zehn Jahre allein. Der Schneider machte sich selbständig und nähte auf seiner Stube am Fenster für die Leute. Er wurde schnell alt. Seine kurzen Haare färbten sich grau, und seine Stimme klang matt und ängstlich. Inzwischen bekam sie noch einen Jungen, den sie Emil tauften, weil der Bruder der Mutter, der Soldat, auch so hieß. Emil war seiner Mutter aus dem Gesicht geschnitten, sagten die Leute. Er kam in die Schule und gab bald den Hauptmann ab und den Spaßmacher für seine Abc-Schützen. Und man hörte sie schon von weitem lärmen, wenn Emil Schulz unter ihnen spaßte.

Einmal waren Buden aufgebaut auf dem Markt für das Vogelschießen am Sonntag. Emil riß den Ranzen vom Buckel und kletterte auf die erste Bude. Und mit ungeheurem Geschrei warfen die kleinen Rüpel alles auf die Straße, was ihre Fäuste packen konnten. Aber das Unheil nahte schon: Der Schutzmann packte Emil am Schlaffittchen und brüllte ihn an: „Du Schlump!" Vielleicht dachte er an Lumpen und an Spitzbuben

und an andere Kerle, die mit Sch anfangen. Dann bezog Emil eine vollgemessene Tracht Prügel und lief brüllend nach Hause.
Am Markt aber wohnten lauter fleißige Leute, die standen den ganzen Tag vor ihrem Laden und rauchten Zigarren. Die hatten alles gesehen. Und als der kleine Held am nächsten Tage leise über den Marktplatz schlich, redeten sie ihn an: „Na du, Schlump, wer hat dir denn die Hosen ausgeklopft?" — Und alle sagten Schlump zu ihm, und so blieb es zeit seines Lebens.

Die Eltern hatten ihn in die Realschule geschickt. Mit großen Opfern, denn die Schule war teuer und der Schneider hatte kein Geld. Zu Ostern hatte Schlump sein Examen gemacht.
Das Zeugnis nützte ihm nicht viel; aber er hatte Talent zum Zeichnen. Er trat in eine Weberei ein und lernte Muster zeichnen und Entwürfe machen. Doch über seiner Arbeit dachte er an die Mädchen und an den Krieg. Ein paar von seinen Bekannten waren Soldat, und er wollte sich auch freiwillig melden. Er sah sich schon, in feldgrauer Uniform, wie ihn die Mädchen anguckten und ihm Zigaretten schenkten. Dann ging er in den Krieg. Er sah die Sonne scheinen, die Feldgrauen stürmten, einer fiel, die anderen liefen weiter, schrien Hurra, und zwischen grünen Hecken verschwanden die roten Hosen. Am Abend saßen die Soldaten um ein Lagerfeuer und schwatzten von zu Hause. Einer sang ein schwermütiges Lied. Draußen in der Dunkelheit standen die Doppelposten, auf die Gewehrmündung gestützt

und dachten an die Heimat und an das Wiedersehen. Am Morgen brach man auf, marschierte singend in die Feldschlacht, wo mancher fiel und mancher verwundet wurde. Endlich war der Krieg gewonnen. Siegreich zog man zu Hause ein. Die Mädchen warfen Blumen aus den Fenstern, und es wurden Feste gefeiert ohne Ende. Schlump bekam es mit der Angst zu tun, daß er nicht dabei sein könnte und wollte sich durchaus freiwillig melden. Aber die Eltern verboten es ihm.

An seinem siebzehnten Geburtstag ging er heimlich in die Kaserne und stellte sich freiwillig. Er wurde untersucht, er war tauglich für Infanterie. Stolz kam er nach Hause. Die Eltern gaben ihren Widerstand auf. Die Mutter weinte. Am 1. August 1915 nahm er seine Kiste und zog stolz in die Kaserne.

Schlump war schwipp und schlank und kräftig gewachsen. Ihm machte die Rekrutenausbildung keine Not. Er rührte sich flink wie ein Wiesel und stellte sich geschickt an mit dem Gewehr. Am Anfang taten ihm alle Glieder weh, und am liebsten wäre er auf allen Vieren die fünf Stufen zur Latrine hinaufgekrochen.

Gleich in der zweiten Woche hatte er Stubendienst, das hieß die Stube reinhalten und Kaffee holen. Am Dienstag war er gerade fertig mit Waschen, klemmte seinen Schemel unter den Ellbogen und sauste mit der Waschschüssel hinein in die Kaserne an der Unteroffizierstube vorbei. Da griff ihn eine harte Hand am Arm. „Du, Kleiner, hast'n Dreier. Hol mir mal Kaffee aus der Kantine!" Schlump hielt den Dreier in der Hand, der Unteroffizier war verschwunden. „Wenn du jetzt gehst," dachte er, „dann mußt du lange warten in der

Kantine. Die Alten stehen vor dem Ladentisch und lassen keinen Rekruten vordrängen. Dann kommst du zu spät zum Kaffeeholen für die Korporalschaft, und du bist unten durch bei allen, bei deinem Unteroffizier hast du verschütt für alle Zeiten. Jeder hält dich für einen Brummochsen." Da kam ihm eine Idee. Er warf den Dreier in den Kaffeetopf, stellte ihn hinter die Haustür, flitzte an der Unteroffizierstube vorbei, faßte die große Kanne, klemmte sich rasch die Brille von seinem Stubennachbar und stürzte hinaus zum Kaffeeholen. Rückwärts begegnete er dem Unteroffizier. Der fuchtelte mit der Faust herum, und schimpfte und fluchte wie ein Rollkutscher. Schlump machte ein dummes Gesicht hinter seiner Brille und zog an ihm vorbei.
Dann ging es zur Instruktionsstunde in die Exerzierhalle. Mit Schemeln und im Drillichzeug. Nichts als schwarze Schlacken und verdreckte Fenster. Es war eiskalt in der Halle, die Sonne ging gerade auf. Schlump mußte an den Krieg denken. Wenn es da auch so nüchtern war und so grausam kalt?
Sie zogen aus zum Übungsmarsch. Schlump war wieder lustig und marschierte in den Morgen hinein und jubelte mit den Lerchen, die trillernd aus den Schollen emporflogen.

Der Offizier-Stellvertreter Kieselhart leitete die Ausbildung der Rekruten. Er hatte seltsame Gepflogenheiten. Oft schlich er sich hinter einen armen Rekruten und griff ihm herzhaft in den Hosenspiegel. Wehe, wenn er einen schlappen Popo zu fühlen bekam;

sein Zorn kannte keine Grenzen. Eines Tages stand er hinter Schlump, dessen Hosenboden so weit herabhing, weil ihm die Hosen einen Meter zu groß waren. Aber der Vorgesetzte fand einen Hintern, der war hart wie Stahl. Da lobte ihn der Offizierstellvertreter vor allen Unteroffizieren und vergaß es ihm nie und zog ihn bei allen Gelegenheiten vor. So hatte Schlump den ersten Schritt in seiner Laufbahn vorwärts getan (es sollte aber auch der einzige bleiben).

Eins aber gefiel ihm nicht: Sie trugen die blaue Friedensuniform mit den blanken Knöpfen. Und er vermochte nicht die Geduld aufzubringen, alle diese Knöpfe ordentlich zu putzen, daß sie blitzten und strahlten wie weißglühendes Eisen. Wenn die Kompagnie angetreten war, hob er rasch die Rockschöße empor, fuhr mit den Knöpfen des linken und des rechten Ärmels energisch über den Hosenboden und dann mit der Innenseite der Ärmel über die vordere Knopfreihe. Darauf stellte er sich so stramm hin, als er nur konnte, und wenn der Feldwebel streng herankam, blitzte er ihn mit den blanksten Augen der Welt an, so daß des Feldwebels Blicke zu seinem Nachbar abrutschten, zu dem Musketier Speck. Der war Schuster von Beruf. Er putzte und wienerte mit rührendem Eifer in jeder freien Stunde. Wenn er aber den Rock zuknöpfte, fuhr er mit dem Daumen über die blanken Spiegel und löschte ihre Lichter aus. Und dann kam der Feldwebel und donnerte ein ganzes Gewitter auf den armen Schuster herunter.

So gewann Schlump viel freie Zeit für die Kantine. Hier hantierten zwei hübsche und brave Mädchen; die eine drall und blau und blond, die andere schlank mit braunen Augen und braunem Zopf. Die Dralle

versteckte für ihn jeden Morgen ein Brötchen und ein Stück Wurst, das er vor dem Ausrücken rasch abholte. Die Schlanke fütterte ihn nachmittags in der Freizeit mit Schokolade. Und wenn sie allein in der Kantine waren, steckte sie die schwarze Schokolade zwischen die weißen Zähne, und Schlump mußte sie andächtig abbeißen. Das tat er mit vielem Vergnügen.
Einmal, es dämmerte schon stark unter den Kastanien, da sah Schlump die Blonde Wasser holen. Er eilte ihr nach und schwang galant den Pumpenschwengel. Dann wollte er noch den Eimer tragen. Sie aber wehrte ab, und es kam zu einem lieblichen Handgemenge, das in einen langen, langen Kuß ausartete. Just in diesem Augenblick trat der alte Sergeant Bauch aus dem Haus und ging an den beiden vorbei. Schlump war noch nicht lange genug Soldat, um in allen Lebenslagen den richtigen Ausweg zu finden. Er geriet in große Not, riß die Hacken zusammen, daß sie knallten, preßte das arme Mädchen mit eiserner Gewalt an sein Herz, so daß ihr glühendes Köpfchen auf seine Schulter fiel, und legte die rechte Hand an die Hosennaht.
Der Sergeant war ein verständiger Mann. Er hatte selber zwei solche Jungen im Krieg. So lächelte er milde und ging vorbei.

Die Zeit verging rasch. Acht Wochen lang sollten sie in der Heimat ausgebildet werden. Sechs Wochen waren vorüber. Die Rekruten kamen nach Altengrabow auf den Truppenübungsplatz. Der Feldwebel-Leutnant Bobermin, der sie Sonntgs drei Stun-

den lang um den Kasernenhof herumlaufen ließ und dabei immer nur „Hinlegen! Auf, marsch, marsch!" kommandierte, so daß die Soldatenbräute oben auf den Bänken vor der Kaserne anfingen zu heulen, — der Feldwebel-Leutnant Bobermin hatte den Rekruten kurz vor dem Abmarsch folgende Instruktionsrede gehalten: „Stillgestanden! Ihr kommt jetzt nach Altengrabow! Auf den Truppenübungsplatz. Dort werdet ihr in Baracken untergebracht. Bindet euch jeden Abend den Arsch an, damit er euch in der Nacht nicht geklaut wird! Weggetreten!"

Alle Morgen, früh, früh, marschierten sie aus, den Affen auf den Rücken voll Sand, scharfe Patronen in der Tasche am Koppel. Kalt war es, und grau, und unbarmherzig standen die Baracken da. Alles ohne Farbe, die Welt sah aus wie eine leere Fabrik. Die Artilleristen nebenan schliefen noch, und nichts rührte sich. Lange marschierten sie, und die Nebel teilten sich, und die Sonne stieg hoch, und die Rekruten schwitzten, und der Sand klebte ihnen die Augen zu, und der Schweiß lief über die Backen und ließ kleine Rinnen hinter sich und tropfte auf die Patronentasche. Das Koppel drückte auf die Hüften und rieb, und die Spaten klopften an die Schenkel, und das Kochgeschirr schlug einem an den Kopf, wenn man den Tornister rückte. Schlump hatte das volle Sandgewicht auf dem Rücken, denn er war am Morgen erwischt worden. Der Unteroffizier Mückenheim hob den Tornisterdeckel auf — Schlump hatte vergessen, die Riemen festzuschnallen — er entdeckte den leeren Sandsack. Schlump mußte ihn auffüllen und sollte zu Mittag feldmarschmäßig in der Unteroffizierstube antreten, blank geputzt, und hundertmal kehrt machen.

Schlump schwitzte und hatte eine Wut im Leibe. Endlich durften sie die Gewehre zusammenstellen. Dann schossen sie auf bewegliche Schützen. Das machte ihm Spaß, drüben die dunklen Köpfe auftauchen zu sehen und darauf zu schießen. Das war lustig und machte ihn gespannt auf den Krieg.

Rückwärts gab es Kompagnie-Exerzieren. Der Hauptmann saß auf dem Pferde und kommandierte. Die Unteroffiziere schwitzten und machten böse Gesichter, obwohl sie keine Tornister trugen, und ließen ihren Ärger an den Rekruten aus. Die Rekruten mußten Schwenkungen machen und wurden durch den Sand gehetzt wie die Hasen. Sie kochten vor Hitze und vor Wut. Sie begegneten den Artilleristen, die verschlafen auf ihren Protzen saßen und zum Schießen fuhren. Hinter dem Wäldchen vor dem Sandberg mußten sie sich hinlegen, das Gewehr in beide Hände nehmen, und dann sollten sie sich mit den Ellbogen durch den Sand auf den Berg hinaufzuckeln. Das war das Schlimmste. Manche rasten vor Wut, daß ihnen die Tränen kamen. Endlich waren sie oben. Der Hauptmann ließ die Kompagnie antreten und kommandierte im Marsch: „Mit Platzpatronen laden und sichern! Von rechts anreitende Kavallerie, zum Schuß! Fertig! Feuer!" Die Salve krachte, des Hauptmanns Pferd taumelte, der Hauptmann sprang ab. Der Schimmel hatte einen Schuß in den Hals. Die Kompagnie marschierte nach Hause. Kein Mensch erfuhr je den Schuldigen. Schlump freute sich. Ihn hatte der Marsch nicht so angestrengt, denn er war kräftig, aber er freute sich doch. Denn er hoffte, daß sie ein paar Tage Ruhe hätten.

In langer Reihe traten sie an zum Essenholen. Es

gab Sauerkraut mit Schweinsbauch. Schlump trug die volle, kochendheiße Schüssel in die Eßbaracke und wollte sich an den ersten Tisch setzen. Da stand ein baumlanger Kavallerist auf und sagte zu ihm: „Was? Du? Du dreckiger Sandaffe willst bei uns essen?" Schlump fühlte den Hohn und die Verachtung: Er faßte seine Schüssel und warf sie dem langen Kerl in die Fresse. Der taumelte und schrie laut auf, denn das heiße Kraut verbrühte ihm das Gesicht und lief ihm in den Hals. Seine Kameraden sprangen auf, stürzten über die Infanteristen, die mit ihren vollen Schüsseln hereinkamen. Und im Augenblick war eine Schlacht im Gange, die mit Sauerkraut und Schüsseln ausgefochten wurde. Es gab auf beiden Seiten Verwundete, und erst ein starkes Kommando Infanterie konnte Frieden schaffen. Schlump hatte sich verkrümelt. Die Kavalleristen saßen mit verbeulten Schädeln im Arrest.
In der folgenden Nacht brach bei den Rekruten die Lagerruhr aus. Eine rote Spur zeichnete den Weg von der Baracke zur Latrine. Sie wurden abgesperrt und aßen für sich. Schlump war froh darüber; denn er fürchtete die Rache der Kavalleristen.
Eine Woche später fuhren sie in die Garnison zurück.

Am 4. Oktober wurden sie verladen. Die Musik spielte auf dem Bahnhof, und es klang, als schrie sie in namenlosem Schmerz, und die Leute vor dem Zug weinten zum Herzzerbrechen. Die Soldaten waren aufgeregt und neugierig, die Zukunft stand vor ihnen wie ein schreckliches Ungeheuer, das sie bekämpfen mußten.

Fünf oder sechs Tage dauerte die Fahrt. In Libercourt wurden sie ausgeladen. Dann marschierten sie durch schmutzige Dörfer und wunderten sich über die nüchternen Häuser, die freudlosen Bauernhöfe der Franzosen. Nirgends die schmucken Gärten vor den Gütern wie bei uns. Nirgends das heimliche Fachwerk am Giebel, das sich unter eine riesige Linde schmiegt wie bei uns. Die Fenster standen wie schmutzige Löcher, und schmutzige Stufen führten von der Straße in die Küche. Das soll Frankreich sein? Alte Weiber begegneten ihnen mit schwarzen Bärten und Schnupftabak an der Nase. Der Himmel hing tief und bleischwer hernieder; es fing an, fein zu regnen.

Die Straße nahm kein Ende. Die Rekruten waren schwer bepackt; sie trugen noch Pakete in der Hand, Liebesgaben, die ihnen zuletzt in den Zug gereicht wurden. Da hauten schon welche ab, sie setzten sich in den Straßengraben und keuchten.

Endlich wurde halt gemacht. Sie setzten die Gewehre zusammen. Und nach endlosem Abzählen kamen sie in die Quartiere: Eine leere Fabrik mit zerbrochenen Scheiben, durch die der Regen hereinwehte. Ein wenig nasses Stroh lag auf der Diele. Es war finster, und die Soldaten stolperten über die Löcher im Fußboden, die von den Maschinen stammten. Manche hatten eine Kerze und wurden von allen beneidet. Es gab Kaffee und Brot. Dann schliefen sie.

Am nächsten Tag begann der Dienst. Es war schlimmer als in Altengrabow. Die Soldaten kugelten auf den nassen, klebrigen Feldern herum und kamen dreckig zurück wie die Schweine. Dann gab es Appell, und sie kamen nicht zu Verstand.

Nach ein paar Tagen mußte Schlump auf die Schreibstube kommen. „Du bist Einjähriger, du kannst französisch?" fragte der Feldwebel, „melde dich auf der Ortskommandantur, sofort, marsch!" Schlump rannte und meldete sich. Er durfte auf dem Büro bleiben und brauchte keinen Dienst zu machen. Er gab sich unglaubliche Mühe, um nicht ungeschickt zu scheinen, und es gelang ihm auch bald, die Franzosen zu verstehen, mit denen er zu tun hatte. Er mußte den Dolmetscher spielen, und das war nicht leicht, denn die Franzeks sprachen eine fürchterliche Mundart. Ein paar Wochen später kam die Meldung, daß die Kommandantur Loffrande zu besetzen sei, weil der Train dort abzog. Sie wußten keinen anderen als Schlump zu schicken. Schlump war stolz. Am Abend machte er sich auf den Weg. Er ging langsam und dachte nach über sein neues Amt. Er sollte allein drei Dörfer verwalten, er, der siebzehnjährige Rekrut. Langsam ging er durch Deux Villes, wo die Rekruten in ihrer Fabrik lärmten. Sie kamen eben vom Marsch zurück, und Schlump war froh, daß er nicht dabei war. Dann führte der Weg aufs freie Feld. Unten verstreut und halb im Nebel versteckt lag Loffrande und rechts drüben ein paar Häuser von Martinval, das er noch gar nicht kannte, und links Drumez. An einer Wegtafel blieb er stehen. Auf der einen Seite stand „Ortskommandantur Monsen-P.", auf der anderen „Ortskommandantur Loffrande". Das sollte sein Reich werden. Das Dorf kam ihm freundlicher vor als die anderen. Es gab herrliche, große Bäume, und die Häuser lagen versteckt hinter dichten, grünen Hecken, zwischen denen sich schmale, heimliche Pfade hindurchschlängelten. Vor der Kommandantur, einem

Estaminet, plätscherte ein freundlicher kleiner klarer Bach. Er sprang darüber und trat ein. Links war die Schreibstube — ein großer Raum mit einem Tisch, vielen Stühlen und einem kleinen Ofen. Rechts die Schankstube, eine große Küche. In der Schreibstube hantierten die Trainsoldaten, drei Schreiber, ein Wachtmeister und ein Unteroffizier. Sie übergaben ihm eine Zigarrenkiste und sagten, das wäre die Kasse. Dann zeigten sie auf eine Menge Akten und Bücher, nahmen ihr Gepäck und verschwanden. Es waren Holsteiner, und Schlump verstand sie nicht, wenn sie untereinander sprachen. Dann stand er allein in der Kommandantur, und es wurde ihm ein wenig Angst.

Er ging hinüber. Inzwischen war es ganz finster geworden. Er öffnete die Tür. Tabakqualm und viele Stimmen quollen ihm entgegen. Die Schenke war gestopft voll von französischen Bauern. Er konnte nichts sehen als den matten Schein einer Petroleumlampe im Hintergrunde. Endlich fand er rechts in der Ecke einen leeren Stuhl. Aber es war ganz finster dort. Da kam ihm die Wirtin entgegen. Sie schien schon zu wissen, wer er war. Er sagte, er hätte kein Quartier für die Nacht, und ob sie ihm helfen wollten: Da stand ein Mädchen auf, nahm ein Tuch über die Schulter und sagte ihm etwas, er verstand nur „Monsieur", und schlüpfte eilig durch die Tür. Eine Stimme sagte ihm aus dem Qualm heraus, daß Estelle ihm ein Quartier suchen ging und daß es schwer sei, denn die Soldaten rückten erst am Morgen ab. Allmählich gewöhnte sich sein Auge an die Umgebung. Lauter junge Burschen und kräftige Männer saßen an kleinen Tischen und spielten Karten. Sie rauchten alle und hatten vor sich winzig kleine Gläser

mit Bier stehen. Hinten bei der Lampe schenkte eine Frau mit ihrer Tochter. Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn. Er hatte zwei Eier einstecken und wollte sie gerne gekocht haben. Endlich entdeckte er den Wirt und bat ihn darum. Der nahm sie bereitwillig, und nach ein paar Minuten brachte ihm die Frau einen Teller und ein Messer und die Eier. Sie wollte mit ihm schwatzen, aber er verstand sie schlecht. Er merkte aber, daß sie ängstlich war und es gut meinte.
Nach einer halben Stunde kam Estelle wieder, außer Atem und mit roten Backen. Sie schien blau und blond zu sein wie die Dralle in der Kantine. Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn hinaus und führte ihn in sein Quartier. Schlump wunderte sich und ging gerne mit. Draußen flackerten die Sterne, es war eine kalte Nacht. Er fragte, ob sie Estelle hieß. Sie nickte und meinte, das wäre der Name eines Sternes. Er zeigte ihr den Stern, die Stella, und sie sah ihn lange an. Sie schien stolz darauf zu sein, aber sie schien auch den fremden Soldaten zu bewundern, der ihren Stern wußte. Dann gingen die beiden Kinder schweigsam nebeneinander her, und Schlump dachte an seine Mutter. Es war ihm, als führte ihn sein guter Engel. Plötzlich blieb sie stehen, zeigte ihm sein Quartier und huschte davon. Er spürte noch ihre warme Hand. Dann drehte er sich langsam um und ging hinein in das Haus.

Schlump erschrak heftig, als er am andern Morgen an seine Kommandantur heran kam. Schon von weitem schwoll ihm ein Stimmengewirr entgegen, und

sowie er näher kam, drehten sich alle Gesichter nach ihm um und wurden stille. Rechts standen die Männer mit ihren Pferden und links die Mädchen und Frauen des Dorfes. Schlump begriff, daß sie auf ihn warteten und daß er sie anstellen mußte. Er fing an zu schwitzen und suchte alle seine Schulkenntnisse zusammen und präparierte krampfhaft, was er sagen wollte. Er hatte sein Krätzchen auf dem Kopfe und schämte sich über seine Hosen, die ihm viel zu weit waren. Dann trat er unter sie und faßte sich ein Herz und ging hin zu den Weibern, vor denen er am meisten Angst hatte. Er fragte sie: „Qu'est-ce que vous avez fait hier?" „Was habt ihr gestern gemacht?" Da antworteten sie ihm alle durcheinander, und die Mädchen guckten ihn mit verschmitzten und lachenden und spöttischen Augen an, und die Frauen redeten halb belustigt und halb verächtlich, aber ununterbrochen auf ihn ein. Er verstand nichts und sagte zu ihnen: „Eh bien, faites la même chose aujourd'hui!" „Gut, macht weiter heute!" Sie drehten sich alle um und rückten ab und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Schlump wollte sich an die Männer wenden. Da sah er einen seltsamen Soldaten die Straße herunterkommen. Die Mädchen begrüßten ihn von weitem, und Schlump hörte, daß sie ihn Carolouis nannten. Er hatte unglaublich krumme Beine, und seine Mütze saß schief auf dem Kopfe, darunter aber lachte ein höchst gutmütiges Gesicht. „Kamerad, ich gehöre zur Kommandantur, ich bin hier in Loffrande bodenständig und habe die Aufsicht über die Leute", sagte er in seinem Pfälzerdeutsch. Darauf ging er mit den Männern fort.

Schlump trat in seine Kommandantur ein und wollte

sich zu schaffen machen. Da steckte die Madame den Kopf durch die Tür und rief: „Monsieur ne veut pas déjeuner?“ „Wollen Sie nicht frühstücken?“ Schlump ging hinüber und setzte sich mit dem Wirt, Monsieur Doby, an einen Tisch und trank mit ihm heiße Milch und aß schönes weißes Brot dazu. Monsieur behandelte ihn mit großer Hochachtung und wollte gern schwatzen, aber Schlump verstand ihn nur schlecht. Dann ging er wieder hinüber in sein Büro. Dahinter lag ein kleines Zimmer mit einem Bett, in dem er von jetzt an schlief. Er hielt die Hände an den Ofen und wunderte sich, daß sie in Frankreich keine Ofentür hatten und daß sie alle Töpfe erst herunternehmen und die Ringe abheben mußten, wenn sie Kohle aufschütten wollten. Dann stöberte er in den Akten und Büchern herum und suchte sich zurechtzufinden, telephonierte an alle vorgesetzten Stellen, die er schon kannte, und gab den Schreibern gute Worte, daß sie ihm behilflich waren und ihn erinnerten, wenn er etwa einen Termin versäumen sollte. Denn er wußte, daß es manches zu melden gab.
Das war bald geschehen. Schlump setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf auf die Hände und lauschte auf die schauerliche Melodie, die von der Front herüberdröhnte. Die Kanonen schossen immerfort, und die Scheiben klirrten an den Nägeln, in denen sie sich hielten, denn der Kitt war längst herausgefallen. Schlump horchte auf ihr böses Lied und dachte an seine Mutter und wunderte sich, daß er so ganz allein in Frankreich saß und plötzlich Gemeindevorstand spielen sollte.
Dann ging er hinaus und sah sich das Dorf an und pfiff lustig vor sich hin.

Trüb und eng spannte sich der graue Himmel über das Land. Schlump ging durch die Felder und sah das Laub von den Bäumen drüben am Walde fallen und freute sich, daß er lebte. Er hörte längst nicht mehr das Lied, das die Kanonen alltäglich in sein Ohr trommelten. Die Burschen pflügten, und die Pferde wieherten und der Atem stob aus ihren Nüstern und rauchte in die helle Herbstluft. Die Männer gruben das Wasser ab, das aus den Wiesen zusammenlief und hoben den Schlamm aus den Gräben. Dazwischen purzelte Carolouis mit seinen krummen Beinen von einer Furche zur anderen, und die frischgepflügten Schollen lachten in die Sonne hinein, die sich soeben durch den Nebel hindurchgefunden hatte.

Schlump ging hinüber nach Martinval, wo die Frauen arbeiteten. Er hatte sie in zwei Scheunen untergebracht, in der einen die Frauen, in der anderen die Mädchen. Sie lasen Kartoffeln aus und schwatzten dabei. Die Frauen sagten nicht viel zu ihm. Als er aber zu den Mädchen kam, merkte er, daß eine am Tore verschwand, die auf ihn gepaßt haben mußte. Denn die Scheune lag in einer Ferme, und man konnte ihn nicht kommen sehen. Er hörte, wie ihr Gesang plötzlich abbrach und wie sie ganz stille wurden. Er trat hinein, sie waren eifrig bei der Arbeit. Eine machte sich an einem kleinen Spirituskocher zu schaffen und bot ihm eine Tasse Kaffee an. Schlump wunderte sich, daß die Tenne so blank gefegt war. Eine andere zeigte ihm die gelesenen Kartoffeln und das, was noch zu lesen war. Dann fingen sie wieder an zu singen. Die hübsche Marie stand auf und tanzte, und Schlump mußte sich auf einen Stuhl setzen, den sie für ihn geholt hatten. Das Mädchen tanzte und sang

dazu und blitzte ihn von der Seite an mit seinen dunklen Augen, und die schwarzen Haare ringelten sich wie Schlangen um ihren kleinen Kopf. Dann trat sie ab, und die Céline tanzte und forderte ihn auf, mit ihr zu tanzen, und die anderen sangen dazu. Und er merkte, daß ihn die Mädchen gern hatten, und er drückte sie und tanzte mit allen der Reihe nach, nur mit Estelle nicht, die in der Ecke sitzengeblieben war und ihn mit großen, stillen Augen ansah.

Schlump ging wieder hinaus in den Herbst, und die Mädchen sangen hinter ihm, und er sah immer das schwarze Köpfchen der Marie vor sich und die großen Augen der Estelle. Er war ganz glücklich über die vielen schönen Mädchen, aber er ahnte nicht, daß er viele von diesen Rosen, die ihm so freundlich entgegenblühten, auch hätte pflücken dürfen. Der glückliche Knabe begnügte sich mit ihrem süßen Duft und begehrte ihren Honig noch nicht.

Am Abend kam die hübsche Marie in das Estaminet gehuscht und strich an ihm vorbei und blitzte ihn oft verstohlen an mit ihren schwarzen Augen und schaute dann hinüber zu Estelle, die ihre Augen nicht aufhob und die Hände ruhig im Schoße hielt.

Am Sonntag hatte Schlump ernste Pflichten. Um neun Uhr mußte er den Hafer ausgeben für die Pferde. Die Bauern schickten ihre Mädchen, die ihn mit ihren Säcken am Scheunentor erwarteten. Wenn er aufgeschlossen hatte, stürmten sie wie die wilde Jagd die steile Stiege hinauf, daß die Röcke flatterten und

Schlump die Grübchen an den Knien zählen konnte. Oben trieben sie allerhand Allotria und haschten sich und balgten sich und flogen in den Hafer und traten mit den Füßen auf die Wage und schauten ihm in die Augen, um ein paar Kilo Hafer mehr für die armen Pferde herauszuschlagen. Denn die Ration wurde karg bemessen und war genau vorgeschrieben.

Um elf Uhr versammelten sich die Burschen und Männer zwischen 16 und 60 Jahren zum Appell. Schlump verlas ihre Namen und sie antworteten „présent" und gingen dann hinein in die Schenke. Monsieur Fleury, ein reicher Getreidehändler, ließ sich nie die Ehre nehmen, für Schlump einen „chop" zu bezahlen. Das war ein riesiger alter Bursche. Sein breites Kreuz lief in gerader Linie über den Hals hinauf nach dem Kopf, wie bei den Stieren. Die lebendigen blauen Augen lagen tief versteckt unter den dichten weißen Brauen; und wenn er lachte, ließen seine vollen Lippen zwei Reihen weißer Zähne zwischen den roten Backen sehen. Seine Stimme dröhnte, als käme sie aus einem Weinfaß. Er sagte zu Schlump: „Das ist allerhand, mit 17 Jahren die alten Männer und die jungen Weiber zu kommandieren, was?" Als er hinaus war, setzte sich der Wirt, Monsieur Doby, zu Schlump und sagte zu ihm: „Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen von Herrn Fleury, das ist nämlich ein alter Filou. Sie wissen ja, daß er der reichste Mann unserer Gegend war. Eines Tages fuhr er mit seinen Pferden, die im ganzen Lande bekannt waren, denn es waren immer die schönsten Pferde, die es gab, — eines Tages also fuhr er mit seinen Pferden hinüber nach Contigny. Er kam bei dem Geschirrhändler vorüber und wunderte sich, daß der Laden geschlossen

war und daß sie die Hausflur schwarz ausgeschlagen hatten. Er hielt an, und da er die junge Frau gut kannte, stieg er aus und ging die Treppe hinauf, um sich nach dem Trauerfall zu erkundigen. Oben fand er die Witwe weinend am Sarge ihres Mannes. Er nahm seinen Hut ab und bekreuzigte sich und betete, wie sich das gehört. Dann setzte er sich neben die Witwe und wartete still, indem er ihren Schmerz taktvoll respektierte. Nach einer halben Stunde streichelte er ihre Hand und nahm ihr sachte das Taschentuch aus den Fingern und trocknete ihr die Zähren von den Wangen. Die Witwe schluchzte nur immer, und der Bock stieß sie, und sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Monsieur Fleury hatte unendliche Geduld, er redete ihr sanft zu wie ein Pastor und fand erhebende Worte des Lobes für ihren Gatten, so daß sie von neuem in Tränen ausbrach. Und wieder trocknete er sie mit ihrem Taschentuch und legte zart seinen Arm um ihre Taille, denn es schien ihm, als wolle sie in ihrem Schmerze ohnmächtig werden. Und wirklich lehnte sie sich auch schutzsuchend an seine Brust und schluchzte und konnte noch immer nicht reden.

Monsieur Fleury strich ihr leise das Haar aus dem Gesicht und faßte sie unterm Kinn und tätschelte ihre Wangen und küßte sie auf die Stirn und tröstete sie mit aufrichtigen Worten.

Und wenn sich ihr wieder ein Seufzer von den Lippen stehlen wollte, dann küßte er ihn vom Munde herunter, ehe er noch geboren war.

Sie saßen aber so unbequem, denn ihre Knie stießen sich an den harten Sarg. Und er bat sie, den Sarg ein wenig auf die Seite zu tragen, damit sie besser auf dem Sofa

säßen. Seufzend gehorchte sie und packte an einem der beiden Henkel an und schleppte den Sarg mit ihm in die Ecke. Dann saßen sie wieder auf dem Sofa, und die Pferde vor dem Hause mußten bis zum anderen Morgen warten, ehe sie ihren Herrn wiedersahen.
Und als er dann im Morgengrauen fortfuhr, grüßte er mit der Peitsche zärtlich zurück, und hinter der Gardine winkte ihm lächelnd die Witwe nach, bis sie ihn in der Ferne verschwinden sah. Dann wischte sie sich die beiden dicken Tränen ab, die auf jeder Wange saßen und ließ den Vorhang fallen."
Madame Doby, die Wirtin, hatte die letzten Worte ihres Gatten gehört. Sie schien die Geschichte zu kennen und war höchst ungehalten über ihren Gatten. „Glauben Sie nicht," sagte sie zu Schlump, „was Monsieur Doby Ihnen erzählt, er lügt immer so viel."

Schlump hatte sich eingewöhnt in Loffrande, und er vergaß beinahe, daß er Soldat war. Er machte seine Meldungen pünktlich und setzte allen Ehrgeiz drein, keinen Termin zu verpassen. In den landwirtschaftlichen Fragen ließ er sich von Monsieur Doby beraten, und es verrieten alle seine Maßnahmen eine erstaunliche Fachkenntnis, und niemand hatte Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Es herrschte Ordnung, und abgesehen von den Kanonen, die von der Front herüberbrummten, herrschte tiefer Frieden in seinen drei Dörfern.
Nichts als Bauern gab es in Loffrande, und einen Schmied. Aber keinen Schuster, Schneider, keine Krä-

mer, nichts. Die Bäuerinnen kauften ihre Seife, ihre Töpfe, ihren Kram in Mons-en-P. ein. Sie kamen zu diesem Zwecke alle Dienstage zusammen, denn sie durften ohne militärische Erlaubnis den Bezirk der Kommandantur nicht verlassen. Und dann zogen sie los, und Carolouis torkelte hinter ihnen drein und geleitete sie treulich und hütete sie vor Gendarmen und anderer Obrigkeit. Aber einmal kam Carolouis wütend zurück und schimpfte wie ein Rohrspatz. Es hatte ihn eine „tête de baudet" genannt. Sonderbarerweise wußte er recht wohl, was das bedeutete. Sonst stand er mit dem Französischen nicht eben vertraulich. Er wunderte sich, daß sie fourche sagten, wenn sie eine Gabel meinten, wo Furche doch etwas im Felde ist, das man mit den Pferden gräbt. Er schüttelte den Kopf, und konnte die Franzosen nicht begreifen. Aber von nun an zog er nicht mehr mit den Bäuerinnen nach Mons-en-P. Außerdem hatte er ja auch auf dem Felde zu tun.

Schlump bestellte Soldaten aus dem Feldrekrutendepot, seinen Kameraden. Die sollten den Weibern gebieten. Das waren nette, gute Kerle, die ihre Sache vorzüglich machten. Einmal kam einer, der die Mütze kerzengerade auf dem Kopfe hatte. Er war zwanzig Jahre alt und Supernumerar von Beruf und ein sehr sauberes Bürschchen. Er wußte wohl, daß man zu solchen Aufträgen nur die Klügsten nahm und meldete sich stolz bei Schlump und sah ihn ein wenig verächtlich von oben bis unten an. Denn Schlump hatte die Mütze schief auf dem Kopfe, und sein Hosenboden hing immer noch etwas herunter. Die Frauen versammelten sich draußen vor der Kommandantur, und Schlump instruierte den Rekruten mit kurzen Worten: Daß er die Frauen an-

stellen müsse zu vieren, am besten in Gruppenkolonne, daß er sie in Mons-en-P. von einem Laden zum anderen führen und daß er sie wieder ordentlich zu Hause abliefern müsse. Dann ging der Rekrut erhobenen Hauptes hinaus. Die Bäuerinnen zogen los, als sie ihn kommen sahen, und einige waren schon ein ganzes Stück voraus. Unser Rekrut rannte ihnen aber nach und hielt sie am Arm fest und zog sie wieder zurück. Die Bäuerinnen waren starr, sie guckten einander an und wußten nicht, was sie sagen sollten. Die ersten blieben wirklich stehen, aber die fünfte wehrte sich und stürzte zurück zu den anderen. „Mais il est fou, ce Prussien! Il est maboule, hein?" Und sie schnatterten aufgeregt und erbost und fuchtelten mit ihren dicken Regenschirmen. Aber der Rekrut ließ nicht locker. Er wurde hochrot im Gesicht und schnaufte und kommandierte, und schließlich hatte er sie wirklich einigermaßen zusammen und zog mit ihnen ab und marschierte an der Seite als Zugführer. Unterwegs traf er seinen Hauptmann. Er kommandierte: Abteilung marsch! und wichste die Beine im Paradeschritt heraus. Der Hauptmann blieb starr vor Staunen auf der Straße stehen und sah ihm lange nach. Schlump hatte mit Herrn Doby hinter der Gardine gestanden und sich halb tot gelacht.

Die Amazonen kamen glücklich auf dem Marktplatz in Mons-en-P. an — und mit einemmal waren die Frauen verschwunden. Die eine lief dahin, die andere dorthin, und der Rekrut konnte gerade noch die letzte am Rocke festhalten. Die aber wehrte sich und wurde falsch und klopfte ihm mit dem Schirm auf die Finger und lief laut gackernd davon. Der arme Junge stand bestürzt da, allein mitten auf dem Marktplatz, und wußte

nicht, was er machen sollte. Zurück zu seiner Kompagnie wagte er sich nicht, denn er konnte ja nicht melden, daß er den Befehl richtig ausgeführt hätte, und nach Loffrande zurück mochte er auch nicht gehen. So blieb er eine Weile stehen. Dann drehte er sich langsam um und schlich nachdenklich in die Kantine. Er machte sich die schlimmsten Gedanken, er fürchtete, womöglich vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Er saß lange in der Kantine, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und machte ein ängstliches Gesicht.
Um fünf Uhr nachmittags aber sah er ein paar bekannte Röcke über den Marktplatz kommen und vor der Kantine warten, und nach wenigen Minuten waren sie alle wieder beisammen. Und friedlich, diesmal nicht in Gruppenkolonne, zogen sie wieder nach Hause.
Schlump schob dem Kameraden ein paar gekochte Eier in die Tasche für die Angst und lobte ihn und bestätigte ihm, daß die Sache gar nicht so einfach sei.

Die Woche ging zu Ende, und es gab eine Menge Berichte zu machen. Jeden an eine andere Stelle. Denn unser braves deutsches Heer war bis ins Kleinste organisiert, und es gab viel Vorgesetzte, die im Rücken der Kanonen ihres Amtes walteten. Die einen wollten jede Woche wissen, wieviel Heu er zur Verfügung hatte, die anderen wieviel Getreide, Kartoffeln und Saatgut, die dritten wieviel Schaufeln, Spaten und feste Säcke, die vierten wieviel in der Woche geackert war und geeggt und gesät, wieviel schon vorher getan und wieviel noch zu tun war, die fünften erkundigten sich nach der

Einwohnerzahl und nach der Anzahl der gefangenen Russen, die in seinem Bezirk beschäftigt waren. In dem letzten Falle durfte er jede Woche eine „Fehlanzeige" machen. Er arbeitete fleißig und machte sich von jeder Meldung eine Abschrift, die er in einer besonderen Mappe aufbewahrte. Denn oft kamen Rückfragen, und dann war es peinlich, wenn man nicht wußte, was man gemeldet hatte. Dann kam Monsieur Bartolomé herein, der am besten säen konnte im ganzen Dorfe. Er holte die Schlüssel zum Saatboden und ließ jeden Tag die Tür hinter sich offen. Und jeden Tag fluchte Schlump wie ein Bauer und schrie hinter ihm drein: „Clos chl'huis, nom di Diou!" Bartolomé kehrte um, grinste und sagte in gutem Französisch: „Pardon, monsieur, je n'y pensais pas." Dann rückte er ab mit den Schlüsseln und klapperte mit den riesigen Hölzern, an denen sie hingen.

Er war kaum hinaus, da ging die Tür wieder auf. Aber diesmal kam ein wilder, kleiner Teufel mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen: die Marie. Sie hüpfte auf Schlump zu, nahm ihn an beiden Händen, zog ihn hinter seinem Tisch vor in eine Ecke, wo man sie nicht sehen konnte. Dort schlang sie ihre beiden Arme um Schlump und küßte ihn so kräftig, daß er keine Luft kriegte. Aber Schlump wußte Rat. Er packte sie noch derber und küßte sie noch toller. Sie zappelte in seinen Armen wie eine Katze und wollte ihm entwischen. Da hob er sie auf und trug sie hinter in sein Stübchen, in dem es weiter nichts gab als sein Bett und einen alten Schrank. Er spürte ihre kleine, feste Brust und drückte sie fest, sie strampelte mit den Beinen, und es entspann sich ein heißer Kampf, jener ewigalte, schöne Krieg,

bei dem das Unterliegen ebenso süß ist wie das Siegen. Und Schlump war nahe daran, den Sieg zu erringen, und die Marie war dabei, mit vieler Lust zu unterliegen — da klingelte das Telephon.

Schlump war immerhin noch Rekrut. Er gehorchte brav und ließ den Teufel liegen und seinen Sieg im Stich und ging ans Telephon. Er nahm den Hörer ab und horchte: „Von Nordwesten feindliche Flieger in Anmarsch. Meldung weitergeben!" Diese Meldung kam fast alle Tage und oft in der Nacht. Sie war nicht unnütz, denn schon einmal hatten englische Flieger ihren Unrat abgeworfen unter die Frauen und Mädchen von Loffrande. Sie hatten eine getötet und mehrere schwer verletzt. Aber es gab keine Fabriksirene im Dorfe, und Schlump konnte nicht warnen, denn ehe er aufs Feld lief oder in die Scheunen zu den Frauen, wäre alles schon geschehen.

Er hing den Hörer wütend wieder an und stürmte zurück in sein Nest. Aber der Vogel war ausgeflogen, und Schlump merkte, daß er eine Dummheit gemacht hatte.

Die Marie aber ist nicht wiedergekommen, und wenn ihr Schlump begegnete, sah sie ihn kaum an und ließ ihn merken, daß sie ihn verachtete. Da merkte er erst recht, daß er ein Schafkopf gewesen war.

Später, nach Jahren, als der Krieg zu Ende ging, unterhielt sich Schlump mit einem alten Landsturmmann über das Leben. Der sagte zu ihm: „Siehst du, mein Junge, ich bedaure und bereue nur eins: Alle die Augenblicke, wo ich versäumt habe, einem hübschen Mädchen gut zu sein." Da dachte Schlump an Loffrande.

Wenn die Bauern in ein anderes Dorf oder in die Stadt gehen wollten, um einen Freund oder eine Schwester zu besuchen oder um Wäsche zu kaufen oder einen Hut, dann mußten sie von Schlump einen gelben Ausweis holen. Schlump hatte für solche Fälle den Freitag festgesetzt, wo sie mit ihren Groschen kamen, um die gelben Laissezpassers zu holen. Und wenn dann die Bauern die Feder nahmen, um ihre Unterschrift zu geben, dann malten sie drei schiefe Kreuze hin, die aussahen wie zerbrochene Leichensteine. Darüber staunte Schlump sehr, und er erzählte ihnen, daß bei ihm zu Hause in der Heimat nicht bloß die Bauern, sondern auch die Kühe lesen und schreiben konnten.

Am Nachmittag pflegten die Mädchen zu kommen. Oft ein Dutzend und mehr. Da war die liebliche blonde Céline mit den lebhaften Augen und dem Näschen wie eine kleine Maus. Sie hatte ein feines zartes Fell, das in der Sonne sanft schimmerte, und schnupperte ununterbrochen mit den feinen schlanken Nüstern. Dann kam die braune Suzanne mit den großen, braunen Augen und den braunen Locken, die über die Stirn heruntertanzten, um die schlimmen Gedanken zu verstecken. Sie hatte einen Körper wie eine Gazelle und lange schlanke, lüsterne Finger. Und dann die blasse Jeanne mit dem schwarzen Haar. Sie hielt sich gerade und hatte einen weichen, leisen Tritt und legte den Kopf in den Nacken und schob die Schenkel vor, die sich hinaufwölbten nach den weichen Hüften. Und andere schöne Mädchen, denen der Schalk in den Augen lachte. Sie wollten am Sonntag alle in die Kirche gehen zu Monsieur Cahot, dem hübschen, ernsten Pfarrer. Auch die große Marianne mit den üppigen roten Backen und hoher

gesunder Brust und mit den schönen Zähnen. Und neben ihr die kleine Anne. Sie hatte ganz wasserblaue Augen und zwei winzige Brüste und eine bläulichschimmernde zarte Haut. Sie sprach fast nie, aber sie schaute immer, und oft atmete sie heftig, und dann glühten ihre Augen auf wie Diamanten im Mondlicht.

Es dauerte bis zum Abend, bis er sie alle los hatte. Denn die Mädchen waren übermütig und machten dem armen Schlump das Leben schwer. Sie drängten sich um ihn und sprachen alle auf ihn ein und ganz schnell und ganz tolles Zeug, damit er sie nicht verstand. Dann lachten sie und stießen sich mit den Ellbogen und blitzten den armen Schlump mit ihren Augen an. Sie diktierten ihm dummes Zeug, wenn er schrieb und nahmen die falschen Ausweise mit. Endlich waren sie fort, und Schlump hörte sie alle davontrippeln.

Dann räumte er rasch zusammen, denn er hatte Hunger gekriegt und ging hinüber in das Estaminet. Er hatte gerade die Tür hinter sich geschlossen und stand im Finstern und suchte nach der anderen Klinke. Da faßten ihn zwei starke, weiche Arme und drückten ihn, und zwei warme Lippen küßten ihn und ließen ihn los; und zwei kleine, schlanke Arme faßten ihn, und zwei weiche, kühle Lippen küßten ihn und ließen ihn los — und dann waren sie weg. Und Schlump hörte kaum ein paar Röcke rascheln. Aber er wußte doch, wer es war; die große Marianne und die kleine fünfzehnjährige Anne.

Madame Doby lachte nicht bei den Späßen ihres Mannes. Sie grämte sich. Sie hatte zwei ledige Töchter im Haus und zwei kräftige Buben auf den Feldern, und es war Krieg. Und man wußte nicht, was kommen konnte. Wenn die Deutschen zurückgingen und ihre Schützengräben durch das Dorf zogen! Wenn die Jungen fortgeholt würden zum Arbeitsdienst oder in ein Gefangenenlager! Sie litt, und die Späße ihres Mannes quälten sie. Zu Schlump war sie gut. Sie wußte wohl, daß er ihr hätte viel Herzeleid bereiten können, wenn er schlecht gewesen wäre. Sie wußte auch, daß er eine Mutter hatte, die sich sorgte wie sie. Sie bat ihn, er möchte ihr Grüße bestellen von Madame Doby. Die Frauen waren sich einig im Leide. Schlump hatte ja noch keine Ahnung, wie deutlich seine Mutter wußte, was ihm noch bevorstand. Und wenn Schlump das versorgte Gesicht der Madame Doby sah, dann begriff er ein wenig, was für Qualen der Krieg bereitete in den Herzen derer, die kein Gewehr trugen, die aber ihr Liebstes gefährdet wußten.

Aber vorläufig ging es ihm ja noch gut. Er wanderte alle Wochen einmal hinauf nach Mons-en-P. zu seiner Kompagnie in die Küche und ließ sich eine Büchse Konservenfleisch geben als Ersatz für die Verpflegung, die ihm zukam. Das gab er dann der Madame. Und sie holte ein Bündel Haricots herunter von der langen Reihe, die draußen unterm Dach hing hinter der Dachrinne, und machte Purée daraus und kochte das Fleisch dazu. Sie aßen alle an einem Tisch und von einer Schüssel. Estelle teilte aus und gab ihm die besten Bissen. Einmal war er allein mit ihr und der kleinen fünfjährigen Hélène. Flore, die große Schwester und

die anderen hatten ihre Arbeit. Sie spielten zu dritt und haschten sich. Er fing die Estelle und packte sie an ihren festen Armen und drückte sie an die Wand und küßte sie. Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und zog ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr: „je vous aime", „ich liebe dich". Schlump erschrak und ließ sie los. Er wurde rot und war ganz betroffen. Denn er fühlte wohl, daß sie mehr wert war als die anderen alle zusammen. Sie aber hatte ihn angesehen und wußte in diesem Augenblick, daß er sie nicht wieder liebte. Sie ging hinaus und ließ sich lange nicht wiedersehen. Ein paar Tage darauf zog sie hinüber zu ihrer Marraine, zu ihrer Patin und wohnte dort und half ihr das Vieh beschicken und die Milch separieren. Erst als Schlump seinen Abschied nehmen mußte, kam sie wieder und half ihm seinen Mantel rollen und den Tornister packen.

Auch die Bauern waren nicht froh. Denn sie hatten kein Wirtshaus wie Doby. Und viele von ihren Feldern lagen brach; nur die wurden bestellt, die nahe an dem Wege lagen. Es gab nicht mehr genug Pferde im Dorfe, und die Kühe wurden immer weniger. Aller Handel und Wandel ruhte ja, und man konnte nichts dazu kaufen, auch wenn man Geld gehabt hätte. Es gab überhaupt kein Eigentum mehr, keine Reichen und keine Armen. Sie mußten alle arbeiten, wenn sie kräftig genug waren und gesund. Die Felder wurden von allen bewirtschaftet, und es war gleich, wem sie gehörten. Am Montag ging Gaston, der schwarzäugige Vorarbeiter, hinauf nach Mons zum Maire und holte Geld. Und am Freitag abend war Löhnung. Sie kamen alle vor Schlumps Kommandantur zusammen. Die großen und die kleinen Bauern, die Frauen, die Mädchen. Und sie lärmten

Madame Doby lachte nicht bei den Späßen ihres Mannes. Sie grämte sich. Sie hatte zwei ledige Töchter im Haus und zwei kräftige Buben auf den Feldern, und es war Krieg. Und man wußte nicht, was kommen konnte. Wenn die Deutschen zurückgingen und ihre Schützengräben durch das Dorf zogen! Wenn die Jungen fortgeholt würden zum Arbeitsdienst oder in ein Gefangenenlager! Sie litt, und die Späße ihres Mannes quälten sie. Zu Schlump war sie gut. Sie wußte wohl, daß er ihr hätte viel Herzeleid bereiten können, wenn er schlecht gewesen wäre. Sie wußte auch, daß er eine Mutter hatte, die sich sorgte wie sie. Sie bat ihn, er möchte ihr Grüße bestellen von Madame Doby. Die Frauen waren sich einig im Leide. Schlump hatte ja noch keine Ahnung, wie deutlich seine Mutter wußte, was ihm noch bevorstand. Und wenn Schlump das versorgte Gesicht der Madame Doby sah, dann begriff er ein wenig, was für Qualen der Krieg bereitete in den Herzen derer, die kein Gewehr trugen, die aber ihr Liebstes gefährdet wußten.

Aber vorläufig ging es ihm ja noch gut. Er wanderte alle Wochen einmal hinauf nach Mons-en-P. zu seiner Kompagnie in die Küche und ließ sich eine Büchse Konservenfleisch geben als Ersatz für die Verpflegung, die ihm zukam. Das gab er dann der Madame. Und sie holte ein Bündel Haricots herunter von der langen Reihe, die draußen unterm Dach hing hinter der Dachrinne, und machte Purée daraus und kochte das Fleisch dazu. Sie aßen alle an einem Tisch und von einer Schüssel. Estelle teilte aus und gab ihm die besten Bissen. Einmal war er allein mit ihr und der kleinen fünfjährigen Hélène. Flore, die große Schwester und

die anderen hatten ihre Arbeit. Sie spielten zu dritt und haschten sich. Er fing die Estelle und packte sie an ihren festen Armen und drückte sie an die Wand und küßte sie. Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und zog ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr: „je vous aime", „ich liebe dich". Schlump erschrak und ließ sie los. Er wurde rot und war ganz betroffen. Denn er fühlte wohl, daß sie mehr wert war als die anderen alle zusammen. Sie aber hatte ihn angesehen und wußte in diesem Augenblick, daß er sie nicht wieder liebte. Sie ging hinaus und ließ sich lange nicht wiedersehen. Ein paar Tage darauf zog sie hinüber zu ihrer Marraine, zu ihrer Patin und wohnte dort und half ihr das Vieh beschicken und die Milch separieren. Erst als Schlump seinen Abschied nehmen mußte, kam sie wieder und half ihm seinen Mantel rollen und den Tornister packen.

Auch die Bauern waren nicht froh. Denn sie hatten kein Wirtshaus wie Doby. Und viele von ihren Feldern lagen brach; nur die wurden bestellt, die nahe an dem Wege lagen. Es gab nicht mehr genug Pferde im Dorfe, und die Kühe wurden immer weniger. Aller Handel und Wandel ruhte ja, und man konnte nichts dazu kaufen, auch wenn man Geld gehabt hätte. Es gab überhaupt kein Eigentum mehr, keine Reichen und keine Armen. Sie mußten alle arbeiten, wenn sie kräftig genug waren und gesund. Die Felder wurden von allen bewirtschaftet, und es war gleich, wem sie gehörten. Am Montag ging Gaston, der schwarzäugige Vorarbeiter, hinauf nach Mons zum Maire und holte Geld. Und am Freitag abend war Löhnung. Sie kamen alle vor Schlumps Kommandantur zusammen. Die großen und die kleinen Bauern, die Frauen, die Mädchen. Und sie lärmten

und summten vor seinem Fenster, und Schlump hatte alle Not, das Geld zu zählen. Damit aber die Mädchen stille waren, hatte er den Carolouis geholt und ihm einen alten Karabiner gegeben ohne Schloß, den die Kavalleristen weggeworfen hatten und den er in seiner Rüstkammer hinter dem Bette fand.

Carolouis ging großspurig mit seinen krummen Beinen vor den Mädchen auf und ab, den Karabiner geschultert und rollte die Augen und machte ein böses Gesicht. Aber die schlimmen Mädchen hatten keine Angst vor ihm. Sie drängten ganz dicht an ihn heran und rissen dann mit großem Gekreisch vor ihm aus. Und die kleine Berthe stellte ihm ihr Bein hin, daß er stolperte und mit seinem Gewehr wild in der Luft herumschwenkte und schließlich mit großem Pardauz auf die Nase fiel. Als er aufstand, war der Karabiner verschwunden. Aber der brave Pfälzer zitterte vor Wut. Er fuchtelte mit der Faust umher und fluchte, daß der Mond hinter den Wolken verschwand. Den Mädchen wurde angst, sie waren ganz stille und stellten sich brav vor die Kommandantur wie die Hühner vor die geschlossene Stalltür. Carolouis aber hörte nach einer Weile auf zu fluchen, und als er sie alle so gehorsam warten sah, verflog sein Zorn, und der Mond kam wieder hinter den Wolken hervor; Carolouis lächelte wieder, und die Mädchen atmeten auf.

Und Schlump konnte ungestört auszahlen. Erst den Männern, dann den Weibern und zuletzt den Mädchen. Dann ging er ins Estaminet, rauchte Zigaretten und spielte Karten mit den jungen Burschen. Er hätte den Krieg vergessen, wenn nicht oft die Fenster so laut geklirrt hätten von den Kanonen, daß sie alle zusammenfuhren.

Es war vormittag. Schlump saß hinter seinem Tisch und schrieb an seine Mutter. Da ging die Tür auf, und ein Feldgendarm trat herein mit seinem messingnen Schild auf der Brust und klirrte mit den Sporen. Er trat an Schlump heran, öffnete ein Notizbuch und ließ Schlump unterschreiben. Dann riß er einen Zettel heraus und legte ihn auf den Tisch: „Wohnt in diesem Kommandanturbezirk eine Madeleine Thouart?" „Ja," meinte Schlump, „in Martinval, gleich im ersten Hause." „Die ist gestern ohne Ausweis angetroffen worden auf dem Wege nach Thumeries." Der Feldgendarm grüßte und klirrte hinaus.

Schlump sah sich den Zettel noch einmal genau an und kratzte sich hinter den Ohren. Bestrafen mußte er sie, der Ordnung halber, das wußte er. Und er wußte auch, daß es Geldstrafen gab und Haft. Aber sie war arm und er wußte nicht, wo er sie hinstecken sollte. Denn ein Spritzenhaus oder etwas ähnliches gab es nicht im Dorfe. Er war in größter Verlegenheit und simpelierte lange über diesen schweren Fall nach.

Da kam ihm eine Idee. Es fiel ihm ein kleines, nettes Haus ein, das von seinen Bewohnern verlassen war. Seine Fenster waren gerade so hoch, daß man kaum herunterspringen konnte. Er ging hin und sah sich's genau an. Ein Zimmer war gut instand. Der Ofen schien in Ordnung zu sein, und die Fenster schlossen gut. Schlump ließ das Haus sauber machen und gut herrichten. Die Hintertür schloß er ab, und von der Vordertür behielt er den Schlüssel bei sich. Er ließ Holz hinbringen und etwas Kohle und einen Stuhl, ein Bett und einen Tisch. Dann ließ er die Madeleine zu sich rufen. Sie erschien auch bald und blieb ängstlich vor

der Tür stehen. Sie hatte rötliche Haare und brave blaue Augen. „Madeleine," sagte Schlump, „Sie sind von einem Feldgendarmen erwischt worden?" „Ja, Monsieur," sagte sie. „Ich wollte für die kleine Lolotte, meine Schwester, einen neuen Rock holen. Sie können es glauben, Monsieur, nichts anderes. Denn der alte ist so zerschlissen, und sie ist so wild." — „Das glaube ich wohl," sagte Schlump bekümmert, „aber ich muß Sie doch bestrafen. Denn wenn ich Sie laufen lasse, dann läuft mir ja das ganze Dorf davon und lacht mich noch dazu aus!" — „O, was wollen Sie denn mit mir machen?" — „Ich muß Sie einen Tag einsperren, Madeleine." — „Mon Dieu, aber wo denn hin, wir haben doch gar kein Gefängnis?" — „Na, Sie brauchen keine Angst zu haben, Madeleine, ich werde es schon so einrichten, daß Sie nicht zu frieren brauchen und daß es nicht so schlimm wird." Da wurde sie still, und plötzlich sah sie ihn ganz stolz an: „Tun Sie, was Sie wollen, Monsieur," sagte sie und ging hinaus.

Schlump bestellte sie am Mittwoch nachmittag um fünf Uhr an die Kommandantur. Sie sollte Bettwäsche und Verpflegung für einen Tag mitbringen. Monsieur Doby lachte und fragte ihn, ob er dann alle zwei Stunden kontrollieren gehen wollte. Aber Schlump mochte jetzt nichts von seinen Späßen wissen, denn die Geschichte war ihm ein wenig peinlich. Sie kam auch pünktlich mit ihrem Körbchen am Arm und einem Paket in der Hand. Sie behandelte ihn sehr von oben herab und sah ihn kaum an. Schlump nahm den riesigen Schlüssel und ging mit ihr davon. Monsieur Doby lachte hinter ihnen her. Schlump schloß das Häuschen auf. Er hatte von der Madame Doby noch einen Topf

Kaffee auf den Ofen stellen lassen, damit ihr das Leben in dem Gefängnis etwas leichter würde. Sie stellte ihr Körbchen auf den Tisch und sah sich um und setzte sich hin und nahm Nadel und Garn aus dem Korb heraus.
„Morgen um zwölf wird Ihnen Madame Doby warmes Essen bringen," sagte Schlump, „und nachmittags um sechs Uhr hole ich Sie wieder ab."
Sie antwortete nicht. Aber plötzlich stand sie auf und sah nach dem Bett und schaute Schlump groß an. Dann blickte sie wieder nach dem Bett und wieder zu Schlump und wurde rot und sehr verlegen. Schlump begriff sie nicht. Und so schauten sich beide eine ganze Weile an und wußten in ihrer Verlegenheit nicht aus noch ein.
„Aber, Monsieur," sagte sie endlich, „ich kann doch nicht ..." und da hielt sie ratlos inne und blickte unter das Bett und sah ihn immer ängstlicher und verlegener an. Jetzt begriff er sie. „Ich komme gleich zurück," rief er und verschwand.
Er eilte zurück und ging auf den Zaun zu, der zwischen dem Wirtshaus und dem Nachbar das Grundstück abgrenzte. Schlump nahm einen von den vielen Nachttöpfen herunter, die jede der grauen Latten als Helm zierten. Sie saßen dort oben wohl ausgerichtet, mit dem Henkel nach vorn wie eine ordentliche Korporalschaft. Neben ihnen schloß sich die zweite Korporalschaft an, die Nachttöpfe des Nachbarn, die ihre Henkel nach der anderen Seite drehten und ihre Rückseite zeigten. Schlump nahm den ersten, den weißen, der vielleicht Gefreiter war, denn die anderen leuchteten alle in blauer Uniform.
Er marschierte mit diesem lächerlichen Geschirr durch

das ganze Dorf und grüßte die Leute, die gerade von den Feldern kamen und sich sehr wunderten und ihn fragten, ob eins im Sterben liege, weil er das Gefäß so feierlich vor sich her trug wie ein Priester.
Aber die Madeleine bedankte sich freundlich und war ihm nicht mehr böse.

Vater Rohaut stand vor Schlump an der Tür und drehte den Hut zwischen seinen großen Fingern. Er hatte drei bildschöne Töchter, von denen die Jeanne mit den gewölbten Schenkeln die älteste war. Er bat ihn darum, daß doch seine Felder bestellt würden, die schon im zweiten Jahre brachlägen. „Gewiß, Vater Rohaut," sagte Schlump, „aber Sie wissen ja, wir haben zu wenig Gespanne und müssen die Felder an der Straße bestellen. Denn wenn der Herr Major aus Thumeries mit seinem Wagen durch Loffrande inspizieren fährt, dann will er Arbeit sehen." Schlump hatte Mitleid mit ihm, denn er war so traurig, und Monsieur Doby hielt ihn immer zum besten, weil er nicht gleich kapierte und sich alles gefallen ließ. Neulich hatte Doby ihm die Stiefel, die er immer auszog vor der Stube, um die Madame mit sauberen Holzschuhen zu begrüßen, — Monsieur Doby hatte ihm seine riesigen hohen Wasserstiefel voll Jauche gegossen. Da es finster war, als er ging, fuhr er tapfer mit einem Fuße hinein. Und obwohl ihm der braune Most bis ins Gesicht spritzte, versuchte er es mit dem anderen Fuße auch, um zu sehen, ob er hier dasselbe Wunder erlebte.
Rohaut ging also traurig fort von Schlump, und kaum

war er drüben, die Madame Doby zu begrüßen, als draußen auf der Straße ein schreckliches Unglück passierte. Die Jungens hatten sich Holzsäbel gemacht und die Nachttöpfe vom Zaune genommen und auf den Kopf gesetzt und spielten Räuber und Soldaten. Der kleine Erneste von der Witwe Foulard drüben — ihr Mann war 1914 in Maubeuge gefallen — ging tapfer los auf den elenden Räuber. Doch der war nicht feige, er warf seinen Säbel weg und schlug dem Feind mit der Hand auf den Topf, daß er bis über die Ohren hineinrutschte. Erneste griff mit beiden Händen zu und wollte den Topf hochschieben — aber es ging nicht! Er riß sich bloß gehörig an den Ohren. Da fing er an zu brüllen, als ob er am Spieße stäke. Und da die Stimme im Nachttopf keinen Ausweg fand, gab das einen seltsamen, lustigen Ton. Etwa wie wenn eine Hummel ksich in der Gießanne gefangen hätte und nun summend und surrend drin herumtobte und an die blecherne Wand ratzte mit ihrem plumpen Leib und dann noch lauter dröhnte, bis sie endlich aus dem Loche herausfahren durfte. Aber Erneste durfte nicht aus dem Loche herausfahren. Die Jungens standen um ihn herum und wälzten sich vor Lachen. Bis es einem doch schließlich angst wurde und er dem armen Kerle helfen wollte. Er faßte mit beiden Händen an dem verfluchten Nachtgeschirr und hob es in die Höhe; aber Erneste brüllte nur noch lauter und der erschrockene Junge ließ den Topf wieder fallen. Inzwischen war die Mutter herbeigeeilt und faßte auch mit beiden Händen zu und hob den Nachttopf mit samt dem Söhnchen in die Höhe, so daß der arme Junge mit den Beinen zappelte und schrecklich zeterte. Die Nachbarinnen kamen herbeigelaufen

und versuchten alles und rangen die Hände. „Er muß verhungern", sagte Madame Besnard und fing an zu weinen. In ihrer Angst brachte die unglückliche Mutter das Kind mit seiner eisernen Maske zu Schlump und fragte ihn, ob der arme Junge etwa sein ganzes Leben im Nachttopf zubringen müsse. Und wenn der Nachttopf zu klein würde, was dann geschehen sollte, fragte entsetzt eine andere. Schlump meinte, man müßte zum Doktor gehen, er wollte ihnen allen einen Ausweis geben dahin. Da dankten sie ihm für den glücklichen Einfall und baten ihn, gleich zu schreiben. Aber Schlump erklärte ihnen, daß er mitgehen wollte. Währenddem hatte sich eine Menge Volkes vor der Kommandantur gesammelt, die sich ehrfürchtig teilte, als Schlump mit der schwergeprüften Mutter und dem Jungen im Nachttopf erschien. Dann zogen sie alle hinter Schlump her, hinauf nach Mons-en-P. In Deux Villes kamen alle Leute gelaufen, und die unglückliche Mutter mußte unter Tränen die Geschichte erzählen, und der Junge fing wieder an, in seinem Gefängnis laut zu summen und zu tönen. Darauf ging es weiter, und die Leute von Deux Villes schlossen sich an. Sie kamen nach Mons-en-P. und klopften den Doktor heraus. Alles schwieg, als der Doktor probierte. Der machte ein ernstes Gesicht und legte den Kopf auf die Seite und kniff die Augen zusammen und dachte eine Weile nach. Schließlich erklärte er, daß er hier nicht helfen könnte und daß sie zum Klempner gehen müßten. Das sahen sie denn auch alle ein und stimmten dem erfahrenen Arzte zu, und die Mutter schöpfte viel Hoffnung. Und so zogen sie weiter. Es hatte sich aber inzwischen viel Volks um Schlump und seine Getreuen gesammelt, und man hörte

kaum noch die Hummel in ihrem Nachttopf singen, so groß war das Gemurmel und die Erregung der Menge. Schließlich kamen sie an beim Klempner, und Schlump ging mit hinein, und die Leute warteten draußen.

Der Hauptmann, der das Rekrutenbataillon befehligte und der gerade dem Klempner gegenüber wohnte, war ein aufgeregter Herr. Als er die erregten Menschen sah, die alle lebhaft sprachen und mit den Händen fuchtelten, glaubte er, es sei ein Anschlag auf das Heer geplant und die Leute würden am hellen lichten Tage von dem Klempner bewaffnet. Er stürzte ans Telephon und benachrichtigte die Wache und alarmierte die gesamte Garnison. Fünf Minuten später rückten die Truppen mit gefälltem Bajonett heran, im Sturmschritt und beim Wirbel der Tamboure. Sie umzingelten die Einwohner von Mons-en-P., Deux Villes und Loffrande, und ein Leutnant trat heraus mit gezücktem Degen und forderte sie auf, sich zu ergeben. In ihrer Angst holten die armen Leute Schlump heraus, der vor den Leutnant hintrat, stramm machte und die Sachlage mit kurzen, knappen Worten erklärte. Der Leutnant lächelte, steckte den Degen in die Scheide, ließ die Soldaten Gewehr bei Fuß stehen und übergab das Kommando einem Vizefeldwebel. Dann ging er mit Schlump zum Klempner hinein. Der hatte gerade die große Drahtschere angesetzt und zerschnitt knirschend den blechernen Nachttopf. Der Junge war ganz still. Die Mutter rief ihm zu, er solle die Augen zumachen. Und ein paar Augenblicke später hielt sie ihren Sohn im Arm, und unter Tränen wischte sie ihm die beiden Rotzlichter ab, die bis aufs Kinn herunterhingen.

Der Leutnant schickte seine Soldaten nach Hause und begab sich zum Hauptmann, der inzwischen schon den Helm aufgesetzt hatte, um Bericht zu erstatten. Schlump aber zog im Triumph mit seinen Untertanen wieder nach Loffrande zurück.

Madame Gaspar aus Drumez stand vor Schlump und stemmte ihre knochige Hand auf den Tisch. Sie hatte Holzschuhe an und sah aus wie ein alter dürrer Christbaum. Sie war lang wie eine Hopfenstange, aus den Holzschuhen langten ein paar dünne Stecken heraus, die in dicken, wollnen Strümpfen staken. Der lange schwarze Rock hing in dichten Falten an der Taille und eine wollene Jacke zwängte sich um ihre magere Brust und versteckte die Hälfte des dürren Halses. Sie hatte einen spitzigen Adamsapfel wie ein Mann, der zwischen den beiden steilen Sehnen herausguckte, die das scharfe Kinn hielten. Ihr Gesicht sah aus wie alter Camembertkäse; ein paar graue Augen schauten eiskalt aus den farblosen Wimpern heraus, und von den Brauen war nichts zu sehen in der senkrechten viereckigen Stirn. Sie war wirklich so dünn wie eine Hopfenstange, bloß die Hüften standen im rechten Winkel heraus wie ein paar Äste, an denen kein grünes Zweiglein mehr wuchs.
„Ich will mich über Madame Fontaine beklagen", sagte sie und sah ihn böse an.
„So?" fragte Schlump.
Jetzt wurde die Dürre lebendig und fing an, sehr geläufig zu reden.
„Ja, diese Person hat gesagt, ich hätte zu Madame

Aulnoy gesagt, Madame Patard hätte gesagt, sie hätte mit Carolouis in einem Bett geschlafen. Natürlich hat sie mit Carolouis in einem Bett geschlafen, das tut sie auch noch, das weiß ich, ganz genau weiß ich das, so wahr ich Madame Gaspard heiße, weiß ich das, denn solche Leute haben kein Ehrgefühl, und sie schämen sich nicht, mit einem Prussien zu schlafen, noch dazu mit einem krummbeinigen. Aber diese Leute sind auch noch gemein und frech und behaupten, ich hätte das zu Madame Aulnoy gesagt, und Madame Aulnoy ist Zeuge, daß ich mit ihr niemals über diese Person gesprochen habe. Aber die Fontaine lügt, und überhaupt gehört sie ins Gefängnis, sie schämt sich nicht, ihre Kuh alle Tage auf meiner Wiese grasen zu lassen, und Klee hat sie auch schon gemaust, und ihr Bruder, der ..."

„Warten Sie einen Augenblick," schrie Schlump dazwischen, „draußen geht gerade Carolouis vorbei, der kann doch die Fontaine holen." Schlump war froh, daß er ihr Mundwerk einmal abstoppen konnte.

„Jawohl, rufen Sie diese Fontaine, sagen Sie ihm, er soll sie holen."

Und Schlump machte das Fenster auf und rief Carolouis herein und sagte ihm, daß er die Fontaine holen sollte, die Madame Gaspard wäre da und hätte sich über sie beschwert.

Nach fünf Minuten kam die Fontaine. Sie hatte ein dreckiges wollenes Tuch um die Schultern und an den Füßen ein paar Filzschuhe oder so etwas Ähnliches. Sie stemmte sogleich ihre Arme in die Hüften, die sich breit und gesund ausnahmen neben der Gaspard. Dann guckte sie an der Gaspard vorbei und machte den Mund auf. Ihr Gesicht war schwarz wie ein Ofenloch,

und um den Mund herum wuchs in einzelnen Büschen ein langhaariger, schwarzgrauer Schnurrbart, so daß diese Gegend ihres Gesichtes aussah wie ein englischer Park. Zu beiden Seiten der Hakennase aber leuchteten und funkelten ein paar lebendige, kohlschwarze Augen aus langen, schwarzen Wimpern hervor, und darüber hingen buschige, verfilzte graue Brauen herunter. Auf dem Kopfe aber hausten die schwarzen Haare durcheinander in fettigen Strähnen, und es sah aus, als hätte sie sich nie in ihrem Leben den Kopf gewaschen. Sie machte den Mund auf und fragte: „Eh bien, quoi?"

„Madame Gaspard sagt, Sie hätten gesagt, daß Carolouis ... oder wie war das, Madame Gaspard?" fragte Schlump. Aber als die Schwarze den Namen Carolouis hörte, fuhr sie auf wie gestochen.

„Was?" schrie sie, „was, sie hat wieder von Carolouis geschwatzt? Und dabei hat sie drei Männer gehabt ..."

„Sie haben drei Männer gehabt," geiferte die Dürre dazwischen, „und zu gleicher Zeit und nicht hintereinander wie ich und ..."

„Drei Männer und mit dem buckligen Knecht hat sie geschlafen, das schamlose Frauenzimmer, diese stolze Gans, diese dreckige ..."

„Dreckig, wer ist dreckig, wer ist verlaust wie ein Prussien, wer hurt herum, wer maust und stiehlt in der Nacht, wer hat die arme Célestine verkuppelt an den Gendarmen für ein paar Sou, von dem sie das Kind hat, wer ..."

Und sie hob die Krallen auf und wollte der anderen in die Haare fahren, aber die wehrte sich und zeigte auch ihre Krallen, und sie gingen aufeinander los und sperrten die Mäuler mit den Zahnlücken weit auf — da platzte

Schlump so laut heraus und lachte so unbändig, daß ihn die streitbaren Weiber verdutzt ansahen, kehrt machten und zur Tür hinausfuhren. Dabei stießen sie aber mit dem Hintern zusammen, daß die Tür herumflog und mit der Klinke ein Loch in die Wand schlug.
Madame Doby kam entsetzt aus der Küche und sah Schlump groß an, der sich die Tränen abwischte und auf das Loch in der Mauer zeigte.

Der Sommer war längst vorüber, und auch der Herbst. Es kamen die Tage, wo man nicht weiß, ob der Winter schon da ist. Manchmal wehte ein feuchter Wind über die Wipfel und schüttelte sie ein wenig, und die Sträucher troffen von dem ewigen Nebel, und die Klinken an den Häusern waren naß, und von der Dachrinne tropfte in jeder Minute ein dicker Tropfen auf den Stein.
Sie hatten angefangen zu dreschen. Die Dreschmaschine sang einen hohen Ton, den man durch das ganze Dorf hörte. Und wenn sie ihr viel zu fressen gaben, stieg diese eintönige Melodie eine kleine Terz höher hinauf, um dann bald wieder in ihr altes Lied herunterzufallen. Die Kanonen in der Ferne klopften einen raschen Takt dazu. Die Mädchen gaben die Garben hinauf, und ab und zu kam ein Bursche in die Scheune gesprungen und kniff sie in die Beine, daß sie laut und freudig schrien. Der hochgeladene Wagen mit dem gelben Weizen schaukelte an der Kommandantur vorbei und wich dem anderen aus, der das gedroschene Stroh wieder hinausfuhr, wo sie einen riesigen Feim aufbauten.

Der kleine Major von der Wirtschaftsgruppe, zu dem Schlump seine wöchentlichen Berichte machte, war vor ein paar Tagen dagewesen. Er fragte Schlump nach den Vorräten, nach dem Heu, wieviel Saatgut da wäre und wieviel er Butter ablieferte. Schlump berichtete und gab die Zahlen an, kurz und knapp, und meldete, daß er alle Donnerstage buttern ließ, damit die Bauern pünktlich abliefern konnten. Er hatte eine energische Bürgermeisterin, die das besorgte und mit ihm alle Wochen abrechnete. Der Major schien zufrieden zu sein. Er schnalzte mit der Zunge, zog die Zügel an und fuhr davon.

Hinter ihm fuhr Louis Gez in die Stube. Er war genau anderthalb Meter groß und, obwohl seine Schultern schräg abfielen, ebenso breit. Er hatte unverschämt breite Manchesterhosen an, die über den Schuhen zusammengebunden waren, und ein rotes Schnupftuch um den Hals und eine Mütze im Genick.

„Sie müssen sich einen Schnurrbart stehen lassen," sagte er zu Schlump, „das haben die Mädchen gerne. Ich weiß eine Hübsche für Sie, ein tüchtiges, strammes Mädchen, wissen Sie, aber Sie müssen mir einen Gefallen tun ..."

Schlump wußte schon, wen er meinte: die Hélène drüben in Marchelles, aber die war weit und breit bekannt, sie hatte schon dem ganzen Artillerieregiment aus der Not geholfen, das drüben im Quartier lag.

„Was hast du denn auf dem Herzen?" fragte Schlump.

„Ich habe keinen Priem mehr, Monsieur Jean, Sie wissen ja, ein Mann ohne Priem ist doch bloß ein halber Mann."

„Ja," sagte Schlump, „morgen gehe ich hinauf in die

Kantine und hol dir welchen, und auch Schnupftabak für deine Nachbarin, für die Madame Héaulmière. Aber hör mal, Louis, ist die Geschichte wahr, du weißt doch, die Geschichte in Arras?"

„Ob sie wahr ist! Ja, das waren andere Zeiten, damals, wissen Sie, da gab es noch Priem und Kognak — ach Kognak, haben Sie keinen Kognak in der Kantine?" unterbrach er sich.

„Du kriegst eine halbe Flasche, Louis, bestimmt, ich versprech dir's."

„Merci, Monsieur Jean, merci. Ja, wissen Sie, damals, da gab's noch Kognak und Priem in Hülle und Fülle. Es war gerade Ducasse in Arras, und sie hatten eine Zuchtbullenausstellung arrangiert, wissen Sie. Da liefen die großen Bauern in den Straßen herum mit ihren dicken Knüppeln und riefen den Mädchen Schweinereien nach und drehten an ihren Schnurrbärten und klimperten mit den groben Talern in der Tasche und sahen genau aus wie ihre Bullen. Und Hörner hat man ihnen auch aufgesetzt, die konnte man bloß nicht sehen." Und dabei zwinkerte er heftig mit den Augen. „Ich bediente die große Maschine auf der Ducasse, die neben dem Kinomatographentheater stand und den Dynamo trieb. Sie lief von selber, und ich saß den ganzen Tag im Estaminet am Markt bei der hübschen Céline. Wissen Sie, das war ein Staatsweib, die Céline. Ja, und wie ich so meinen Kognak trinke, da fangen sie draußen auf der Straße auf einmal an zu rennen und zu schreien, und die Bauern kommen gelaufen mit puterroten Gesichtern und fuchteln mit den Stöcken und rammeln in das Estaminet. Und die Weiber kreischen, und einer ist buchstäblich durch die Scheibe ge-

sprungen und hat sich die dicken Backen zerschnitten. In einer Sekunde war das Lokal voll und der Marktplatz wie ausgestorben. Ich gehe zur Tür hinaus und sehe mitten auf dem Platz einen riesigen Bullen stehen. Ein Staatskerl, wissen Sie, mit mächtigen Hörnern, und einem Genick! Und er stemmt die Vorderfüße gegen den Boden und wippt mit dem dicken Kopf und wirft ihn in die Höhe wie die Pferde, wenn sie der Hafer sticht. Und — ich seh's noch heute — vor ihm, keine zehn Schritte vor ihm, am Brunnen, spielt ein Kind, ein kleines Mädchen, und ahnt nichts und dahlt und singt. Die Weiber hatten die Fenster oben aufgerissen und schreien und ringen die Hände und wissen sich keinen Rat. Da geht drüben die Tür auf, und ein Weib stürzt heraus, ein schmächtiges Ding, wissen Sie, blaß, keine vierzig Kilo, sie rennt an dem Bullen vorbei, reißt das Kind an sich und rast zurück, und der Bulle stiert saudumm hinter ihr drein. Da haben die Weiber geklatscht aus ihren Fenstern und bravo geschrien wie in Paris die verrückten Weiber in der Oper.

Ich hab mich geschämt, ich war wütend, denn die Weiber hierzulande haben schon sowieso den Schnurrbart lang genug. Aber ich wollte es ihnen beweisen. Ich bin langsam auf das Vieh losgegangen, das wieder anfing zu scharren und zu wippen und steh vor ihm, und das Vieh glotzt mich an! Ich pack es an den Hörnern, wie der Blitz, und ruck — ruck — da lag das Aas auf dem Rücken!

Da haben die Weiber wieder gerast und haben geklatscht und, wissen Sie, Monsieur Jean, hinterher habe ich gute Zeit gehabt ... schöne Arbeit ..." Und er lachte und spuckte aus und wiegte sich auf seinen kurzen Beinen.

Schlump versprach ihm den Priem noch einmal und den Kognak. Aber Louis meinte, daß er nicht deswegen gekommen sei. „Sie wissen doch, wir sind arm, und die kleine Célestine, die das Kind hat von dem Gendarm, wohnt doch bei mir. Wir brauchen Holz, geben Sie mir einen Ausweis, daß ich drüben sammeln kann, drüben im Wald, in Marchelles." Schlump gab ihm den Ausweis, denn er wußte, daß drüben die Madame Drouart wohnte. Und Louis Gez liebte sie.

Seine Kameraden, die Rekruten, die mit ihm aus der Heimat gekommen waren, hatte man längst nach der Front abgeschoben. Andere waren gekommen, die jetzt in Carvin ausgebildet wurden. Nur ein paar Schreibstuben waren geblieben.
Der Wind wehte kühler, und Weihnachten stand vor der Tür. Eines Tages sagte die Ordonnanz, die alle Tage zu ihm die Befehle brachte und seine Meldungen mitnahm, daß er wahrscheinlich bald Einquartierung bekäme, Train, und daß er dann wohl abgelöst würde. Eine Stunde darauf klingelte das Telephon, und Unteroffizier Nebe von der Ortskommandantur Mons-en-P. rief ihn an. Das war der Unteroffizier, an den Schlump immer die Butter und die Eier abliefern mußte und der diese Nahrungsmittel an die Lazarette weiterleiten mußte. Schlump konnte ihn nicht leiden, weil er nie genug kriegen konnte und weil er falsch war und niederträchtig. Der sagte ihm, daß in zwei Tagen eine Trainabteilung käme und daß er dann abgelöst würde. Der Tag seines Abmarsches würde ihm noch mitgeteilt

werden. Schlump hing den Hörer ärgerlich an, denn er hatte die Schadenfreude wohl herausgehört.
Am Nachmittag stürmte Schlump hinauf nach Monsen-P., um sich genaue Auskunft zu holen. Die Tage waren kurz und als er in die Kommandantur eintrat, herrschte draußen stockdunkle Nacht. Er trat ein und meldete sich. Der Unteroffizier ließ ihn eine ganze Weile stehen. Dann stellte er sich breitbeinig vor ihm hin, steckte die Hände in die Hosentaschen, lachte und sagte höhnisch zu ihm:
„Na, Kleiner, da wird deine Mutter Rotz und Wasser heulen, wenn ihr Bürschchen an die Front muß!"
Schlump war erst siebzehn Jahre alt und hatte noch eine große Portion Ehrgefühl. Ihm war es, als hätte man an sein Heiligstes gerührt. Es ging ihm wie damals, als er dem Kavalleristen die Eßschüssel in die Fresse warf. Es quirlte ihm schwarz und rot vor den Augen, er geriet in eine unbeschreibliche Wut: Er schlug den Unteroffizier mit der Faust ins Gesicht, daß er taumelte. Was dann folgte, ist ihm nie recht klar geworden. Er machte kehrt und rannte davon. Er hörte ein tolles Schreien hinter sich, Stühle umfallen und ein Klirren und Klappern, wie wenn Gewehre zusammenstoßen. Er dachte, daß man die Wache auf ihn hetzte. Aber er war schon in der Finsternis verschwunden. Er rannte und rannte, hinunter nach Deux Villes, und wußte nicht wohin. Er kam an einem einsamen Häuschen vorbei, dessen freundliche Einwohner er kannte. Er trat ein und begrüßte sie so ruhig, als er nur vermochte.
Er setzte sich an den Ofen. Die Leute wunderten sich nicht, denn er war schon öfter bei ihnen eingekehrt, um ein paar Worte zu plaudern.

„Chauffez-vous, Monsieur", sagte die Madame und schob ihm einen Stuhl hin und gab ihm eine Tasse Kaffee und ein Stück Zucker in die Hand. Sie bedauerte, daß sie ihm keinen Kognak geben konnte und fing an, über den unglücklichen Krieg zu klagen. Schlump hörte mit einem Ohr hin und gab zerstreute Antworten, mit dem anderen Ohr aber lauschte er hinaus in die Nacht. Es mußte doch jeden Augenblick die Wache kommen, die nach ihm suchte. Und bei jedem Geräusch, das er draußen vernahm, zuckte er zusammen, und sein Herz fing an zu schlagen. Und wenn er draußen Schritte hörte, dann fuhr er entsetzt von seinem Stuhle auf und zwang sich wieder und setzte sich hin und redete dummes Zeug. Die Madame fragte ihn erstaunt, was er habe. Er versuchte zu lächeln und sagte: „Nichts." Dann fühlte er sich auf einmal nicht mehr sicher und verabschiedete sich hastig, und die Madame schüttelte den Kopf hinter ihm, denn er hatte sie mitten im Wort unterbrochen und war gegangen.

Schlump horchte voller Angst, ob niemand käme, dann raste er über das Feld auf ein Gebüsch zu, um sich zu verstecken. Er hielt mit den Händen die Zweige zusammen und kauerte auf der Erde und versuchte, seine Gedanken zu sammeln.

„Jetzt bist du fahnenflüchtig," sagte er sich, „und wenn sie dich haben, dann kommst du vor ein Kriegsgericht und wirst verurteilt wegen tätlicher Widersetzlichkeit vor dem Feind. Darauf gibt es Erschießen. Und deine Mutter! Und dein Vater! Was für Kummer machst du ihnen!" Und er sah sie zu Hause sitzen und verstört auffahren, wenn es klingelte, denn sie würden sich schämen vor den Leuten und würden sich vor ihnen

fürchten. Dann machte er wahnsinnige Pläne, um ihnen den Kummer zu ersparen. Er wollte alles gestehen und dann reden, daß sie mitleidig sein mußten und den Anlaß seines Verbrechens berücksichtigten. Aber dann sah er diese satten Kerle dasitzen und sah sich hilflos dastehen und kein Wort herauskriegen. Nein, so ging es nicht.

Aber jetzt ist es noch Nacht, und er konnte weit kommen, wenn er abrückte. Er könnte sich nach Holland flüchten. Ja, aber — das wäre ein Marsch von mehreren Tagen, und er hätte nichts zu essen — das wäre ja das wenigste — aber er hätte keinen Ausweis, und die Gendarmen würden ihn aufgreifen, denn seine Flucht ist ja schon nach allen Richtungen gemeldet. Halt, er könnte sich in seine Kommandantur schleichen und sich selbst einen Ausweis machen, auf einen anderen Namen und mit ein paar Stempeln. O, die Kommandantur wird gewiß schon besetzt sein, denn da werden sie ihn zuerst gesucht haben.

Dann wußte er nicht weiter. Und er kauerte am Boden, und die Zeit verging. Er fing an zu frieren und zu klappern.

Er schlief ein, schreckte hoch und schlief wieder ein. Er phantasierte, halb im Schlaf und halb im Wachen.

Im Osten begann es schon ein wenig hell zu werden. Schlump machte sich auf den Weg nach Seclin. Er spähte vorsichtig nach allen Seiten. Aber es war nichts zu sehen. Alles blieb ruhig. In der Ferne bellte ein Hund. In Seclin hatte er einen Freund, einen Telephonisten, der mit ihm zu gleicher Zeit von den Rekruten abkommandiert war. Den wollte er fragen, ob seine Flucht gemeldet sei.

Schlump suchte sein Quartier auf — er wohnte bei ein paar alten Leuten — und erfuhr, daß der Freund Nachtdienst habe bis acht Uhr morgens. Das war günstig. Vorsichtig schlich er in die Telephonstube hinein und weckte den Freund, der auf einer Pritsche schlief. Der Freund wußte nichts. Es war auch keine Meldung durchgegeben worden. Da atmete Schlump auf. Er wurde plötzlich ganz ruhig. „Der Unteroffizier hat ein schlechtes Gewissen," dachte er, „der hat die Butter nie in die Lazarette abgeliefert, wie sich's gehört. Ich weiß, daß er sie nach Hause geschickt hat und den Feldwebeln gegeben hat, mit denen er unter einer Decke steckt. Ich weiß auch, daß er ein paar Weiber hat in Mons-en-P., denen er alles Mögliche zusteckt." Schlump mußte ihm ja damals die Tauben versorgen für die Weiber. „Er hat ein schlechtes Gewissen und meldet mich nicht." Aber da fiel ihm ein, daß ein Husarenleutnant in der Kommandantur gesessen hatte, den er gar nicht kannte. Der hatte alles gehört. Da fiel ihm das Herz wieder in die Hosen. Der konnte so etwas nicht verschweigen. Er war ein älterer Mann, wahrscheinlich hatte man ihn dem Unteroffizier beigegeben, damit jemand da war, der die Unterschriften machte. Vielleicht war das ein anständiger Kerl? Schlump beschloß, bis um acht Uhr zu warten und dann den Unteroffizier anzurufen. Er wußte, daß um diese Zeit der Unteroffizier allein in der Schreibstube war, und beschloß, ihm nicht zu verraten, von wo aus er telephonierte.

Kurz nach acht Uhr rief er an.

„Hören Sie", sagte der Unteroffizier barsch und böse, „Sie wissen wohl, was Sie angestellt haben und was Ihnen bevorsteht!"

Schlump schwieg. Der Unteroffizier fuhr fort:
„In Anbetracht ihrer Jugend habe ich von einer Meldung abgesehen. Melden Sie sich sofort bei dem Leutnant, der die Sache mit angesehen hat. Und dann kommen Sie zu mir und entschuldigen Sie sich!"
Schlump jubelte auf. Er wußte, er hatte gewonnen. Er lief zurück, noch immer vorsichtig, denn er traute dem Unteroffizier nicht und meldete sich bei dem Leutnant. Das war ein vernünftiger Mann. Der ließ ihn auf einen Stuhl setzen und fragte ihn aus: nach seinen Eltern, nach seinem Alter, nach allem. Dann hielt er ihm sein Benehmen vor, zeigte ihm sein Vergehen und die Folgen und ermahnte ihn, zum Unteroffizier zu gehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Schlump bedankte sich bei ihm und ging in die Kommandantur. Der Unteroffizier geriet in die größte Wut, als er ihn sah. Er schrie ihn an, schimpfte ihn einen Lumpen, einen Verbrecher, einen Strauchdieb und packte alle Kosenamen aus, die in der deutschen Armee geläufig waren. Schlump stand während der ganzen Zeit stramm, die Hände an der Hosennaht. Dann fauchte ihn der Unteroffizier an:
„Scheren Sie sich raus!"
Schlump ging nach Hause wie jemand, der auf dem Schafott begnadigt wurde. Er dachte an seine Mutter und atmete auf.

Der Quartiermacher vom Train ging mit Schlump durch das Dorf und ließ sich alle Quartiere genau zeigen und notierte sich alles.

Tags darauf zogen die Trainsoldaten auf ihren Kutscherböcken ein. Sie hatten Lederhosen, neue Schafspelze am Leib und neue Stiefel an den Füßen. Schlump wunderte sich, daß sie so gut ausgerüstet waren und fragte einen, wo sie die neuen Sachen her hätten.
„Ja," lachte der, „wir ziehen doch keine alten Lumpen an, es gibt doch genug neue Klamotten. So dumm sind wir noch lange nicht!"
Sie hatten zum Schmuck auch einen Karabiner am Wagen hängen und trugen lange Säbel und klirrende Sporen. Sie brachten ihre Pferde unter, bezogen ihre Quartiere und schliefen sich aus. Am nächsten Morgen — sie hatten den ganzen Tag keinen Dienst — kam ein Trainsoldat höchst aufgeregt und erzürnt zu Schlump in die Schreibstube und brüllte ihn an:
„Was fällt dir denn ein, mir so ein Quartier anzubieten! Was denkst du denn, was wir hinter uns haben? Wir brauchen Ruhe und Schlaf! Ich kann nicht auf einem Strohsack schlafen, ich muß ein ordentliches Bett haben!"
Schlump schob die Schuld auf den Quartiermeister, aber er versprach ihm ein besseres Quartier.
Hinter ihm kam der Trainleutnant angehumpelt, er stützte sich auf einen Stock und machte ein strenges Gesicht. Er war noch sehr jung und von Beruf Landwirtschaftsvolontär. Er brachte einen Vizewachtmeister mit, einen Unteroffizier und zwei Schreiber. Der Leutnant nahm Besitz von der Kommandantur, indem er sich mitten in die Stube auf einen Stuhl setzte, die Hände auf den Stock stützte und sich laut und großspurig nach allem erkundigte: nach den Aufgaben und Pflichten der Kommandantur, nach der Zahl ihrer Untertanen,

nach den vorgesetzten Behörden und nach der Gesinnung der Franzosen. Dann stöhnte er und hinkte hinaus und biß die Zähne zusammen. Von der Tür aus befahl er noch, den Vizewachtmeister, den Unteroffizier und die zwei Schreiber gründlich einzurichten, damit der Innenbetrieb weitergehen konnte, wenn Schlump abkommandiert würde. Den Außendienst wollte der Herr Leutnant mit seinen Trainsoldaten selber versorgen.

Schlump wurde jetzt von der Trainabteilung verpflegt. Da die Trainfahrer sich in ihren Quartieren selbst verköstigen, bekommen sie alle Lebensmittel in natura ausgehändigt. Schlump nahm an dieser Vergünstigung teil und bekam so viel Fleisch und Wurst und Kaffee und Zucker und andere schöne Dinge, daß er ganz stolz wurde. Alle Tage holte er sich die Verpflegung und saß dann mit den Fahrern noch eine Weile zusammen. In der ersten Zeit waren sie recht aufgeregt. Sie erzählten ihre Erlebnisse. Denn sie hatten viel durchgemacht. Sie kamen von der Lorettohöhe, wo es furchtbar hergegangen war. Die Franzosen hatten ihre Schwarzen vorgeschickt. Und die Teufelskerle waren die Lorettohöhe heruntergetanzt gekommen, mit funkelnden Augen und mit den Messern in der Schnauze und hätten ihnen die Gurgel abgeschnitten, wenn die Artillerie nicht dazwischen gefunkt hätte. Aber nachts konnte man ihre schwarzen Gesichter nicht sehen. Sie kamen herangeschlichen, immer mit den Messern zwischen den Zähnen, wie die Schlangen und würgten unsere armen Kerle lautlos ab. Schlump hörte den Fahrern andächtig und ehrfürchtig zu. Das Feuer war fürchterlich gewesen, die Garde wäre ausgerissen, aber von den grünen Jägern sei keiner wiedergekommen. Die Toten hockten gruppen-

weise im Straßengraben, und wenn man sie anrührte, fielen sie um. Die waren schon im Vormarsche getroffen worden. Und trotzdem seien die Franzosen nicht vorwärts gekommen.
Und die Trainsoldaten sahen Schlump von oben bis unten an und dann gleichgültig an ihm vorbei und nickten mit dem Kopfe und nahmen die Pfeife aus dem Mund: „Ja, ja." Und Schlump fragte leise, wieviel Verluste sie gehabt hätten.
„Dem Leutnant seinen Schimmel haben sie ein Bein abgeschossen. Der Leutnant ist vom Pferde gefallen und hat sich den Hintern im Stacheldraht aufgerissen."
Da mußte Schlump lachen.
Aber die Trainsoldaten guckten ihn zornig an und spuckten aus und meinten, das wäre gerade schlimm genug. Der Leutnant hätte ebensogut tot sein können.
Nachdenklich ging Schlump nach Hause und glaubte ihnen nichts, obwohl sie nicht gelogen hatten.

Schlump hatte den Trainsoldaten nichts geglaubt. Aber ihre Erzählungen machten ihn nachdenklich. Er wußte, daß ihm der Schützengraben bevorstand und daß er bald aus Loffrande fort mußte. Es war ihm, als müßte er zum zweiten Male aus seiner Heimat Abschied nehmen.
Weihnachten war gekommen. Draußen regnete es, und der Wind klatschte die nackten Zweige aneinander. Seine Mutter hatte ihm ein Paket geschickt. Er wickelte die kleinen Sachen zärtlich aus und legte sie sachte vor sich hin. Auf alles hatte die Mutter kleine grüne Tannen-

zweige gesteckt, und ihr Duft und der Geruch des Stollens, den er jetzt auspackte, das hüllte seine Seele liebevoll ein und trug ihn nach Hause. Er schaute durchs Schlüsselloch und sah seine Mutter, wie sie lächelnd den Christbaum anzündete, und seine Ungeduld stieg aufs höchste. Der Vater arbeitete nebenan, denn er mußte heute abend noch einen Anzug abliefern. Und der schweißige Dampf des Bügeleisens drang zu ihm herüber. Sie waren eben von der Christmette gekommen und durch die engen Gassen gestapft; und zwischen die Giebel hindurch, die ihre Stirnen eng zusammenlehnten, als wollten sie sich etwas zuraunen, fiel der Schnee sachte und mit leisem, feinem Rauschen.

Schlump schaute auf. Draußen dämmerte es, und ein feiner Regen rieselte hernieder. Die Mutter hatte ihm Gebackenes geschickt, ein Paar wollene Strümpfe und alles, was sich ein besorgtes Mutterherz aussinnen kann. Auch ein Buch hatte sie beigelegt, mit kleinen Gedichten vom Frühling, von der Liebe, vom Herbst und von der Sehnsucht, wie er es sich gewünscht hatte. Er blieb lange vor seinem Weihnachtstisch stehen. Dann ging er hinüber zu den Franzosen, die nichts von Weihnachten wußten. Die kleine Hélène saß am Tisch in der Ecke und las in einem alten zerschlissenen Bilderbuch. Er setzte sich zu ihr, und sie bat ihn gleich um ein Märchen, weil er ihr schon einmal eins erzählt hatte. Er war mit ihr ganz allein in der Stube, nur die alte Uhr schnarchte ihren Takt dazu.

Schlump aber dachte an seine Mutter. Er hatte ihr in den Dämmerstunden auf dem Schoß gesessen, und sie hatte ihm Märchen erzählt, die er so fest geglaubt hatte, und so genau kannte, als ob er dabei gewesen

wäre. „Gib acht, ich erzähl dir das Märchen vom armen Gil:
Es war einmal ein armer Schneiderlehrling, der hieß Gil. Er hatte einen bösen Meister, der ihn mit der Elle schlug, wenn er die Stiche nicht eng genug machte, und mit der Schere zwickte, wenn er die Nadel nicht nahe genug an den Rand setzte, und mit der Nadel stach, wenn er einmal zum Fenster hinausträumte. Und die Frau Schneidermeisterin erst! Die konnte ihn nicht leiden, weil er sich manchmal satt essen wollte. Wenn er einen Löffel Suppe aus der Schüssel schöpfte, drehte sie ihm ein paar böse Augen heraus. Einmal nahm er sich ein Stück trockenes Brot, um es zur Suppe zu kauen, weil sie gar zu dünn war. Und als er mit dem Messer ein wenig zu tief in das Brot hineingeraten war, fauchte ihn die Alte an: „No, da friß doch gleich's ganze!" Dabei mußte er bis tief in die Nacht hinein nähen, Knöpfe aufsetzen und schon früh mit dem ersten Hahnenschrei heraus, und mußte der Frau die Stube wischen, die Asche hinunterschaffen und die Kohlen heraufholen. Aber der Meister wurde immer böser und die Meisterin immer geiziger, bis er es vor Hunger nicht mehr aushielt und davonlief.
Da der arme Gil keine Eltern mehr hatte, wußte er nicht, wohin er laufen sollte. Er wollte in die Großstadt wandern, dort würde er schon Brot finden. Er ging zum letzten Male durch die engen Gassen mit den spitzen Dächern und begrüßte die hohen Giebel, die oben ihre Stirnen zusammenlehnten, als berieten sie miteinander, was aus dem armen Gil wohl werden mochte. Dann zog er hinaus, durch die Felder, hin zu der großen Stadt. Man sah sie schon von weitem, denn eine große,

schwarze Rauchwolke schwebte über den vielen, vielen, hohen Schornsteinen. Erst kam er durch herrliche breite Straßen, zu deren beiden Seiten prachtvolle Gärten standen und herrlich blühten. Hinter diesen Gärten aber, zwischen den Bäumen, lugten feine Häuser mit großen Fenstern hervor. Gil staunte. Dann kam er in ein anderes Viertel. Dort gab es riesig lange, hohe, schwarze Häuser, vor denen keine Blumen blühten. Viele Kinder mit großen Rotznasen spielten an den Ecken und Lastautos fuhren rasch vorbei und verschwanden durch die hohen, breiten Tore, hinter denen wieder hohe, schwarze Häuser standen. Gil ging ein wenig ängstlich in ein solches Tor hinein.

Aus den verrusten Fenstern des hohen Hinterhauses toste der Lärm von stampfenden und klirrenden Maschinen, und die Treibriemen klatschten auf die breiten Rücken der fleißigen Räder.

Er meldete sich zur Arbeit und bekam auch gleich welche. Er mußte den ganzen Tag an einer riesigen Maschine vor einer Uhr sitzen, die nur einen Weiser hatte, der immer herauf und herunterschnellte. Es war aber ein roter Strich auf dem Zifferblatt. Wenn der Weiser über den roten Strich schnellte, dann mußte er auf den Knopf einer Klingel drücken, die dem Heizer Bescheid sagte, daß Gefahr im Anzuge sei. Aber der Weiser schnellte nicht über den Strich, und Gil saß den ganzen Tag da und stierte ganz dumm den zappligen Weiser an. Man hatte ihm einen Schlüssel gegeben und eine Nummer gesagt. Da mußte er jeden Morgen in einen großen eisernen Kasten hineinstechen, über dem eine richtige Uhr angebracht war. Auf diesem Kasten standen viele Zahlen und jeder Arbeiter hatte eine

und mußte bei dieser Zahl hineinstechen. Dann wußte die Uhr, ob er zu spät gekommen war oder nicht. Und am Lohntag lag bei dieser Zahl eine Papiertüte mit seinem Lohn. Gil kam sich vor, als sei er selbst eine Zahl geworden oder ein Stück von der Maschine, vor der er den ganzen Tag stehen mußte.

Da er nur geringen Lohn bekam, suchte er sich eine andere Arbeit. Er wurde Hilfsheizer. Jetzt hatte er auch wieder eine solche Zahl, aber jetzt stand er den ganzen Tag vor einem Ofen und mußte Kohle herbeischaffen und glühende Asche wegfahren. Und manchmal machte der Heizer die riesige Ofentür auf und packte einen ungeheuren, langen Schürhaken, und Gil mußte mit zufassen. Dann holten sie die glühende Schlacke vom Rost herunter und mußten achtgeben, daß sie sich nicht verbrannten. Einmal stolperte der Heizer und fiel zu Boden, und die glühende Schlacke sprang ihm auf die Brust und auf die Beine, so daß er fürchterlich schrie. Gil zog ihn heraus, aber er war bereits schrecklich verbrannt. Da kam auch schon ein Sanitätsauto und holte ihn fort. Gil wurde jetzt Heizer, aber er dachte an das Schicksal seines Vorgängers, der im Krankenhaus gestorben war und suchte sich eine andere Arbeit.

Er kam in ein Bergwerk. Aber dort war es noch schlimmer. Erst mußte er die schweren Hunde schieben und Obacht geben, daß er sich nicht den Schädel einrannte in dem niedrigen Gang oder überfahren wurde. Dann beförderte man ihn zum Heuer, und er mußte hart arbeiten. Halb nackt, denn es war furchtbar heiß da unten, und auf den Knien mußte er die Kohle heraushauen und meinte dabei in der schlechten Luft zu ersticken. Und wenn er nicht genug geschlagen hatte, dann kam der Obersteiger

und fuhr ihn hart an. Am Morgen fuhren sie zu Tag und stiegen in einen Zug, der sie schweigend nach Hause brachte. Gil schlief in einem erbärmlichen Zimmer mit einem anderen zusammen, den er gar nicht kannte. Und wenn sie nachts unter der Erde arbeiteten, schliefen zwei andere in ihren Betten. Eines Nachts aber, als Gil wieder vor Ort arbeitete, hörte er ein verdächtiges Knacken und Knistern neben sich, dann ging seine Lampe aus, und er hörte nur noch einen einzigen Donnerschlag.

Als Gil wieder zu sich kam, lag er in einem Krankenhaus neben vielen anderen Kameraden. Die sauberen Schwestern bedienten ihn und sprachen leise und freundlich zu ihm. Er wußte nicht, was mit ihm geschehen war, aber die Schwester sagte, daß er drei Tage ohne Bewußtsein im Bett gelegen hätte. Gil spürte einen furchtbaren Schmerz beim Atmen in der Brust und war so matt, daß er nicht einmal den Arm heben konnte. Aber er war jung, und es wurde jeden Tag besser mit ihm.

Schließlich entließen sie ihn aus dem Krankenhaus. Gil bekam noch einen Monat Unterstützung und brauchte nicht zu arbeiten. Er ging in den großen Parks spazieren und dachte über sein Schicksal nach. Als der Monat herum war und er nur noch einen Sechser in der Tasche hatte, beschloß er, zu einer Kartenschlägerin zu gehen und sie nach seiner Zukunft zu fragen. Sollte es nicht besser werden, so ... das wollte er aber gar nicht zu Ende denken. Er gab der Kartenhexe seinen letzten Sechser. Sie nahm mit ihren Händen, die aussahen wie zwei riesige Spinnen, ein schmutziges Kartenspiel. Gil mußte abheben, dann mischte sie und fuhr

mit ihren Spinnefingern hin und her und murmelte vor sich hin, und schließlich sagte sie: „Dein Glück ist unterwegs. Wenn du aus dem Hause trittst, wird es dir entgegenkommen. Halte es fest, damit es dir nicht entwischt."

Gil ging enttäuscht fort und bedauerte den Sechser, den er der Hexe gegeben hatte. Und wie er um die Ecke bog, ganz in Gedanken, stieß er mit jemand so heftig zusammen, daß er sich gleich hinsetzte. Und als er verdutzt aufschaute, saß ihm gegenüber noch jemand, und zwar ein hübsches, junges Mädchen mit blauen Augen. Und sie schaute ihn so freundlich an, daß Gil meinte: Dies ist das Glück, nun halte es fest. Er half ihr schnell auf, und weil sie gar nicht böse war, fragte er sie, ob er sie noch ein Stück begleiten dürfte.

Und Gil hat das Glück nicht locker gelassen. Sie verschaffte ihm eine Stelle als Packer in einem großen Versandgeschäft. Denn sie war Schneiderin und hatte viele feine Kundschaft, bei der sie wohl etwas ausrichten konnte. Sonntags gingen sie spazieren. Gil war glücklich. Er freute sich, wenn sie ein neues Kleid anhatte, und manchmal nahm er einen Stift und entwarf ihr ein anderes Kleid und sagte ihr die Farben dazu. Da war sie ganz erstaunt über seinen guten Geschmack. Und weil sie ein fleißiges Mädchen war und sich schon Geld gespart hatte, bewog sie ihn, auf die Schneiderakademie zu gehen, damit sie später zusammen ein Geschäft aufmachen könnten.

So kam es auch. Gil wurde Schneidermeister für Damen. Und wenn die feinen Frauen kamen, dann entwarf er ihnen herrliche Kleider und zeichnete sie auf und malte ihnen die Farben dazu, daß sie ganz begeistert waren.

Und seine Frau schnitt zu und beaufsichtigte die Näherei, die Gesellen und die Mädchen.
Und sie lebten vergnügt und waren beide glücklich." Die kleine Hélène rutschte von seinen Knien herunter. Monsieur Doby trat ein, und die Kanonen donnerten böser als je von der Front herüber.

Schlump ärgerte sich über die Trainsoldaten. Sie machten nicht viel Dienst, jeden vormittag pflügten ein paar von ihnen, und dann lehnten sie großspurig in den Haustüren, als ob sie das ganze Land erobert hätten.
Der Vizewachtmeister hatte ihn einmal gefragt, was nun mit ihm würde, wenn er abrückte.
„Schützengraben", hatte Schlump geantwortet.
„So?" meinte der Wachtmeister, „ich habe ein paar Vettern, das sind auch Einjährige und Kriegsfreiwillige, aber da ist keiner bei der Infanterie im Schützengraben. Der eine ist bei der schweren Artillerie und der andere bei der Kavallerie. Im Schützengraben sind doch bloß die Dummen oder solche, die irgendetwas ausgefressen haben."
Schlump schwieg dazu. Soviel hatte er aus seiner Fahnenflucht schon gelernt.
Aber zu den Dummen wollte er nicht gern gehören. Er wollte auch nicht gern über die Achsel angesehen werden, und er bereute, daß er sich nicht freiwillig bei der Artillerie gestellt hatte. Aber die haben ja Plattfüße, tröstete er sich, und wer ein strammer Kerl ist und ordentlich marschieren kann, der gehört zur Infanterie.

Schlump ärgerte sich also. Es war Silvester und er wollte einen ordentlichen Sauser machen. Er holte Carolouis ab und ging mit ihm hinüber nach Fourbevilles. Da drüben lagen die Fahrer von irgendeinem Artillerieregiment schon seit Monaten in Ruhe. Sie mußten bloß manchmal Munition vorbringen und suchten sich dazu die schwärzesten Nächte aus. Carolouis hatte auch seinen Kummer. Er erzählte von seiner Gret zu Hause, von der er ein Kind hatte. Aber es waren gefangene Franzosen im Dorfe, die bei der Ernte geholfen hatten. Und er traute seiner Gret nicht. „Wanns Luder von denen Franzosen a Kind kriegt, nimm i mir a andere. Nach dem Krieg wird's eh genug geben." Sie setzten sich in die Artilleriekantine und tranken Bier. Die Kantine war bald voller Artilleristen und voller Tabakqualm, und man konnte einander kaum noch sehen. Allmählich wurden die Soldaten laut und lustig, und manche stritten sich auch schon beim Kartenspielen. Schlump verhielt sich ganz stille und freute sich, daß die Schlägerei bald losginge. Um zehn Uhr war das Bier schon alle, und jetzt fingen sie an, Kognak aus Biergläsern zu saufen. Es dauerte nicht lange, da waren alle Tische und Stühle umgeworfen, und der etatmäßige Wachtmeister lag dazwischen und schnarchte. Er war sternhagelvoll. Um Mitternacht stürmten sie hinaus, ein gewaltiger Kanonendonner rollte vom Norden nach Süden, und die Fahrer rammelten in ihre Quartiere, holten die Karabiner und schossen wie verrückt in der Luft herum. Dann ging es wieder in die Kantine.

Schlump wußte nicht mehr genau, was sie in der Kantine machten. Jedenfalls dämmerte es bereits, als sie

nach Hause gingen. Es hatte inzwischen ein wenig geschneit, und auf den Feldern lag eine dünne blütenweiße Schneedecke. Carolouis sah diese weißen Laken und glaubte ohne Zweifel, daß es sein Bett wäre. Er blieb plötzlich stehen und zog sich aus, bis aufs Hemd. Schlump stand daneben und sah ihm verwundert zu. Dann begriff er, daß Carolouis zu Bett ging und legte sich daneben. Aber er hatte sich nicht ausgezogen. Und bald schliefen die beiden Kameraden friedlich nebeneinander und Carolouis schnarchte und träumte von seiner Gret, der er nicht traute.

Neben dem Weg plätscherte ein kleiner Bach. Schlump wurde plötzlich munter und horchte. Er hörte ein seltsames Klingen und Glucksen an seinem Ohr. Er fuhr auf und war plötzlich ganz nüchtern. Carolouis lag noch da, sie waren beide mit dem Kopf zuerst in das Wasser gerutscht. Schlump zog seinen Freund heraus und wollte ihn wecken. Aber das war unmöglich. Da deckte er ihn mit seinen Kleidern zu und rannte ins Dorf. Er wollte einen kleinen Handwagen suchen, um Carolouis nach Hause zu fahren. Inzwischen war es ganz hell, und die Leute regten sich überall. Endlich gab ihm Monsieur Doby einen alten Kinderwagen. Und da er nichts anderes hatte und seinen Freund nicht im Stich lassen wollte, mußte er sich damit zufrieden geben. Er nahm ein Kopfkissen mit und fuhr davon.

Carolouis schnarchte noch. Schlump legte die Kleider unten in den Kinderwagen hinein und Carolouis mit unsäglicher Mühe oben darauf und deckte ihn mit dem Kopfkissen zu. Hüben und drüben baumelte ein haariges Bein heraus, an das Schlump einen Schnürstiefel gesteckt hatte, da er die Strümpfe nicht finden konnte.

So fuhren die beiden in Loffrande ein, von den Weibern, die gerade zu ihrer Arbeit in die Scheunen gingen, fröhlich begrüßt. Am meisten aber lachte Monsieur Doby, als er das seltsame Gespann kommen sah.

Schlump wanderte mutterseelenallein über die beschneiten Fluren Frankreichs. Nur ganz dünn lag der bläuliche Schnee über den Wiesen, und auf den Feldern hatte er sich zwischen die Furchen zurückgezogen, und die dunkelbraunen, zackigen Schollen schauten ernst und schweigsam heraus. Es hatte leicht gefroren. Die breiten Rinnen, gestern von den Wagen in den Schlamm gezogen, liefen flink dem Wanderer voraus und glänzten ein wenig in der matten Sonne, die durch den nebligen Himmel hindurchlugte. Schlump ließ sein Gewehr quer über die Schulter hängen und schob den grauüberzogenen Helm in das Genick. Er war das Marschieren und das schwere Gepäck nicht mehr gewöhnt. Er rutschte mit den Stiefeln ab und schlug mit den Zwecken hart auf, und die Eisen an den Absätzen klirrten hell. Er wanderte durch die schmutzigen Dörfer und wunderte sich wieder über die häßlichen Häuser. Die Franzosen an den Türen, die Hände in den weiten Hosen, schauten ihm feindselig nach, denn sie kannten ihn ja nicht.

Vorgestern hatte das Telephon geklingelt und ihm den Befehl gebracht zum Abmarsch nach Carvin. Es war ihm alles wie ein Traum. Gestern kam der Major von der Wirtschaftsgruppe und hat eine kleine Ansprache gehalten und ihn gelobt und ihn sogar dem Leutnant

als Muster hingestellt. Schlump war ein wenig stolz. Aber es nützte ihm nichts, heute morgen hatte er doch packen müssen. Die Estelle war von ihrer Marraine herübergekommen und hatte ihm geholfen, seinen Mantel zu rollen und die Decke auf den Tornister zu schnallen. Dabei waren ihr dicke Tränen über die Backen gerollt und auf das Kochgeschirr getropft.
Schlump sah das alles ganz deutlich vor sich. Aber es war ihm, als wenn das schon alles hundert Jahre her wäre. Es war ihm ganz wunderlich zumute. Er wußte nicht mehr recht, ob das alles wirklich und wahr gewesen, was hinter ihm lag. Er war weder traurig, noch lustig. Nur erstaunt und ein wenig benommen. Dann hatte er den Tornister aufgehuckt, das Koppel mit der Patronentasche umgeschnallt und den Helm aufgesetzt. Und Estelle war ein paar Schritte zurückgetreten und hatte ihn erstaunt und fremd angesehen. Er ging hinüber in die Schankstube. Die kleine Hélène spielte mit ihrem Bilderbuch. Er gab allen die Hand, Madame Doby weinte, Monsieur Doby machte ein ernstes Gesicht und nahm die Shagpfeife aus dem Mund und schüttelte ihm mit bedeutender Gebärde die Hand und sagte: „Kurage!" Estelle war verschwunden.
Gegen abend langte Schlump in Carvin an und meldete sich bei seinem Feldwebel. Der sah ihn gleichgültig und grob an und schickte ihn in die fünfte Korporalschaft.

Zweites Buch

Es war längst finster. Die Sterne funkelten und zwinkerten und versprachen eine eiskalte Nacht. Schlump hatte sein Quartier endlich gefunden. Die fünfte Korporalschaft wohnte in einem Keller, zu dem eine niedrige Tür von der Straße hinunterführte. Schlump stieg die Stufen hinab. Ein ekelhafter Geruch von Menschen, Lederzeug und feuchtem Kellerschwamm schlug ihm entgegen, und der Rauch aus dem Ofen beizte ihm die Augen. Die Soldaten lagen auf dem Stroh und schliefen. Manche saßen neben einer Kerze und spielten Karten oder schrieben Briefe oder fraßen ein Paket aus, das ihnen ein Mädchen oder die Mutter geschickt hatte. Einer putzte seine Sachen, und einer lauste sich. Schlump suchte sich eine Ecke und warf seinen Tornister herunter, schnallte ab und legte sich hin. Einer fragte, was er hier machte, die anderen kümmerten sich nicht um ihn. Schlump sah sich um. Die Hintertür ging auf den Hof hinaus. Aber sie schloß schlecht wie alle Türen in Frankreich, und eine eisige Luft zog ununterbrochen herein. Der kleine Ofen glühte vom Holzfeuer. Auch das Rohr glühte, für das man ein Loch in die Wand geschlagen hatte. Aber das Loch war viel zu groß, und man konnte draußen am Himmel die Sterne funkeln sehen.

Morgen früh sollte also der Dienst wieder beginnen. Schlump sah sich seine Sachen an. Die Stiefel waren nicht schmutzig geworden auf dem gefrorenen Boden, und das Koppel glänzte noch, denn die Estelle hatte das Lederzeug geputzt, mit viel Liebe. Aber sein Gewehr war verrostet, und an den Absätzen klapperten die Eisen. Er fing an zu essen. Brot und Butter und Büchsenfleisch hatte er aus Loffrande genug mitgebracht. Dann

legte er sich hin und schlief so fest, wie nur die Jugend schlafen kann.

Am Morgen, lange, lange vor Sonnenaufgang, die Sterne funkelten noch in ihrer ganzen Pracht, wurden sie von der Wache geweckt. Schlump erbot sich zum Kaffeeholen, er wollte mit seinen neuen Kameraden in ein freundliches Verhältnis kommen. Sie gaben ihm acht Kochgeschirre in die Hand. Einer von der vierten Korporalschaft, die nebenan lag, zeigte ihm den Weg. Sie krochen durch zwanzig Hecken und kletterten über ebensoviel Zäune und Mauern, denn der schmale Pfad war von den Soldaten angelegt und führte hinter den nüchternen Arbeiterhäusern vorbei durch die schmalen Höfe über alle Hindernisse hinweg. Die anderen Korporalschaften waren schon da, denn sie hatten nicht so weit zur Küche. Rückwärts gingen sie mit den vollen Kochgeschirren vor den Häusern auf der Straße. Der Weg war viel länger, aber bequemer. Der Kaffee kochte beinahe noch, und der glühend heiße Dampf verbrannte ihm die Finger. Dann kam ein eisiger Wind und schnitt ihm ins Fleisch, daß er glaubte, die Nägel sprängen ihm aus den Fingerkuppen. Der andere sagte: „Du mußt dir einen Fußlappen um die Hand wickeln."

Sie traten an zum Exerzieren. Schlump hatte keinen Spaß mehr daran. Er fand es ein wenig unter seiner Würde, nun immer noch Rekrut zu spielen. Die anderen, seine Kameraden, kamen ihm so jung vor und so grün, obwohl sie zwei Jahre älter waren als er.

Sie wurden mächtig gedrillt mit Kompagnieexerzieren und mußten laufen und marschieren, daß sie kochten. Dann übten sie schwärmen und legten sich in den Schnee und kühlten sich die Knie auf der gefrorenen Erde

und machten Zielübungen. Nachmittags gings in eine leere Fabrik zum Griffeklopfen. Sie übten stundenlang Laden und Sichern. Schlump machte das alles wie ein Sträfling, mit verdrossener Miene; dieser Kram hing ihm zum Halse heraus. Er sann zurück nach Loffrande und zu den Trainsoldaten, und es fiel ihm ein, was die von den Infanteristen dachten. Dann wunderte er sich, daß sie die Fabrik so gründlich ausgeräumt hatten, sogar die Dielen waren zum Teil abgerissen. Dann ging es wieder zurück in die Quartiere.

Den Soldaten wurde weder Holz noch Kohle geliefert. Es blieb ihnen also weiter nichts übrig, als zu mausen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Das Mausen war durch Bataillonsbefehl streng verboten. Schlump ging mit zum Holzmausen. Sie waren zu dritt. Einer hatte ein Beilpickel, die anderen zwei Spaten. Sie schlichen sich hin zu der Fabrik, in der sie nachmittags exerziert hatten, krochen durch die Kellerfenster, denn das Tor war verschlossen, und kletterten auf einer Leiter in die Höhe. Das war gar nicht einfach, denn die Leiter hatte nur noch drei wacklige Sprossen. Oben arbeitete bereits die zweite und siebente Korporalschaft und hackte den Fußboden heraus. Schlump machte sich an die Arbeit. „Man muß sich die Löcher merken," dachte er, „sonst bricht man eines Tages beim Exerzieren die Knochen."

Da tauchten ein paar fremde Gesichter aus dem Kellerloche auf. Es waren welche von einem anderen Regiment. „Klaut doch bei euch, ihr Schweine!" rief einer von den Rekruten und hob den Spaten in die Höhe. Die Fremden schimpften: „Halt die Schnauze!" Aber sie verdufteten.

Sie hatten genug Holz und warfen es in den Keller

hinunter. Dann sackte jeder auf, soviel er konnte, und rannte — jeder auf einem anderen Weg — ins Quartier. Dort machte sich einer daran, die Bretter zu spalten, und ein anderer fütterte den Ofen, daß er glühte.
So ging es alle Tage.

Nach vierzehn Tagen hieß es, die Kompagnie käme vor nach L. zum Schanzen. Schlump freute sich darauf. Das war doch etwas mehr als bloß Exerzieren und Griffekloppen. Sie marschierten auch wirklich ab. Es war ein schöner Marsch. Die Sonne schien und entzündete tausend kleine Diamanten auf dem gefrorenen Boden. Die Luft war klar und eiskalt. Sie kamen an verrosteten Drahtverhauen vorbei, an einem großen Soldatenfriedhof, wo sie zu hunderten schliefen, die 1914 ausgerückt waren. An zerschossenen Häusern vorüber, den Berg hinauf, nach L. Sie bekamen einen Stall als Quartier angewiesen. Unten waren Pferde untergebracht, wohl geschützt vor Wind und Kälte. Oben, wo früher das Heu trocknete, sollten sich die Rekruten einrichten. Hier pfiff der Wind, denn die Wände bröckelten ab und ließen die Luft bequem durchziehen. Das Dach war aber bis auf die Balken verschwunden, die nackt und dürr hinaufragten, und von weitem sah der Stall aus wie ein abgefressener Hering. Die wenigen geschützten Stellen waren bald besetzt, und man kämpfte um ein bißchen Platz unter einem Balken. Schlump war zwischen die Polacken geraten vom ersten Zug und verstand kein Wort von ihrem aufgeregten Kauderwelsch, denn sie schnatterten und ratterten mit ihrem

Mundwerk wie die Maschinengewehre. Sie richteten sich ein, so gut es ging, um sich ein wenig auszuruhen von dem Marsch. Dann ging es zum Kaffeeholen. Schlump versteckte vorher seine Butter, die er noch von Loffrande übrig hatte, denn die Polacken mausten wie die Raben.

Um acht Uhr abends traten sie wieder an. Nur mit Gewehr, großem Spaten und Patronen, ohne Mantel und ohne Tornister. Sie marschierten zum Dorf hinaus, es bestand nur noch aus ein paar elenden, kleinen Häusern, die aber wenigstens noch ein Dach hatten. An den Türen lehnten Husaren, genau so großspurig wie die Trainsoldaten in seinem Loffrande. Schlump staunte sie an, denn er konnte sich gar nicht denken, wozu sie im Kriege da sind. Seiner Meinung brauchte man die bloß zur Parade, wenn der Kaiser da war.

Vorweg marschierten die Unteroffiziere und die Gefreiten. Ein Vizefeldwebel führte die Kompagnie. In der ersten Viertelstunde durfte gesungen werden. Ein Gefreiter, der einen ganzen Sack voll Lieder wußte, sang vor, und die Kompagnie wiederholte den Vers.

Sie waren gerade bei der letzten Strophe:

Und wieder war ein volles Jahr verflossen
Seit jener schönen Mondennacht,
Und wieder hab' ich einmal dort gesessen
Und sehnsuchtsvoll an sie gedacht.
Da sah beim hellen Mondenschein
Ich einen weißen Leichenstein,
Drauf stand: hier ruht die Mutter und ihr Kind,
O Wandrer bet' für die, die hier begraben sind.

Dabei kamen sie an ein Gehöft heran, das rings von Sträuchern eingebettet war. Die Kompagnie schwieg,

und man hörte nur den gleichmäßigen Schritt und das Klappern der Spaten, die an das Seitengewehr stießen, und das Klopfen der Feldflaschen, die sich mit dem kleinen Schanzzeug nicht vertrugen.
Da kam etwas in der Luft herangesaust, oben, hoch über dem Gehöft bleckte eine feuerrote, kleine Zunge — und dann zerknallte es, kurz und scharf und klirrend. Dschinn!
„Das ist ein Schrappnell", sagte der Gefreite. Und die Rekruten staunten. Das hatten sie noch nicht gesehen und gehört. Dann ging es schweigend weiter. Schlump hatte Schmerzen am Knöchel. Er hatte sich neue Stiefel verpaßt beim Fourier. Aber es gab fast keine mehr, und Schlump mußte nehmen, was da war. Und die neuen rieben ihm am Knöchel die Haut blutig, und jeder Schritt wurde ihm eine Qual.
Endlich wurde halt kommandiert. Die Kanonen klangen anders als in Loffrande. Sie schienen hier seltener zu schießen, aber dafür klang das auch viel brutaler, viel niederträchtiger. Bis zur Front seien immer noch zwei, drei Stunden Marsch, sagte einer. Sie standen auf kahlem Gelände und sahen nichts als die Nacht, in der ein wenig Schnee leuchtete. Sie sollten schanzen. Die Pioniere hatten den Verlauf des neuen Schützengrabens bereits aufgerissen, und die Rekruten machten sich an die Arbeit. Jeder bekam einen Meter Länge und mußte zwei Meter tief und zwei Meter breit hineinhacken. Der Boden war hartgefroren, und unter der dünnen Erdschicht lag fester Kalkstein. Es war eine verfluchte Arbeit. Sie schufteten die ganze Nacht. Schlump schwitzte wie ein Bauer in den Hundstagen. Aber er kam den Polacken nicht nach. Das waren Gruben-

arbeiter aus Westfalen und Oberschlesien, und die konnten das Hacken und Schaufeln besser als er. Sie schimpften wie Rohrsperlinge und machten Miene, ihn zu versohlen, weil von ihm große Brocken zu ihnen herunterrollten. Schlump arbeitete wie ein Verzweifelter. Einmal schlug in der Nähe eine Granate ein, und die Splitter fauchten auseinander wie tausend Katzen, und manche klagten und heulten wie verfluchte Geister. Die Rekruten warfen sich alle hin auf den Bauch, Schlump arbeitete weiter, er wollte jeden Augenblick ausnützen, um den anderen nachzukommen.

Die anderen waren fertig und stützten ihre Hände auf den Spaten und das Kinn auf die Hände. Schlump arbeitete noch immer. Aber es ging immer langsamer. Er konnte nicht mehr. Allmählich wurden ihm die Glieder steif vor Anstrengung und vor Kälte. Der Unteroffizier kam und schimpfte. Es half alles nichts. Sie hätten ihn totschlagen können, er konnte nicht mehr.

Da fing es im Osten an zu dämmern. Der Feldwebel kommandierte: „An die Gewehre! Antreten!" und sie marschierten wieder nach Hause.

Da begann eine neue Qual. Sein Knöchel war geschwollen. Bei jedem Schritt hatte Schlump das Gefühl, als würde ihm das Fell abgezogen. Er stöhnte und biß die Zähne zusammen. Der Weg dehnte sich ewig.

Aber alles in der Welt nimmt ein Ende. Sie kamen im Dorfe an. Todmüde wickelten sie sich in ihre Decken und legten die Mäntel über die Schulter und über die Hüften und schliefen ein. Frühmorgens, ehe die Sonne aufging, war es eiskalt. Sie hatten alte Petroleumfässer neben sich stehen, in denen sie ein wenig Feuer hielten. Aber das wärmte keinen Viertelmeter weit.

Um acht Uhr morgens wachte Schlump auf. Er wollte aufstehen. Aber das ging nicht. Seine Glieder schienen gelähmt oder gebrochen zu sein, er konnte es sich nicht erklären. Endlich kam er in die Höhe, unter unsäglichen Schmerzen. Er war steif vor Kälte. Aber als er neben sich blickte, staunte er noch mehr. Er konnte durch ein großes Loch hinunter in den Stall sehen. Der Rand des großen Loches war verkohlt, und die Petroleumtonne lag unten. Schlump staunte. Er brauchte sich nur ein wenig zu rühren, dann lag er auch mit unten. Das Stroh aber, auf dem er lag, war überall verkohlt, und er wunderte sich, daß er nicht verbrannt war.
Die Polacken waren schon aufgestanden und hatten in der anderen Tonne Feuer gemacht. Schlump stand auf und setzte sich zu ihnen hin. Ganz verdutzt, denn er wußte nicht, ob er beinahe erfroren oder verbrannt wäre.
Dann hieß es antreten zum Appell.

Der Appell war vorüber. Schlump saß neben der Tonne und schnitt sich ein Stück von seinen Unterhosen ab: von jeden Hosenbein einen Lappen. Dann schraubte er den Gewehrstock heraus und stopfte damit die Lappen in die Stiefel unter die Knöchel, denn sie schmerzten noch gehörig bei jedem Schritt. Dann rauchte er eine Zigarette und wärmte sich die Finger. Neben ihm saß einer von der Musik. Er war ein hübscher Kerl, schlank und kräftig gewachsen und ein feines Gesicht. Aber er schien Sorgen zu haben. Er stierte vor sich hin und ließ die Zigarette ins Feuer fallen, die ihm Schlump geschenkt hatte, obwohl er sie kaum erst angebrannt

hatte. Schlump fragte ihn, wie er hierher käme. „Wir müssen jetzt auch mit schanzen gehen", sagte er. Er war kein Rekrut mehr, denn er hatte das Eiserne Kreuz; er mußte aktiv gedient haben, denn er trug die Schießschnur, die in Friedenszeiten verliehen wurde. Schlump fragte ihn, wie lange er schon Soldat wäre. „Ich diente gerade im zweiten Jahr, als der Krieg ausbrach, Kamerad." Nach einer Weile erzählte er weiter: „Ich war bis vor dreiviertel Jahren an der Front. Dann kam ich zur Musik. Ich spiele die Trompete. Mein Hauptinstrument ist aber das Cello. Aber ich habe mich wieder an die Front gemeldet."

„Warum?" fragte Schlump, „ihr braucht doch nicht mehr zu exerzieren?" Schlump interessierte sich für den Trompeter. Der drückte sich so gewählt aus, obwohl er doch schon vier Jahre Soldat war, außerdem sah er so traurig aus und setzte sich unter die Rekruten, noch dazu unter die Polacken. Da konnte irgendetwas nicht stimmen.

„Ja, du guckst mich so an, Kamerad," sagte der Trompeter, „mir ist's nicht wie lachen. Mir ist's gerade, als sollte ich wahnsinnig werden. Hör mich mal an, Kamerad, hör mich mal an. Du scheinst ein vernünftiger Mensch zu sein, dem man sein Herz ausschütten kann. Hast du Zeit?"

„Bis wir geholt werden," sagte Schlump.

„Also hör zu." Und er erzählte, und Schlump hatte das Gefühl, als wollte der neben ihm eine Beichte ablegen, denn er sprach umständlich und manchmal etwas durcheinander und mit weit aufgerissenen Augen, als läse er alles aus der Vergangenheit ab.

„Ich sagte dir ja schon, daß ich gerade aktiv diente, als

der Krieg ausbrach. Wir sind ausgerückt, ich war mit vor Paris, ich habe den Rückzug mitgemacht, ich war überall dabei, wo was los war. Ich habe als erster vom ganzen Regiment das Eiserne Kreuz gekriegt, und damals hatte das noch was zu bedeuten. Ich durfte auch als erster auf Urlaub fahren. Das war zu Pfingsten 1915. Und da fing mein Unglück an. Kamerad, laß dir alles erzählen. Ich fuhr nach Hause. Stolz, als erster aus dem Krieg, du kannst dir schon denken. Ich wurde überallhin eingeladen. Sie fütterten mich halbtot überall, wo ich hinkam.

Gut. Einmal war ich auch zu einem Geburtstag eingeladen. In der Nachbarschaft, eine halbe Stunde mit der Elektrischen. Ich kam herein, begrüßte die Leute, da sitzt ein Mädel am Tisch, Kamerad, ein Mädchen, so etwas hast du noch nicht gesehen. Du lachst. Aber denke nicht, daß ich verliebt bin — das ist vorbei. Aber damit du's weißt, wie schön sie war, will ich dir eins sagen: Ich frage die Leute, wer sie ist und warum sie so schwarz geht. „Nanu," sagen sie, „kennst du die schöne Lieselott nicht? Die ist doch berühmt wegen ihrer Schönheit." Und warum sie trauert? „Ihr Bruder ist doch gefallen. Der hatte sich freiwillig gemeldet, und die Leute sagen sogar, daß er den Tod gesucht hat, weil er selber in seine Schwester verliebt war. Aber sie ist ein anständiges Mädel, zu anständig, sie schaut keinen an, wenn sich auch alle die Flügel verbrennen. Nimm nur du dich in acht." So redeten die Leute. Also du kannst mir glauben, daß sie schön war.

Ich beobachtete sie beim Tanzen. O, sie hat getanzt! Nicht oft, denn sie wollte nicht, wegen ihres Bruders Tod. Aber wenn sie tanzte, Kamerad, da war es mir,

als hörte ich eine überirdische Musik. Ihr Körper spielte im Tanzen, daß ich meinte, ein wunderbares, freudiges Allegro zu hören, und dann wieder ein sanftes heiliges Andante. Sie war ganz schlank in der Taille und hatte einen kräftigen Körper. Und der Mund! So fein geschwungen und blühend rot. So geschwungen, als wollte Mozart gerade anheben, ein graziöses Menuett zu dirigieren, Kamerad, und ihre Nasenflügel loderten oft ein wenig, gerade wie wenn ein Schmetterling auffliegt, der auf einer Apfelblüte gesessen hat. Und ich sah nur sie, alles andere verschwamm in einem Nebel. Ich weiß nicht, was ich an jenem Abend gesagt oder getan habe. Ich sah nur sie, auch wenn ich nicht hinschaute. Es war mir, als wäre alles durchsichtig geworden, als könnte ich sie durch alle Leute hindurchschauen, die vor ihr standen, als könnte ich durch mich hindurchschauen, wenn ich ihr den Rücken zuwandte, Kamerad, ich war verhext. Ich durfte sie nach Hause führen. Und denke dir, Kamerad, ich habe ihr erzählt, wie es mir mit ihr gegangen war. Und sie war nicht böse, ja, Kamerad: Ich hab' sie geküßt!"

Plötzlich packte er Schlump an den Armen und schüttelte ihn: „Kamerad, weißt du, was man da erlebt, hast du schon einmal ein Weib so geliebt!" Dann sprach er ganz leise weiter. „Nein, so etwas kann es nicht zweimal in der Welt geben. Du kannst das nicht begreifen." Der Trompeter machte eine lange Pause.

„Kurz und gut," fuhr er fort, „sie war mir auch gut. Ich hatte nur acht Tage Urlaub. Die paar Tage gingen zu Ende. Ich sprach mit ihrem Vater. Das war alles wie im Traum, und am Tage vor meiner Abreise wurden wir kriegsgetraut.

Der Vater hatte eine kleine Dachwohnung gemietet. Ich weiß nicht, wer mit zu unserer Hochzeit war, ich glaube, nur unsere Eltern. Ich habe nur sie gesehen. Dann waren sie alle fort.
Am nächsten Tage mußte ich ins Feld."
Der Trompeter redete nicht weiter. Er stocherte in der Asche herum und warf ein Stück Holz hinein und stierte in die Glut.
Dann kam der Unteroffizier und rief zum Antreten. Schlump nahm sein Gewehr und ging hinaus. Sie übten Hinlegen und Aufstehen, und der Unteroffizier suchte sich dazu den größten Dreck aus.

Am Abend kam der Trompeter wieder. Schlump setzte sich neben ihn hin. „Zeitig am Morgen nahm ich Abschied, Kamerad," fuhr der Trompeter fort, „du kannst dir denken, wie mir zumute war. Ich hatte bisher den Tod nicht gefürchtet. Leichtsinnig hatte ich mich immer der Gefahr ausgesetzt und die tollsten Stückchen geliefert. Aber jetzt! Ich wollte leben, ich wollte das Glück nicht verlieren, ich zitterte, wenn ich daran dachte. Ich fuhr zurück an die Front. Und stelle dir vor, mein Hauptmann übernahm das Rekrutenbataillon und wollte mich mitnehmen, als Musiker! Wie gerne ich mitging! Ich brauchte nicht in den Schützengraben, ich war sicher, meine Frau wiederzusehen!
Wir schrieben uns Briefe. Jeden Tag. Ich konnte die Trennung kaum ertragen. Ich sann darauf, wie ich wieder in die Heimat käme. Ich heckte die blödsinnigsten Pläne aus. Aber ich mußte warten.

Da merkte ich, daß ihre Briefe seltener wurden. Auch wie sie schrieb, das änderte sich. Als ob sie zerstreut wäre, so klang es. Ich fühlte das genau, ich täuschte mich nicht. Ich fieberte und zermarterte mich, was es wohl sein könnte. Schließlich dachte ich, wir kriegten ein Kind. Da schrieb ich zärtlicher noch als zuvor.
Und jetzt zu Weihnachten glückte es mir. Ich konnte heimfahren! Der Hauptmann schickte seinen Kram heim und einen Haufen Geschenke dazu an seine Frau. Ich durfte mit, der Bursche konnte nicht alles schleppen, außerdem war er fremd und ich wohnte in demselben Orte wie der Hauptmann. Wir fuhren also ab. Kamen zu Hause an. Ich rannte die Treppe hinauf. Klingelte. Sie öffnete, schrie laut auf und wollte umfallen. Ich hielt sie fest, trug sie hinein und küßte sie.
Da kam sie zu sich und wehrte heftig ab und machte sich los und flüchtete in die Kammer und riegelte hinter sich ab. Ich hörte, wie sie laut weinte. Ich war sprachlos vor Staunen.
Ich klopfte, sie riegelte auf. Ich ging hinein und wollte sie beruhigen. Sie wehrte wieder ab. Da fragte ich sie, was das zu bedeuten hätte. Endlich fing sie an; stoßweise. Allmählich wurden ihre Augen ganz trocken, sie sah starr vor sich hin und redete. Redete hart und nüchtern und ein wenig trotzig, wie wenn sie vor Gericht stände. Und hör zu, Kamerad, was sie erzählte:
Sie war wieder eingeladen bei den Leuten, wo wir uns kennengelernt hatten. Da sei auch ein Soldat eingetreten, genau wie damals, diesmal ein Fliegerleutnant. Und der hätte mir so ähnlich gesehen, so ähnlich, daß sie erschrocken sei. Und er hätte sich genau so benommen wie ich, hätte sie nicht aus den Augen gelassen und sei

ihr auf Schritt und Tritt gefolgt. Es wäre alles wie an unserem Abend gewesen. Und dieselben Worte hätte er zu ihr gesprochen wie ich und nach Hause hätte er sie auch geführt und — Kamerad, das übrige kannst du dir denken.

Ich torkelte hinaus in die Stube und setzte mich an den Tisch und blieb die ganze Nacht sitzen. Die ganze Nacht. Ich weiß nicht, was ich alles gedacht habe. Am Morgen bin ich sogar ein wenig eingeschlafen. Als ich aufwachte, stand sie an der Tür, genau so gekleidet wie am Abend, sie hatte wahrscheinlich auch nicht geschlafen. Sie stand an der Tür und hielt sich mit beiden Händen am Pfosten an. Sie sah mich mit ihren großen, tief-, tieftraurigen Augen unverwandt an. Unverwandt, und so ergeben, als bäte sie mich, sie totzuschlagen.

Kamerad, ich habe einen Kampf gekämpft. Wir sind alle schwach, Kamerad: Erst wollte ich sie totschlagen, und dann habe ich ihr verziehen.

Sie hat mich bedient, sie hat mir gehorcht wie ein Hund, ich hätte sie zertreten können, sie hätte nicht geklagt."

Mit einem Male stand der Trompeter auf und rollte fürchterlich die Augen und packte Schlump mit beiden Händen an den Schultern und brüllte, daß die Polacken gelaufen kamen: „Und nach drei Tagen, Kamerad, nach drei Tagen, da ist sie ins Wasser gegangen!"

Und der Trompeter lachte, lachte laut und schrecklich. Dann setzte er sich wieder und sprach ganz leise. „Ich habe mich bei dem Feldwebel gleich gemeldet, daß ich an die Front will, und morgen komme ich vor, und," er sprach ganz leise, „und ich komme bestimmt nicht wieder, das versprech ich dir."

Sie gingen diese Nacht wieder vor zum Schanzen, die

Musiker schanzten mit. Der Gefreite sang wieder vor, und die Kompagnie sang nach:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf sein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

Die Franzosen hatten längst gemerkt, daß alle Nacht geschanzt wurde. Sie schossen mit schweren Kohlenkästen herüber. Und diesmal gab es sogar Verluste, zwei Verwundete und einen Toten. Der Tote, der war der Trompeter.

Acht Nächte schanzten die Rekruten, dann marschierten sie wieder ab. Aber nicht zurück nach Carvin, sondern zurück nach Mons-en-P. Dort ging das Exerzieren weiter. Sie übten sich im Sturmangriff, sie lernten Hindernisse nehmen, sie rollten Schützengräben auf mit Handgranaten, sie rannten über sumpfige Wiesen und wälzten sich im Schlamm. Sie kamen oft nach Hause wie die Schweine, von oben bis unten voll Lehm. Manchmal gerieten sie auf das Gelände von Loffrande, und Schlump schaute sehnsuchtsvoll nach den Häusern aus, deren Bewohner er so gut kannte. Er kam sich vor, wie ein abgesetzter König und schämte sich, wenn er als Rekrut durch das Dorf zog, wo er früher zu kommandieren hatte, und war froh, wenn sie ihn aus den vielen Gesichtern nicht herauskannten.

Fast keinen Augenblick hatten sie freie Zeit, denn sie mußten die Sachen sauber halten und hatten alle Tage Appell, heute mit Kochgeschirr, Feldflasche und Tornister, morgen mit Spaten, Gewehr und Patronentasche, übermorgen mit Schuhen, Stiefeln und Mantel.

Einmal, in einer der wenigen freien Viertelstunden, stand er vor der Kommandantur. Da kamen die Mädchen aus Loffrande und gingen in die Kommandantur hinein, um ihre Ausweise stempeln zu lassen. Sie hatten ihn nicht erkannt und waren vorbeigegangen. Als sie herauskamen, redete er sie an. Es war die Marie, die Jeanne und die Estelle. Die Estelle stieß einen Schrei aus und wurde rot und freute sich aus dem Herzen; dann war sie still und wieder ganz traurig. Die anderen beiden lachten und gingen weiter. Aber er konnte nur ein paar Worte mit Estelle zusammen sprechen. Sie nahm traurig Abschied und hatte nasse Augen.

Endlich kamen sie an die Front. Am Morgen mußten sie auf dem Marktplatz antreten, der Feldwebel ging die Reihen durch, erst allein und dann noch einmal mit dem Hauptmann. Die Musik stellte sich an die Spitze, der Hauptmann setzte sich auf sein Pferd, und dann marschierten sie im Bogen um den Markt herum und nach Westen hinaus. Der Feldwebel stand in der Mitte des Platzes auf einen Pfahl gestützt, an den in Friedenszeiten die Schweine oder die Kälber angebunden wurden, und sah nachdenklich auf den langen Zug Rekruten, der an die Front zog. Es war der erste nicht und nicht der letzte. Wieviel hatte er schon fortgehen sehen, und wieviel lebten noch? Vielleicht wunderte er sich, wo all das junge Blut herkam, das nicht alle wurde und jetzt

so fröhlich an die Front zog. Vielleicht wunderte er sich, warum gerade er verschont wurde?
Schlump marschierte mit. Er sah noch den eigentümlichen Gesichtsausdruck des Feldwebels und hatte ein sonderbares, unangenehmes Gefühl.
Der Hauptmann ritt ein Stück mit, dann kehrte er um, und die Musik marschierte hinter ihm drein. Die Rekruten marschierten weiter, jede Kompagnie von einem Vizefeldwebel geführt. Dann trennten sich auch die Kompagnien, jede zu einem anderen Regiment.
Sie marschierten lange. Dann warteten sie vor der Regimentsschreibstube. Sie warteten lange. Endlich kam ein Schreiber aus dem großen Haus heraus und schickte jeden Zug zu einem anderen Bataillon. Dann warteten sie vor der Bataillonsschreibstube. Sie mußten lange warten. Bis endlich ein Schreiber herauskam, der sie an die Kompagnien verteilte. Schlump wurde mit zwanzig anderen der siebenten Kompagnie zugeteilt. Die siebente Kompagnie lag in einer ehemaligen Brotfabrik, eine Stunde entfernt von Carvin. Sie warteten lange vor der Kompagnieschreibstube. Nach langer, langer Zeit erschien der Feldwebel und sah sich den neuen Ersatz von oben bis unten an. Vor Schlump blieb er stehen. Schlump fiel ihm auf, weil seine Kleidung schon stark abgetragen war. Der Feldwebel tippte ihn mit den Fingerspitzen auf die Brust und fragte ihn darum. Schlump antwortete, daß er lange abkommandiert war und daß seine Kleider daher nicht mehr neu wären. Der Feldwebel sagte: „So. Abkommandiert. Und dabei keine guten Kleider verschafft? Du scheinst ein dummes Luder zu sein, mein Freund!" Dann drehte er sich um und ließ die Rekruten stehen. Nach langer Zeit kam der

Kompagnieschreiber heraus und sagte zu ihnen: „Die Kompagnie löst gerade ab. Ihr geht heute abend gleich in die dritte Linie, wo sie in Reserve liegen."

Am Abend ging es in Stellung, gegen zehn Uhr. Sie marschierten lange auf der großen Straße, die nach Aubines führte. Es war eine sternklare Nacht, und es gefror. Das Sturmgepäck — ein Sandsack mit Kommißbrot und eiserner Portion, Kochgeschirr — und der Stahlhelm waren ungewohnt, denn als Rekruten trugen sie ja noch die alten Lederhelme. Außerdem hatten sie noch Blasen an den Füßen von dem zehnstündigen Marsch heute. Der Fourier führte sie. Es war ein Oberschlesier, grob wie Bohnenstroh, aber eine gute Seele. Er erzählte von der Stellung: „Die werden froh sein, daß sie neuen Ersatz kriegen," meinte er, „die Kompagnie ist zu schwach. Die Gruppe von acht Mann muß drei bis vier Posten stehen, das ist zu viel." Um Mitternacht kamen sie nach Aubines. Das war ein finsteres Dorf. Es lag hinter einem Abhang, und der Mond war noch nicht darüber hinweggestiegen. Sie kamen an einem Posten vorbei. Der rührte sich nicht. Aus winzigen Ritzen in den Kellerfenstern schimmerte Licht. „Hier liegen schwere Bumber." Er nannte das Kaliber. Dann ging es durch einen Eisenbahndamm auf einen schlechten Feldweg. Sie redeten nicht mehr viel, und weil es so still war, vermieden sie alles Klappern und hielten den Spatenstiel fest, der immer an das Seitengewehr schlug. Mit der anderen Hand zogen sie den Gewehrriemen an, damit die Flinte nicht von der

Schulter rutschte. Jetzt schien auch der Mond und beleuchtete sie hell. Jeder ließ den Kopf hängen und döste vor sich hin. Schlump dachte nach über vieles seit jenem Tag, wo er in die Kaserne eingezogen war. Dann fiel ihm der Schützengraben ein, den er ja jetzt kennenlernen sollte, und die Neugier belebte ihn, und er sah scharf nach vorn in die Nacht hinein. Um ein Uhr waren sie in Saint-Laurent. „Hier ist die Feldartillerie."
Pauch! Pauch! Pauch! Die Kanonen hinter ihnen schossen. Es klang, als ob etwas mit unmäßigem Druck zerplatzte. Dann heulten die Granaten davon, man hörte sie rauschen, immer ferner. Nach einer Weile kam das Echo von drüben, der Einschlag, ein dumpfer Knall.
Der Fourier schimpfte: „Die dummen Schweine, die brauchen jetzt nicht zu stänkern, wenn wir hier durchwollen. Es wird nicht lange dauern, dann fängt der Franzek an zu funken." Sie zogen durch das zerschossene Städtchen. Fast auf keinem Hause war noch ein Dach. An manchen konnte man noch die Ladenschilder lesen und die Reklame einer Kognakfirma. Oft war auch die Vorderfront der Häuser abgerissen, die Eingeweide hingen herunter, und man konnte in die Zimmer hineinschauen. Sie gingen vorbei. Der Mond schien gerade in eine Stube hinein und beleuchtete sie festlich und gespenstisch. Ein Bild hing an der Wand mit einer Widmung: Hommage à mes parents. Eine ängstliche Kinderhand hatte das mit großen, großen Buchstaben geschrieben: An meine Eltern! Und die Eltern hatten sich gefreut und die kindliche Arbeit stolz einrahmen lassen. Schlump dachte, die Leute werden sich wundern, wenn sie einmal ihr Haus wiedersehen.
Die Soldaten mußten einen freien Platz überqueren.

In der Mitte stand ein zerschossener Eisenpavillon, in dem früher, zur Ducasse, die Kapelle gespielt hatte. „Das ist eine verfluchte Ecke," meinte der Fourier, „hierher funkt der Franzek immer nach den Bumbern." Bis in die Mitte des Platzes waren sie gestolpert, über die Trümmer der zerstörten Häuser, da sahen sie drüben hinter der anderen Anhöhe plötzlich einen roten Schein, dann wieder dieses Zerknallen, und nach einigen Sekunden zischte auch schon ein Geschoß heran, bohrte sich heulend in den gefrorenen Grund, etwa dreißig Schritt von ihnen, und krepierte: Dschinn!! Wie wenn eine Lokomotive explodiert, und dann erschreckte ihn das niederträchtige Fauchen der Splitter, die mit scheußlichem Klageton durch die Luft zeterten. Das war die Antwort der Franzosen. „Da haben wir Schwein gehabt, daß wir nicht dort waren", sagte einer. Mit einer gewissen Beklemmung gingen sie an dem frischen Granatloch vorbei. „Wenn jetzt eine kommt," dachte Schlump, „da kannst du gar nichts machen, du bist ganz wehrlos."

Sie überschritten noch ein Blachfeld, das übersät war mit Blindgängern, Ausbläsern und Granatsplittern. Dann kamen sie an ein Wäldchen. „Hier ist die dritte Linie. Dort hinter dem letzten Graben liegen achttausend Engländer und weiter hinten dreitausend Deutsche im Massengrab, von den großen Sturmangriffen im Herbst, wo die Engländer schon in Aubines waren." Schlump glaubte ihm die Zahlen nicht recht. „Aber es wird schon vieles daran wahr sein," überlegte er, „und jetzt sind die armen Kerle vermodert. Und nächstes Jahr denken vielleicht andere so, wenn wir unter der Erde liegen."

Hier liefen die Gräben aus. Sie kletterten hinein. Es waren enge Gänge, an der Seite gestützt mit geflochtenen Hürden, oft so eng eingedrückt, vom Regen und vom Schlamm, daß sie mit dem Gepäck hängenblieben. Dann wieder oben ein Steg oder Schienen der Feldbahn darübergelegt, daß sie sich die Schädel einrammelten oder mit dem Gewehr hängen blieben. Manchmal war der Graben eingeschossen, dann kam wieder ein tiefes Loch. Es war ein beschwerliches Vorwärtskommen, und sie fingen an zu schwitzen, denn sie waren das noch nicht gewöhnt.

„Dem Leutnant sein Bunker", sagte der Fourier, „bleibt hier stehen." Er stieg hinunter. Es war ein nettes Geländer gebaut um die Stufen, die hinunterführten, und über dem Eingang, der beinahe bequem war, hatte man ein Dach gebaut und mit Holzstämmen verziert. Der Fourier ließ sich nicht wieder sehen. Nach einer Weile kam die Gefechtsordonnanz des Leutnants heraus und nahm sie mit. Schlump war enttäuscht. Er dachte, der Leutnant käme selber und würde ihnen die Hand drücken und sie feierlich und freudig begrüßen als neue Kameraden. Aber so! Es war genau so, als hätte der Fourier bloß die Ankunft von ein paar Sack Erbsen avisiert.

Sie stolperten und zwängten sich noch eine ganze Weile durch die engen Schützengräben, die sich schlängelten und ab und zu nach vorn umzweigten. Die Nacht war still, nur manchmal hämmerte ein Maschinengewehr herüber. Sie kamen an anderen Unterständen vorbei. Das waren nur Löcher am Fuße der Grabenwand, und wenn das Rohr nicht geraucht hätte, das herausragte, wären sie hineingefallen. Die Ordonnanz schickte jedesmal zwei Mann in einen Bunker hinein.

Sie kamen an einem Posten vorbei. Der drehte sich um, es war ein alter Landsturmmann, und fragte: „Ersatz?“ — „Ja.“ — „Gottseidank!“

Morgens um fünf Uhr zog Schlump auf Wache. Er war hundemüde von den Märschen gestern. Er torkelte den Schützengraben entlang und konnte nicht begreifen, warum der Graben alle paar Schritte einen Bogen machte, als müsse er jemandem Platz machen. Er ging geduldig um die Bogen herum und suchte den Posten. Plötzlich hielt er verblüfft an. Dort auf dem Schützenauftritt, im ungewissen Schein der Dämmerung, stand Lemke. Lemke stammte aus der Mark Brandenburg und war gestern mit Schlump in den Graben gekommen. Er hatte rote Haare und im Gesicht weiter nichts als Sommersprossen. Lemke stand dort, ganz allein, dem Feinde zugewandt und das Gewehr an der Seite. Drüben hackte regelmäßig in Abständen ein Maschinengewehr herüber: taktaktaktak — taktaktaktak — taktaktaktak — und regelmäßig wie das Maschinengewehr, mit ernstem Gesicht, machte Lemke eine Verbeugung nach der anderen, als wollte er sich den Franzosen bekannt machen. Schlump staunte wie ein Affe und wurde ganz munter. Das Bild war so komisch, daß er das Lachen nicht halten konnte und laut herausplatzte. „Mensch, was machst du denn für Kaspereien?“

„Die Lumpen da drüben schießen so genau über den Boden, daß einem der Dreck in die Fresse fliegt!“

„Ja, warum machst du denn jedesmal einen Bückling, wenn die schießen?"
„Na, du wirst ja sehen, wenn du den Kopf nicht einziehst, kriegst du eine vor den Ballon, nachher hafte geschnuppt."
Und er sprang hinunter. Schlump kletterte hinauf und schaute eifrig nach dem Feinde aus. Drüben hinter dem Hügel leuchtete es wieder rot auf, und die großen Kohlenkästen zogen brausend über ihn hinweg hinter zur Artillerie. Da kam auch das Maschinengewehr: Taktaktaktak — taktaktaktak — taktaktaktak. Und die Kugeln pfiffen ihm um die Ohren herum wie die Schwalben nach dem Gewitter. Schlump dachte nach: „Wenn du sie schon pfeifen hörst, dann sind sie gerade vorbei. Dann brauchst du dich auch nicht mehr vor ihnen zu fürchten. Und es ging weiter: Taktaktaktak — taktaktaktak — taktaktaktak — Auf einmal lachte jemand hinter ihm!
Schlump erschrak und drehte sich um. Der Rothaarige feixte: „Mensch, du machst ja noch schönere Verbeugungen als ich!" Schlump hatte nichts davon gemerkt. Sie lachten alle beide und Lemke rückte ab.
Die Zeit verging langsam auf Posten. Es wurde allmählich ganz hell. Schlump stand unbewegt auf der Stelle und schaute nicht rechts und nicht links. Erst eine Stunde war vorbei, und zwei Stunden mußte er stehen. Und die zweite Stunde dauerte zehnmal so lang wie die erste, hatten sie ihm gesagt.
Da auf einmal kam ihn ein menschliches Rühren an. Es drängte ihn gewaltig dorthin, wo der Kaiser auch selber hingehen muß. Aber er durfte seinen Posten ja nicht verlassen. Er gab sich alle Mühe, die Not zu ver-

kneifen. Doch es half alles nichts. Die Not wurde immer größer. Er fing an zu schwitzen und rückte unruhig von einem Fuß auf den anderen. Aber es half nichts. Und die Zeit verging überhaupt nicht, an Ablösung war noch längst nicht zu denken. Und die Not wurde immer größer. Er fing an, Blut zu schwitzen. Ihm zitterten schon die Knie. Und seinen Posten darf der Soldat doch nicht verlassen! Noch dazu vor dem Feind!

Aber schließlich, in die Hosen, das ging doch auch nicht! Die hätten noch gedacht, es wäre vor Angst passiert! Und er wäre zeitlebens der Hosenscheißer geblieben! Großer Gott, und er hatte kein Papier! Da fiel ihm der kleine Gedichtband ein, den ihm die Mutter zu Weihnachten geschickt hatte und den er heilig hielt und immer in der Tasche auf der Brust herumtrug.

Da sprang er herunter. Nebenan war die Regimentsgrenze. Ein Schild stand da: Infanterieregiment X — Infanterieregiment Y. Und zu Füßen dieses Denkmals setzte er ein anderes, viel weniger ruhmvolles. Und sichtlich erleichtert stieg er hinauf auf seinen Posten und schaute eifrig aus, ob der Feind nicht inzwischen im Anmarsch sei.

Er war nicht gekommen. Schlump atmete auf.

Endlich rückte auch die Ablösung an, er durfte sich im Bunker ausruhen. Er schlief sofort ein. Zwei Stunden hatte er Zeit, dann sollte er Essenholen gehen. Aber schon nach einer Stunde wachte er auf. Der Gruppenführer, Gefreiter Golle aus Sachsen schimpfte mörderlich. Schlump horchte auf. Ihm ahnte nichts Gutes. Schließlich merkte er den Braten. Der Leutnant hatte den Graben revidiert und war in das neue Denkmal

hineingetreten. Er wäre außer sich gewesen über die Schweinerei, weil morgen der General kommen wollte. Der Gefreite schimpfte wie ein Rohrspatz: „Wenn ich bloß den Schweinehund raushätte! Es muß einer sein, der Gedichte liest. Ich habe den Arschwisch rausgelesen, weil ich dachte, daß es 'n Brief wäre. Aber es sind bloß Gedichte von Frühling und so. Aber ich wär'n schon noch rauskriegen. Das ist sicher ener von den Neuen, wahrscheinlich e Einjähriger." Schlump fing wieder an, Blut zu schwitzen, vor Angst und Schande. Er verhielt sich mucksmäuschenstille, und als die Zeit ran war, raffte er die Kochgeschirre zusammen und sauste ab zum Essenholen.
Als er wiederkam, mußte er wieder aufziehen. Er nahm den Spaten und putzte seine Schande weg und schämte sich. Dann sprang er auf den Schützenauftritt und konnte nicht begreifen, wie sich die anderen aus der Not halfen.
Die Sache wurde aber bald vergessen.

Der General wollte wirklich kommen. Die Soldaten mußten schanzen, wenn sie nicht auf Posten standen. Am Abend warfen sie Dreck aus dem Graben heraus, den der Regen hereingespült hatte, oder arbeiteten außer Deckung. Sie mußten Perme verziehen, wie sie sagten, das heißt, die aufgeworfene Erde vor der Grabenwand einen halben Meter zurückschaufeln. Sie arbeiteten so leise wie möglich. Aber die Franzosen hatten doch Wind gekriegt und schossen mit ihren Maschinengewehren dazwischen. Die Kugeln pfiffen und sangen um die Köpfe

herum, und sie hielten sich dazu, um schnell wieder in den Graben herunter zu kommen. Aber auf einmal schrie einer auf und fiel in den Graben hinein wie ein nasser Sack. Er hatte aber noch so viel Kraft, daß er im Fallen sagte: „Ich bin tot!" Die anderen sprangen herunter und standen um ihn herum. Er machte aber bald wieder die Augen auf und guckte ganz fidel umher. Lemke war es, der Sommersprossige. Er betastete sich, ob alles noch heil wäre. Alle Glieder konnte er noch bewegen, nur das linke Bein blieb steif. Gleich fing er auch an zu jammern, die Wunde begann zu schmerzen. Aus der Wade sickerte Blut heraus, es schien ein harmloser Schuß ins Fleisch zu sein. Die alten Soldaten, die schon ein Jahr und länger Krieg spielten, schimpften und beneideten ihn. Es war unverschämt, daß so ein grüner Rekrut gleich einen schönen Heimatschuß abkriegte, ehe er überhaupt einen Franzek gesehen hätte. Am liebsten hätten sie ihn verprügelt, aber sie gaben ihm eine Zigarette, um die er bat. Dann brachten ihn zwei in den Sanitätsunterstand. Die anderen kletterten wieder hinauf und schanzten weiter. Das Maschinengewehr drüben hatte aufgehört zu rattern.

Am nächsten Tage zeigte sich kein Flieger am Himmel, es war trüb und die Franzosen hatten keine Lust zu schießen. Es hieß, der General wollte wirklich kommen. Die Alten staunten: So etwas war noch nicht dagewesen. Der Leutnant hatte die Gruppenführer alle zusammengerufen und sie instruiert. Schlump sein Gefreiter war mit wichtiger Miene in den Unterstand zurückgekehrt und sagte: „Der General kommt also. Wenn er einen anredet, der Posten steht, so hat der sich nicht umzudrehen, sondern dem General zu antworten

und immer nach vorn zu gucken. Putzt euer Gewehr und eure Stiefel und macht euch ein bißchen zurecht, damit mir keiner von der Gruppe auffällt." Sie lachten alle und machten schlechte Witze über den General, der sich bis in die dritte Linie vortraute.
Schlump hatte Glück. Er stand gerade auf Posten, als der General ankam. Schlump hörte ein paar Stimmen. Der General fragte, und der Leutnant antwortete dienstbeflissen und aufgeregt. Es waren noch viel andere Offiziere dabei. Schlump schaute scharf nach dem Feinde aus. Der General blieb hinter ihm stehen und fragte ihn, wie er hieße und wie die Parole laute. Schlump äugte nach dem Feinde aus, drehte dem General seine Rückseite zu und antwortete kurz, aber bestimmt und verlor den Feind nicht aus dem Auge. Der General schien zufrieden zu sein. Er sprach mit den Offizieren weiter und entfernte sich.
Schlump blieb mit seinen Gedanken zurück. Er wußte nicht recht, wie er daran war. „Der General ist ein Schafkopf," meinte er, „wenn er denkt, er kann mit den Soldaten seine Witze machen. Hoffentlich sind die anderen Generäle ein bißchen gescheiter, sonst werden wir den Krieg nicht gewinnen."
Aber er tat dem General unrecht. Der wollte sich gar nicht über ihn lustig machen, im Gegenteil, es war ihm recht ernst zumute in der dritten Linie vor dem Feind.

Schlump hatte Läuse. Schon lange. Damals beim Schanzen, als er mit den Polacken zusammenlag, hatte er sie aufgesackt. Aber das waren nur die großen

weißen mit dem Eisernen Kreuz auf dem Rücken. Jetzt hatte er noch die kleinen roten dazu gekriegt, die sich in den Hemdnähten versteckten. Das waren die Schlimmsten. Und wenn er auf Posten stand, packte er mit der Faust den Rock an der Brust und rieb sich die Haut wund. Am meisten aber peinigten sie einem im Unterstand, wenn man schlafen wollte; denn in der Wärme wurden sie lebendig.

Schlump setzte sich neben die Kerze und lauste sich. Er fing sie und hielt sie in die Flamme, bis sie zerknallten. Oder er ließ sie aufmarschieren auf dem schmalen Brettchen, wo sie das Brot hinlegten beim Essen, und fuhr dann glissando mit dem Daumennagel darüber.

Vorn in der ersten Linie erwarteten sie einen Angriff. Die siebente Kompagnie schickte alle Tage eine Gruppe aus der dritten Linie vor in die zweite, in den Unterstand neben den Leutnant der ersten Kompagnie, als Alarmgruppe. Wenn die Franzosen kämen, sollten sie sofort vorgehen in die erste Linie und die Grabeneingänge sperren, die nach hinten führten. Das waren zwei schöne Tage. Sie brauchten nicht Posten zu stehen und konnten den ganzen Tag faulenzen. Einer hatte ein Spiel Karten mit, und so nahlten sie die ganzen zwei Tage ohne Unterbrechung; bloß zum Essen machten sie eine Pause. Sie wurden ganz fidel und trumpften und stachen mit großem Geschrei. Man hatte einen Deckel vor den Eingang gestellt, damit der Lärm nicht aus dem Unterstand herausdrang. Die Essenholer brachten zwei Pullen Schnaps mit, der die Fröhlichkeit bedeutend erhöhte. Sie merkten gar nicht, daß die Franzosen anfingen, lebhaft mit Propellerminen zu schießen, jene riesigen Dinger, die sich in die Erde bohrten und dann mit un-

heimlichem Getöse zerplatzten und dabei Löcher rissen, in die man bequem hätte ein Haus bauen können. Und wenn so ein Ding einschlug, dann dröhnte der Bunker wie eine Glocke, und es kam einem vor, als schaukelte der Boden eine ganze Weile.

Die zwei Tage vergingen, ohne daß die Franzosen angegriffen hätten, und sie wurden von der nächsten Gruppe abgelöst. Sie zogen im Gänsemarsch wieder hinter. Und es war eine große Kunst, durch den zähen Schlamm vorwärts zu kommen, der einem die Stiefel auszog, wenn man die Füße nicht geschickt genug an die Grabenwand stemmte.

Hinten in der dritten Linie sah es böse aus. Der Franzek hatte mit seinen Propellerminen den Graben an vielen Stellen eingeschossen und man mußte durch riesige Löcher hindurchklettern. Einen Unterstand hatten sie ganz abgequetscht, und von den armen Kerlen, die gerade darin schliefen, hat kein Mensch wieder etwas gesehen. Sie bezogen ihren Bunker wieder. Die Schießerei ließ etwas nach. Nur alle Stunden etwa kam so eine dicke Mine herübergeflogen. Eine davon fiel mitten in den Graben, gerade vor ihren Bunker. Aber sie krepierte nicht, nur der Propeller brach ab und riß den Deckel mit, so daß man die gelbe Füllung mit den Fingern herauskratzen konnte.

Schlump war klüger geworden. Er wußte jetzt die Latrine zu finden. An einem schönen Nachmittag ging er hinter, sie lag hinter dem dritten Graben, protzte ab und zog auch seinen Rock aus und das Hemd ab, um sich zu lausen. Hier in der dritten Linie konnte man sich das leisten. Die Sonne schien, man war geschützt vor Wind und vor Sicht durch den Feind, man saß auf der

Latte, hoch oben in der Luft lärmte ein Flieger, sogar eine Lerche war aufgestiegen und sang ihr friedliches Liebeslied, ohne sich um Schrappnells und Granaten zu kümmern. Mitten in diesem Idyll ging Schlump seinen unterschiedlichen Geschäften nach. Und wie er so im besten Zuge war und ein wahres Kesseltreiben auf die ängstlichen Läuse eröffnet hatte, so daß sie in Scharen unter seinem Daumen starben, da hörte er auf einmal das leise Schsch! — den Abschuß einer Propellermine. Er schaute auf und sah den dunklen Vogel in die Höhe fliegen, fast kerzengerade, langsam und majestätisch. Und genau in der Richtung auf Schlump und die Latrine. Schlump starrte auf das dunkle Tier wie gebannt, wie ein Huhn, das die Schlange bezaubert hat. Endlich hatte sie ihre Höhe erreicht, sie neigte die Spitze, um im großen Bogen herunterzufallen. Und die Spitze war immer noch genau auf ihn gerichtet. Schlump konnte sich nicht rühren. Er starrte hinauf, und die Augenblicke waren ihm wie Stunden. Sie fiel! Sie fiel! Gerade auf ihn! Da gab er sich einen Ruck, packte seine Hosen an beiden Seiten, und rannte, was er konnte, den Graben entlang, der sich nach links drehte. Der Bann war gebrochen!

Da — der dumpfe Aufschlag! Jetzt mußte sie krepieren. Schlump warf sich hin, der Laufgraben war hier ganz flach, nur eine Handbreit Deckung etwa. Und jetzt mußte sie krepieren. Aber das dauerte ewig, er wäre schließlich noch weiter gekommen. Immer noch nicht. Da endlich — ein dumpfer Donner, und dann ein Gepolter und Gepraffel, als ob tausend Pferde im Galopp heranbrausten. Und dazwischen ein seltsames Geplätscher.

Weiter wußte sich Schlump an nichts zu erinnern. Als er aufwachte, lag er im Sanitätsunterstand, wo sie ihm die Wunde verbanden. Der Schmerz hatte ihn zu sich gebracht. Er hätte einen Streifschuß am Kopf, die Haut müßte genäht werden, der Knochen sei leicht verletzt, sagte der Unterarzt und hielt sich dabei die Nase zu ...
Schlump schloß die Augen wieder. Ihm war, als brausten die tausend Pferde immer noch über ihn hinweg. Er wäre entsetzt gewesen, wenn er sich gesehen hätte.

Schlump hatte Glück. Die Somme-Offensive war im Gang, die Lazarette in der Etappe wurden geleert, und Schlump rollte mit dem Lazarettzug in die Heimat. Wenn er sich auf die Seite legte, sah er draußen die schmucken Dörfer vorbeieilen, die so sauber und so freundlich im Grünen eingebettet lagen. So ganz anders als die freudlosen, kahlen Häuser in Frankreich. Und er konnte sich nicht satt sehen an den roten Dächern und an den grünen Wiesen. Der Zug fuhr am Rhein entlang, über stolze Brücken, langsam, aber ohne zu halten. In Bacherach wurden sie ausgeladen. Sie kamen in ein großes, stilles Haus, wo sie von schweigsamen Klosterfrauen gepflegt wurden. Ein alter Arzt untersuchte sie. Schlump mochte ihm wegen seiner Jugend aufgefallen sein, der Arzt pflegte ihm immer eine paar scherzhafte Worte zu sagen. Schlump war gesund und hatte junges Blut, das schnell heilte. Aber er mußte doch ein paar Monate im Bett liegenbleiben. Das Verbinden bereitete ihm immer Schmerzen. Und

als er einmal das Gesicht verzog, sagte der Arzt: „Ja, Kleiner, warum hältst du gerade den Kopf hin, wenn die Franzosen scharf schießen?" Schlump war rasch mit der Antwort fertig: „Sie haben recht, Herr Doktor, aber Sie wissen ja, mit was sie einen vollschießen, wenn man den Hintern hinhält." Der Arzt nahm die freche Antwort nicht übel, er lachte, denn Schlump hatte ihm schon erzählt, wie es bei seiner Verwundung zugegangen war.

Draußen schien die Sonne, die Kirschen waren reif, und sie mußten im Bett liegenbleiben und hatten Langeweile. Neben ihm lag ein alter ehrlicher Landser. Gottlob Paul stand auf der Tafel, es war ein armer Weber aus Treuen im Vogtland. Schlump hatte ihm von seinen Heldentaten in Loffrande erzählt, und der Weber wollte immer Neues hören, denn er lag schon lange im Lazarett. Er hatte einen Bauchschuß und wurde nur langsam gesund. „Komm, Kleiner," pflegte er zu sagen, „derzähl e weng, 's werd an die Zeit net eso lang." Und Schlump segelte los: „Du weißt doch, Kamerad, daß die Bauern in Frankreich nicht schreiben und nicht lesen können. Und in der Geographie, da steht's noch schlechter. Eines Abends kommt Monsieur Rohaut in die Schankstube. Du weißt schon, der Vater von der schönen Jeanne. Wir sitzen eine Weile zusammen. Da fragt er mich: „Ist's wahr, Monsieur Jean, daß es in Allemagne noch soviel Wölfe und Bären gibt?" — „Gewiß, sage ich, das ist geradezu eine Landplage bei uns. Wir hätten zehnmal soviel Soldaten, wenn die Wölfe nicht soviel kleine Kinder fressen würden. Aber es ist auch ein Broterwerb für viele Leute; der Bärenfang vor allem. Und der Bärenfang ist eine rich-

tige Kunst bei uns zu Hause. Das wird nämlich folgendermaßen gemacht: Zwei Mann tun sich zusammen. Der eine hat eine Schlinge wie ein Lasso, zum Werfen. Der andere zieht ein paar Hosen an, wie die kleinen Buben, mit einem Hosenlatz zum abknöpfen. Nun ist bekannt, daß die Bären wie verrückt auf Honig versessen sind. Und darauf wird spekuliert. Um die Bären lebendig zu fangen — denn durch das Schrot, das der Jäger aus der Drillingsbüchse schießt, wird das Fell zu arg beschädigt und verliert an Wert — um ihn also lebendig zu fangen, knöpft der eine den Hosenlatz ab und läßt sich vom anderen den Hintern kräftig mit Syrup einreiben. Das geschieht gewöhnlich mit einem riesigen Pinsel. Dann stellt er sich auf alle Viere und fängt an, verliebt zu brummen. Das lockt die Bären an, und der Syrup dazu. Die Bären fangen sogleich an zu lecken, und jetzt ist's für den zweiten Mann leicht, den Bären mit dem Lasso zu fangen. Er muß nur aufpassen, den Lasso so geschickt zu werfen, daß er nicht am Syrup hängenbleibt. Nun hatten wir zwei im Dorfe, die waren ganz besonders geschickt im Bärenfang. Der eine hieß Mauser, der andere Lauser. Sie gingen, es war etwa vor zwei Jahren, an einem Winterabend in den Wald, um Bären zu fangen. Man geht lieber in der Nacht, weil nachts die Bären nicht so gut sehen können. Lauser also knöpft ab und läßt sich von Mauser pinseln. Dann stellt er sich auf alle Viere und fängt verliebt an zu grunzen. In der Kunst war er unerreicht. Aber es ließ sich kein Bär blicken. Da es erbärmlich kalt war, fing er an, erbärmlich am Hintern zu frieren. Sie wollten schon wieder einpacken, da kommt auf einmal ein ganz alter Knabe laut brum-

mend angetappt. Gierig, wie die alten Süßhähne sind, schleckt er sofort den dicken Syrup auf. Mauser hätte jetzt den Lasso werfen müssen. Aber da kam ihm eine Idee. Er sagte sich: wo ein Bär ist, müssen auch zwei Bären sein. Und pinselt dem Bären auch das Hintertviertel ein. Er hatte gerade einen ganzen Eimer Syrup mitgebracht, denn man muß den Belag oft erneuern. Richtig pirscht sich auch noch ein zweiter Meister Petz heran. Und Mauser pinselt ihm auch den Hintern ein. Und — als ob der Teufel im Spiele wäre — es stellte sich noch ein dritter und ein vierter mächtiger Bär ein. Lauser war inzwischen auf allen Vieren vorwärtsgegangen, dem Dorfe zu. Die Bären folgten ihm Schritt für Schritt, und Mauser pinselte den letzten Bärenhintern voll Syrup. Als sie im Dorfe einmarschierten, pinselte Mauser gerade am zweiundzwanzigsten Bärenarsch. Da war auch sein Vorrat an Syrup alle. Lauser hopste auf das Spritzenhäuschen zu, Mauser, der vor Schweiß triefte, rannte voraus und öffnete das Tor und Lauser zog mit seinem zahlreichen Gefolge ein. Sie gingen gerade alle hinein und Lauser marschierte an den Wänden entlang, bis er wieder ans Tor kam — da schlampste der letzte hinein, und Lauser sprang mit einem Satz heraus. Mauser schlug das Tor zu und drückte seinem Kameraden glückwünschend die Hand. Sie hatten zweiundzwanzig Bären gefangen. Sie waren reiche Leute geworden."

Gottlob Paul lachte sich tot und staunte, daß die Franzosen so dumm waren und solchen Kohl glaubten.

Schlump hatte den Kopf voller Lorken und Schnaken und unterhielt die ganze Krankenstube. Nach zwei Monaten erst durfte er aufstehen. Er hatte einen sehr vorsichtigen Arzt, bei dem er wegen seiner immerfrohen Augen Stand hatte und der ihn deswegen zu seinem Schreiber machte. Das kam Schlump zustatten, denn er sehnte sich nach Freiheit, um sich bei den Mädchen zu bedanken, die er schon lange von der Gartenmauer aus — dort durfte er täglich zwei Stunden spazieren gehen — kennengelernt hatte, wo sie ihm Schokolade und andere gute Sachen zusteckten. Jetzt durfte er manchmal ausgehen und ihnen ihre Süßigkeiten zurückerstatten.
Als der Herbst des Jahres 1916 langsam geschritten kam — die Vogelbeeren pflegen ihre Blätter zuerst bunt anzumalen — mußte er die Soldaten zum Pendeln führen, denen man im Krieg die Glieder krumm geschossen hatte. Da war ein Arzt am anderen Ende der Stadt, bei dem standen allerhand Marterwerkzeuge, mit denen den Soldaten die kaputten Glieder gereckt und gerenkt und wieder gelenkig gemacht wurden. Schlump lieferte die krummen Helden dort um zwei Uhr nachmittags ab und durfte sie um fünf Uhr wieder holen. In der Zwischenzeit hatte er frei. Er hatte in dem herrlichen alten Städtchen ein wunderschönes gemütliches Wirtshaus entdeckt, das bis unters Dachgebälk mit Wein bewachsen war. Ein romanischer Bogen mit einer alten zerwaschenen Jahreszahl, die kein Mensch mehr lesen konnte, führte hinein in das kleine Paradies. Schlump trat in die niedrige Stube unter die solide, getäfelte Decke. Am Bufett hantierte eine freundliche Wirtin mit kräftigen Armen, roten Backen und goldenen Zähnen. Zwei liebliche Kätzchen, Elly, ihre

Nichte, und Nelly, ihr Töchterchen, pflegten die Gäste zu bedienen. Aber am Nachmittag fand sich selten ein Gast ein. Erst am Abend kamen die roten Nasen zusammen und gewannen den Krieg mit großen Reden. Elly war genau so alt wie Schlump, also achtzehn Jahre, und hatte einen Feldwebel zum Schatz. Nelly war kaum sechzehn und schimmerte weiß und rosig wie eine Apfelblüte. Der Vater stand bei der Festungsartillerie in Metz und trug einen mächtigen Schleppsäbel, wenn er auf Urlaub kam. Aber er kam nur selten, und die Wirtin, die ihn sehr lieb hatte, mußte sich mit einem dicken Zahlmeister begnügen, der ihr alle Abende den Hof machte. Manchmal verreiste sie mit ihm, und dann hatte Schlump gute Tage. Da brauchte er seinen Schoppen nicht zu bezahlen, denn er hatte wenig Geld. An solchen Tagen war es herrlich in der Wirtsstube. Schlump saß auf dem altmodischen, geschwungenen Sofa und hatte an jeder Seite ein liebliches Kätzchen sitzen, das er nach Herzenslust küssen durfte. Die süße kleine Nelly zeigte ihm manchmal die Krallen, wenn er sie zu toll drückte, denn sie war noch eine Jungfer. Aber Elly hatte einen Feldwebel zum Schatz und wußte schon, daß man stillhalten mußte, wenn man von einem Soldaten geküßt wird. Das waren schöne Stunden, die Sonne spann goldene Fäden in die Stube hinein und schoß weißglühende Fünkchen dazwischen. Das Weinlaub vor dem Fenster wob ein liebliches Muster dazwischen, und man hörte nichts als Schlumps Küsse und das Kichern der Mädchen. Manchmal ging es ihm schlecht. Da überfielen ihn die beiden Mädchen und kitzelten ihn und brachten ihn in arge Bedrängnis.

Aber eines Tages hatte Elly schlechte Laune, als

Schlump kam, und die süße kleine Nelly war auch nicht zu finden. Da schlich sich Schlump davon, aber nicht auf die Straße hinaus, sondern die engen Stufen hinauf, wo er das Kätzchen suchen wollte. Die Türen waren nicht verschlossen, und er ging durch dunkle, schmale Gänge von einem Zimmer zum andern. Da entdeckte er in der Wohnstube eine kleine Tapetentür. Vorsichtig trat er näher und öffnete sie ganz behutsam, ganz behutsam, und steckte den Kopf durch die schmale Öffnung. Was er da sah! Zwei Stufen führten hinunter in das kleine, helle, weiße Stübchen, in das die Sonne genau so hineinlachte wie unten in die Wirtsstube. Hinter den Gardinen am Fenster blühten rote und blaue Blumen, und vor dem Fenster auf dem Tisch strahlten große weiße Rosen. Aber hinter der Gardine an der Wand stand ein weißlackiertes, niedliches Bettchen. Und vor dem Bettchen warteten ein Paar reizende Pantöffelchen; der eine lehnte sich müde an den anderen. Schlump hörte sein Herz ganz laut pochen und wagte sich nicht zu rühren. Denn unter der Gardine sah er einen schlanken kleinen Fuß herausgucken!

Lange blieb er stehen. Dann faßte er sich und machte die Tür hinter sich zu und stieg — unendlich vorsichtig — die Stufen hinunter. Bei jedem Schritt wartete er erschrocken, denn die Diele knarrte entsetzlich. Endlich stand er vor der Gardine und hob sie leise auf. Da schlief die süße, kleine Nelly und hatte rosige Wangen wie ein Heideröschen. Sie lag da, ohne Decke, nur mit ein paar durchsichtigen Höschen bekleidet, der Strumpf rutschte herab und ließ ein paar reizende Grübchen sehen am Knie. Den einen Arm hatte sie an das Näschen gelegt und der andere lag dort, wo ihn die großen Maler

immer hinzumalen pflegen, wenn sie nicht alles verraten wollen. Schlump faßte sich ein Herz und küßte sie auf den Mund. Sie erschrak und öffnete die Augen und wurde rot wie eine Pfingstrose und wehrte ihn ab und wollte ganz böse werden. Mit der anderen Hand aber hielt sie ihn fest und drückte ihn an ihren kleinen Busen heran ...

Schlump kam diesmal zu spät ins Lazarett. Aber er hätte gern mit der Katze aus einem Napf gefressen, wenn man ihn damit hätte strafen wollen. Aber man tat ihm nichts.

Von jetzt an ging er alle Tage gleich hinauf in das kleine Stübchen, wo ihn die süße Nelly schon ungeduldig erwartete. Sie konnte jetzt auch die Krallen einziehen und zeigte nur noch die weichen Samtpfötchen. Die Elly sorgte dafür, daß niemand dazu kam, denn sie hatte Verständnis für solche Dinge. Die Mutter blieb diesmal besonders lange aus, und die Flitterwochen dauerten so lange, bis der Herbst seine letzten Blätter geopfert hatte. Dann kam die Mutter wieder, und auch der Schleppsäbel fand sich ein. Er hatte vier Wochen Urlaub. Aber auch Schlump war inzwischen ganz gesund geworden, und als eine böse Kommission im Lazarett eintraf, lauter schlimme Militärärzte, die alle Drückeberger hinauswarfen, da waren Schlumps Tage auch gezählt.

Ein halbes Jahr später schrieb ihm die süße, kleine Nelly ins Feld, daß sie einen kleinen Schlump erwarte. Aber er solle sich nicht grämen um ihretwillen. Die Mutter sei nicht böse, sie erwarte selbst einen kleinen Zahlmeister. Und der Vater hätte in Metz auch einen kleinen Schleppsäbel bestellt, und die Elly warte auch

auf einen kleinen Feldwebel. Es würde also eine ordentliche Kindtaufe werden. Sie, die Nelly, hätte auch einen Schatz, der sie heiraten wolle. Er brauchte nicht mehr Soldat zu spielen, weil sie ihm den linken Arm abgeschossen hätten. So würde also wahrscheinlich gleich mit Hochzeit gefeiert werden. Der lange Brief lag in einem dicken Liebesgabenpaket mit Wurst und Speck und Schinken. Diese guten Sachen kamen von einem Schwein, das man heimlich geschlachtet hatte. Denn in der Zeit herrschte ja in dem armen Deutschland schon die Hungersnot.

Schlump wurde aus dem Lazarett entlassen und dem Ersatz-Bataillon seines Regiments überwiesen. Er fuhr nach der Heimat, und es gelang ihm sogar, beim Bataillon vierzehn Tage Urlaub zu bekommen. Er sollte seine Mutter wiedersehen!

Als er das Haus sah, wo sie wohnten und wo er groß geworden war, da fing er an, Laufschritt zu machen, und schließlich rannte und zuletzt stürmte er die Treppe hinauf. Er klingelte und riß bald die Klingel herunter. Obwohl seine Mutter wußte, daß ihr Junge kommen würde, war der Schreck so groß, als sie ihn vor der Türe stehen sah, daß sie laut aufschrie und ihrem Schlump ohnmächtig in die Arme fiel. Doch die Freude brachte sie gleich wieder zu sich. Sie wußte vor Glück gar keinen Rat. Aber der Gedanke, daß ihr Kind Hunger haben könnte, brachte sie gleich zusammen. Sie setzte ihm alles vor, was sie sich vom Munde abgespart hatten. Aber sie sagte ihm nicht, daß sie seinetwegen gehungert

hatten, er sollte Brot auf dem Tische finden, wenn er zu seiner Mutter käme, und sollte herzhaft essen. Und die Sorge, daß das Brot zu Ende ginge, drohte ihr schon wieder einen Teil ihrer Freude zu zerstören. Sie bekamen ja jedes Gramm zugeteilt, und der Vater mußte essen, denn er arbeitete schwer in einer Fabrik. Er hatte seine Schneiderei an den Nagel gehängt, weil es keine Männer im Lande mehr gab, die sich einen Anzug machen ließen. Die Mutter bedauerte ihren Jungen, daß er keinen Stollen zu Weihnachten bekäme. Nur ein ganz klein wenig Mehl hatte sie noch, und das sollte ein Kuchen für ihn werden.

Aber da wußte Schlump Rat. Er hatte einen mächtigen Sack mitgebracht, und den packte er jetzt aus. Zwei riesige Stollen waren drin, die ihm die kleine Nelly mitgegeben hatte. Dort im Wirtshaus brauchte man nicht zu hungern, denn sie gehörten zu den glücklichen Leuten in Deutschland, die ein Feld hatten und ihr Getreide selber bauten. Die Mutter war stolz auf ihren Jungen, als sie hörte, daß die Stollen von einem Mädel waren. Denn alle Mütter sind stolz und freuen sich, wenn ihre Buben von den Mädels verwöhnt werden. Der Vater kam am Abend von der Arbeit und gab ihm ernst die Hand und fragte ihn nach dem Kriege und bangte, ob wir ihn auch gewinnen werden. Das konnte ihm Schlump aber auch nicht sagen. Er erzählte von Loffrande und von den Franzosen und seine Eltern hörten ihm verklärt zu bis in die Nacht und wurden wieder jung und lustig und übermütig.

Die Mutter war glücklich. Ihr Junge blieb vierzehn Tage bei ihr. Er ging wenig fort, denn er wußte, daß sie jede Stunde bedauerte, die sie ihn nicht hatte. Sie hatte viel

gelitten, als er fort war. Es schnitt ihr jedesmal ins Herz, wenn sie seine Schulkameraden auf der Straße sah, die noch in Zivil herumlaufen durften, weil sie sich nicht freiwillig gemeldet hatten. Aber sie sagte nichts davon ihrem Jungen, denn sie wollte ihn um alles in der Welt nicht kränken.

Schlump ärgerte sich über manches in der Heimat. Über die Milchweiber, die sich am liebsten Gnädige Frau nennen ließen und sich den besten Parkettplatz im Theater schenken ließen, wenn sie den armen Frauen ein Finkennäpfchen voll Milch gaben. Über die Schreiber auf dem Rathaus, die den Leuten die Brotmarken ausgaben, und so taten, als wären sie der Herrgott selber, und dabei die verschüchterten Frauen anschnauzten. An einem Nachmittag ging Schlump mit seiner Mutter über Land, um von den Bauern ein Stück Butter für Geld zu betteln. Aber sie wurden überall vom Hofe gejagt. Endlich erwischten sie ein Pfund Quark, und jetzt gingen sie heim voller Angst vor dem Gendarm, der ihnen das mühsam Erjagte wieder abnahm, um es dann selber zu fressen. Sie kamen an einer Scheune vorbei und sahen darin ein paar feiste Mägde, die mit gefangenen Franzosen frühstückten. Die winkten ihnen zu und hatten Wurst in einer Hand und eine dicke Schnitte Brot in der anderen. Schlump hätte am liebsten dazwischen geschossen, aber er hatte bloß sein Seitengewehr am Koppel hängen, und damit konnte man nicht schießen.

Drei Tage vor Weihnachten ging sein Urlaub zu Ende. Als er sich beim Bataillon meldete, schickte ihn der Feldwebel gleich hinauf zum Kammerunteroffizier. Er wurde neu eingekleidet. Am heiligen Abend ging ein Transport

ins Feld. Zwei Mann waren krank geworden, da mußte Schlump gleich einspringen. Die Mutter erschrak, als sie ihn in der neuen Uniform sah, denn sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Er nahm Abschied von ihr. Sie war tapfer und weinte nicht. Er scherzte und lachte, um sie zu trösten. Auf der Straße drehte er sich um und winkte ihr noch einmal zu. Sie hatte ein Taschentuch in der Hand und wischte sich die Augen aus. Auf der Brücke vor der Kaserne begegnete er einer Arbeiterin, die noch jung war, aber schon ein altes Gesicht hatte. Sie sah die neue Mütze und die neue Uniform und schaute ihn groß an. Sie blieb stehen und ließ ihn vorbei. Dann sprach sie halblaut vor sich hin: „Wieder so ein armes Schwein auf die Schlachtbank. Und noch so ein junges Blut." Schlump hatte sie gehört und mußte lachen.
Der Vater ließ sich freigeben und begleitete ihn mit seinen Kameraden zum Zug. Die Musik spielte wieder wie damals, als er zum ersten Male nach Frankreich fuhr. Langsam verließ der Zug die Halle. Die Soldaten zündeten Lichter an und steckten Tannenreisig auf und feierten Weihnachten. Sie rauchten Zigarren und sangen Weihnachtslieder. Dann schliefen sie, und manche spielten Karten.

Schlump lag bereits mehrere Tage im Schützengraben. Aber diesmal in erster Linie. Auf der Fahrt hatte er einen alten Bekannten gefunden. Willy, der Vorzeichner in der Fabrik, in der Schlump früher arbeitete. Der hatte den Krieg von Anfang an mitgemacht. Er war mit vor Paris gewesen und kam dann

nach Rußland und hatte unsägliche Strapazen hinter sich, endlose Märsche, Hunger und Durst und Sturmangriffe. Er hatte Schützengräben gesehen, die bis oben angefüllt waren mit toten Russen. Das ganze Regiment hatte die Ruhr gekriegt und viele waren gestorben. Jetzt kam er mit nach Frankreich, wo ihn der Tod erwarten sollte. Fünf Tage lang lagen sie schon im ersten Graben. Morgen ging es hinter in die dritte Linie. Sie lagen nicht weit von der alten Stellung, wo Schlump seinerzeit verwundet wurde. Das Regiment hatte zweimal an der Somme gestanden, und zweimal war es verblutet, so daß nur die Feldwebel und ihre Schreiber, die Küchenbullen und der Troß hinter der Front übriggeblieben war. Und sogar von denen hatte es manche erwischt. Die paar, die davongekommen waren, meinten, daß es Schlimmeres in diesem Kriege nicht mehr geben konnte. Schlump traf also fast gar keine bekannten Gesichter mehr in der Kompagnie.

Das Regiment war noch sehr schwach trotz des Ersatzes, mit dem Schlump gekommen war, und die Gruppen mußten drei Posten stellen. Die Nacht war empfindlich kalt, am Tage schneite es. Eben schien die Sonne, der Boden taute und alles war naß. Schlump stand in Sappe drei. Jetzt lagen ihm Engländer gegenüber, die oft mit weittragenden Schiffsgeschützen schossen. Diese verfluchten Flachbahner! Kaum hörte man den Abschuß, waren sie auch schon da, man konnte sich nicht decken.

Schiuuu-hui!!! „Verflucht, die schießen aber kurz," dachte Schlump, „die wissen wohl nicht mehr, wo der zweite Graben ist?" Bisher hatten die Flachbahner immer auf den zweiten Graben geschossen, wo der Leut-

nant lag. Gestern war er hergekommen, der Leutnant, mit dem Scharfschützen. Man konnte hier von der Sappe aus sehen, wenn die Tommies Essen holten. Sie liefen ein ganzes Stück über Deckung, wahrscheinlich, weil man in ihrem Graben auch metertief in den Schlamm versank. Dann verschwanden sie in einem zerschossenen Haus, hinter dem eine Tonne stand. Der Scharfschütze hatte gestern einen abgeschossen. Er bekam für jeden Kopf drei Mark ausgezahlt, den er unter Zeugen abschoß. Das hatten sich die Engländer gemerkt und heute früh schon funkten sie auf die Sappe drei mit ihren Flachbahnern.

Schlump zündte sich eine Zigarette an. Da kam sein Freund Willy um die Ecke. „Wo willst du denn hin?" fragte Schlump.

Schiuuu-hui!!!

Volltreffer. Schlump war in die Brustwehr geknickt und unter seinem Stahlhelm verschwunden. Alles um ihn her in weißem Rauch, vor ihm rauchten kleine Löcher im Kalk von den Schrappnellkugeln, das Gewehr zersplittert, die Gasmaske, die er angehängt hatte, durchsiebt. Er war verschüttet bis über den Magen. Die Ohren sausten ihm. Mit übermenschlicher Kraft hob er die Kalkmassen hoch und stürzte heraus, da — lag Willy, alles um ihn voll Blut. Er war ganz grün im Gesicht, und die linke Hand zitterte. Die Brust war blutig aufgefetzt, rote Klumpen hingen heraus, im Halse war ein faustgroßes Loch.

Schlump sauste über ihn hinweg, er wußte, daß gleich ein zweites Geschoß kommen würde, er sprang um die Ecke und fiel in einen Stollen, den die Mineure gegraben hatten. Er schlotterte an allen Gliedern, seine Kiefer

schlugen aufeinander, er hatte seinen Körper nicht mehr in der Gewalt.
Dies dauerte zwei Tagelang, dann beruhigten sich seine Nerven. Sein Gesicht wäre so grün gewesen wie Willy seins, sagten die anderen.
Um acht Uhr abends sollte er wieder aufziehen, wieder Sappe drei. Willy hatten sie fortgeschafft, drei Mann von seiner Gruppe. Die Sappe war ganz eingestürzt und ganz voll Blut. Jetzt merkte er erst, daß sein Mantel auch voll Blut war, oben an der Brust, Blut von seinem Freund. Er hatte Willys Gewehr genommen, weil das besser geputzt war. Um sein Brot und die übrigen Sachen hatten sich die anderen schon gezankt. So schlimm war der Hunger. Es gab wenig Kameradschaft, weil sie sich alle noch nicht lange genug kannten und noch nichts gemeinsam durchgemacht hatten.

Erste Linie, dritte Linie, Ruhe; immer je sechs Tage, das war der aufreibende und gefährliche Dreitakt, in den sich Schlump jetzt eingespannt sah. Das war aufregend und abstumpfend zugleich. Man sah keinen Feind, man mußte sich abschießen lassen und konnte sich nicht wehren. Nur Posten stehen vor dem Drahtverhau, nichts als Posten stehen. Dazwischen Essen holen, Kaffee holen, schanzen, lausen. Der Frühling kam heran, man munkelte von einer Offensive, die Stimmung war schlecht, die Soldaten hungerten und führten verdrossene Reden. Die Brote waren kleiner geworden, und man sollte genau so lange auskommen damit. Meist wurde es schon in der ersten Nacht alle, und dann hieß es Fasten von

einem Mittagessen zum anderen. Und meist hatte der Essenholer die Hälfte verschüttet, oder er kam überhaupt nicht wieder. Denn die Tommies schossen mit ihren Kanonen auf jeden einzelnen und jagten ihn wie einen Hasen.

Die zwölf Tage waren wieder einmal herum, sie lauerten auf Ablösung. „Gottseidank," dachte Schlump, „schlafen, entlausen, frische Wäsche." — Aber daraus wurde nichts.

„Die Kompagnie geht in Abschnitt D."

Also wieder in den vordersten Graben, bloß diesmal in Abschnitt D. Das war der beste Abschnitt im Regiment, gute Unterstände, ruhig. Die Gruppe hatte einen leidlichen Bunker erwischt. Es zog zwar, und man fror, und von den Wänden tropfte das Wasser. Das war ekelhaft, wenn man schlafen wollte und das kalte Wasser tropfte einem leise spritzend in den Hals. Aber sie waren müde, und mußten sich damit abfinden wie mit den Läusen.

Die Gruppe hatte dem Zugführer Holz geschnitten und dafür ein Kommißbrot bekommen, jeder eine Schnitte. Schlump hatte gerade zwei Stunden Ruhe. Er lag auf den Lattenrosten und hatte das blecherne Kochgeschirr unter den Kopf geschoben. Die Latten waren hart, und man scheuerte sich die Hüften auf. Neben ihm in der Wand mußte ein Rattennest sein, mit Jungen, sie schrien wie kleine Kinder und machten einen mächtigen Radau. Ab und zu kletterte die Alte ganz fidel über seinen Bauch und schnupperte nach dem Kommißbrot. Er ließ sie ruhig krabbeln und verzehrte die Scheibe trockenen Brotes. Er dachte an zu Hause, an die süße kleine Nelly, an die Estelle und war ganz glücklich. Und dabei schlief er ein.

„Aufziehen!"
„Ach, verflucht," schimpfte Schlump, „ich habe gerade von Fressen und von den Weibern geträumt. Wenn man doch einmal richtig schlafen könnte, richtig schlafen, in einem richtigen Bett, solange man wollte, ohne zu frieren."
„Aufziehen!" Schlump taumelte hinaus, noch halb im Schlaf. Das Gewehr, den Patronengurt, Gasmaske, Handgranaten, alles nahm er mechanisch, mit geschlossenen Augen. Draußen war es empfindlich kalt, es war drei Uhr nachts. Er riß die Augen auf, gewaltsam, aber er sah nichts. Dann ging's den langen Graben entlang, es war nur noch ein Hohlweg, er stolperte und fluchte leise.
Schlump löste den anderen ab. Der ging, ohne ein Wort. Jetzt stand er wieder da. Die Beine wurden sofort eiskalt. Jetzt ging das Stampfen los, ununterbrochen, ununterbrochen, endlos.
Es war eine verfluchte Sappe. Schlump stand ganz allein, er sah nichts, nur Drahtverhau. Der Graben lief schräg nach vorn, knickte um und lief dann wieder schräg nach hinten. Der Tommy konnte ohne Mühe hinter ihm in den Graben kommen und ihm eins mit dem Gummiknüppel auf die Platte geben, daß er lautlos auf die Schnauze flog. Es war unheimlich.
„Nehmt euch in acht," sagten die von der anderen Kompagnie bei der Ablösung, „von uns hat der Tommy hier zweien die Gurgel abgeschnitten, er war von hinten reingekommen." — Da sah er etwas Schwarzes herantrippeln. Eine Ratte. Vielleicht seine Nachbarin im Bunker mit den vielen Kindern. Sie kam heran, beschnupperte sein Gewehr, knabberte an seiner Gas-

maske, beschnüffelte die Handgranaten und sah ihn lange an. Sie schien ihn zu kennen, denn sie fürchtete sich gar nicht vor ihm. Sie setzte sich auf die Hinterbeine und fing an, sich den Schnurrbart zu putzen und die Pfötchen zu waschen. Schlump sah ihr freundlich zu. Er freute sich über seine neue Freundin und sprach ganz leise zu ihr: „Bleib nur noch ein bißchen da. Setz dich auf die Gasmaske!" — „Wo denkst du hin?" sagte sie, „ich habe sieben Kinder zu versorgen, die schreien vor Hunger. Ich muß nach Hause. Leb wohl!" Und sie nickte ihm noch ein paar Mal zu. Dann huschte sie davon. Schlump sah nach der Uhr. Es waren noch keine fünf Minuten vergangen von den zwei Stunden, die er hier aushalten mußte.

Die zwei Stunden waren noch lange nicht um. Schlump stampfte von einem Bein auf das andere.

Da! Da vorne im Drahtverhau! Nein, es ist nichts. Jetzt wieder! Nein. Es war unheimlich. Der Mond hatte sich noch nicht blicken lassen, Es war stockfinstere Nacht. Schlump wollte schlafen — auf Posten! — und lehnte sich an die Grabenwand, wo vorhin seine Freundin mit ihm geplaudert hatte. Da, wieder! Ja, ganz deutlich. Verflucht, da kriechen welche!

Er nahm seine Knarre und schoß, schoß blind darauf los. Die Kugeln klirrten durch das Drahtverhau und schlugen Funken.

Plötzlich hörte er auf. Es war totenstille, links oder rechts ab und zu ein Schuß; etwas Maschinengewehr,

das klang aber ganz fern. Das war unheimlich, diese Stille. Sein Herz klopfte laut, viel lauter als vorhin seine Schießerei. Da klangen Schritte hinter ihm. Er drehte sich um. Der Unteroffizier vom Grabendienst.
„Is hier was los?" — „Nee, aber schieß doch mal ne Leuchtkugel!"
Die Rakete fuhr sausend und rauschend in die Höhe, drüben senkten sich die Schatten langsam, hoben sich wieder, die Leuchtkugel verlöschte. Nichts.
Der Unteroffizier ging weiter.
Wieder die Einsamkeit. Jetzt quälte die Kälte, sie biß ihn in die Knie, in die Füße. Er hatte schon ganz faule Strümpfe, die Stiefel gingen nicht von den Füßen, und die Läuse fraßen ihn unter den Schäften.
Vier Uhr. Der Alarmposten, der beständig die Fühlung mit dem Unterstand und dem nächsten Posten halten sollte, hatte sich noch nicht blicken lassen. Der hockte wohl am Unterstand und wärmte sich an dem Rauch, der aus dem Rohre stieg. Ach, jetzt bloß schlafen im Bunker! Schlump stellte sich den Unterstand ganz deutlich vor, wie sie schnarchten, die Kerze brannte noch ganz schwach, der Ofen knackte. Das war das Paradies.
Die zweite Stunde ist eine Ewigkeit. „Soll es immer so gehen? Tag und Nacht, Tag und Nacht! Großer Gott!"
Es wurde immer kälter, er wagte die Füße nicht mehr zu bewegen, aus Furcht vor den Schmerzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Uhr. Die Ablösung kommt nicht. „Die verfluchten Schweine, allemal fünf Minuten zu spät. Immer noch nicht. Schlump fing an, ganz laut zu fluchen. Die Wut stieg ihm ins Gesicht. Er wollte hinrennen und eine

Handgranate in den Bunker schmeißen. — Was ist das? Links geht eine wilde Schießerei los, Leuchtkugeln, auch bunte, Sperrfeuer! Da kam auch schon die Artillerie vom Tommy herüber.
Huiii—iu, huiii—iu!!!
Da, drüben bei den Tommies, der „Christbaum": rote, grüne, gelbe Leuchtkugeln. Jetzt ging die Hölle los: Granaten, schwere, leichte, Schrappnells, Flachbahner, kleine, große, kleine, immer toller wurde die Schießerei, immer verrückter, Torpedominen, Brandminen. Man sah sie ganz deutlich glühen in der Luft, die Minen, große und kleine; dazu die Leuchtkugeln! Endlich kam auch unsere Artillerie, aber nur spärlich. Aber sie sausten ganz knapp über den Kopf, und drüben zerplatzten sie, ganz hart. Es war aufregend. Schlump mußte lachen; er lachte laut in den Höllenkrawall hinein. Das gefiel ihm. Die heißen Splitter schlugen links und rechts in den nassen Lehm, huff, huff, huff. Die schweren Zünder sausten allein durch die Luft, nachdem die Granate zerplatzt war, und brummten wie die Hummeln. Ein Konzert!
Das ging eine Stunde, bis um sechs Uhr. Dann war es mit einem Schlage aus. Still. Im Osten wurde der Himmel ein ganz klein wenig lichter. Dort glänzte heiter ein Stern und strahlte unschuldig wie das Christuskind.
Da kam auch die Ablösung.

Die Engländer schienen sich einzuschießen für die Offensive.

Schlump mußte um sieben Uhr schon wieder aufziehen. Er war Grabenposten und konnte sich frei bewegen. Er brauchte nicht immer auf einem Flecke zu stehen und die Füße erfrieren. Der Graben war übersät mit Splittern von dem Feuerüberfall vorhin. Schlump wunderte sich, daß er keinen verpaßt gekriegt hatte. Es waren welche dabei, die von ihm nicht viel übrig gelassen hätten.

Jetzt fingen sie wieder an zu funken. Ein, zwei Schrappnells von der kleinen Sorte. Da — was war das? Ein ganz schwerer Flachbahner: links von ihm, gleich hinter der Grabenwand stieg eine ungeheure Garbe aus Schlamm und Steinen empor. Und was für eine Explosion! Schlump machte sich in einen Minenstollen, der übrigens sehr bequem war und tief, tief hineinführte. Da drinnen spielte sich ein anderer Krieg ab, vielleicht noch schlimmer als oben. Man sah sie nur selten, diese blassen, nervösen Mineure, diese Maulwürfe. Sie bohrten da unten und horchten und suchten die Tommies in die Luft zu sprengen oder sie abzuquetschen, wenn die von drüben bohrten. Neulich hatten sie unten bei Souchez einen ganzen, langen Grabenabschnitt in die Luft gehen lassen, das Tal rauchte tagelang und roch nach Pulver. Eine ganze Kompagnie braver Soldaten war dabei verschwunden.

Schlump lehnte sich an den Eingang, um wenigstens etwas gedeckt zu sein vor den schweren Granaten. Er rauchte eine Zigarette. Da, wieder, neben ihm, wo der Maschinengewehrunterstand eingemauert war, bombenfest, mit Beton! Daneben war gleich ein Handgranaten-

depot untergebracht, in dem Hunderte von Handgranaten lagen.

Eins, zwei! Das waren die kleinen, jetzt mußte die Schwere kommen. Ja, da, es gab eine furchtbare Explosion, und Schlump bekam einen Stoß von der Wand, an der er lehnte. Aus dem Stollen dröhnte es laut heraus. Schlump stolperte nach vorn. Der schwere Kasten hatte in den Maschinengewehrunterstand geschlagen, die Handgranaten waren explodiert. Ganz oben, hoch in der Luft flogen zwei Landser, er sah sie ganz genau, die Arme und Beine weit gespreizt. Und um die zwei herum wirbelten unzählige winzige schwarze Punkte: Steine und Dreckpatzen. Alles kam drüben beim Tommy herunter. Der Graben war vollkommen zerstört. Von den anderen beiden Maschinengewehrleuten war nichts zu sehen und nichts zu finden. Schlump krabbelte aus dem Schutt heraus und stellte fest, daß seine Knochen noch heil waren. Der Tommy schoß immer wieder. Zwei kleine Schrappnells, dann so ein schwerer Kasten.

Die Ablösung zog auf: „Du mußt Essen holen!" „Jetzt bei der Schießerei, verfluchte Scheiße", dachte Schlump und schüttete den letzten Rest Kaffee in das Kochgeschirr, um es mit seinen dreckigen Pfoten ein wenig sauber zu schmieren.

Dann ging er los, er rannte so schnell er konnte, über Deckung, im Graben war zu viel Schlamm, alles taute. Durch die zweite und dritte Linie, hinter zur Artilleriestellung, weit, weit, in den Steinbruch. Dorthin kamen die Küchenbullen gefahren mit zwei Fässern, die sie auf eine Lore montiert hatten. Es gab Sauerkraut. Schlump ließ sich erst ein Kochgeschirr voll

machen und fraß es aus. Diese Vergünstigung gab es nur bei der Siebenten. Seitdem sie den zum Küchenbullen gemacht hatten, der am besten mausen konnte in der Kompagnie. Dann ließ er sich alle Kochgeschirre füllen und rückte ab. Das war eine Strafe, mit den vollen Kochgeschirren durch die vielen alten Gräben. Gräben, um die man voriges Jahr gekämpft hatte, vor denen jetzt die Artillerie stand. Bei der Artillerie lag ein toter Infanterist, schon eine halbe Woche. Er war beim Essenholen gefallen. Das Geschoß hatte ihm die Schädeldecke abgerissen. Sie lag daneben wie ein Teller und der Tod hatte das Gehirn fein sauber darauf gelegt. Schlump kletterte durch die zweite Stellung, die jetzt unbesetzt war, nach der dritten Linie der ersten Stellung. Er sah die Karnickellöcher, die sie sich vor zwei Jahren nach den Stürmen gekratzt hatten, mit den Fingernägeln, in ihrer Todesangst, um etwas Schutz zu haben vor dem rasenden Feuer. Er dachte an die Massengräber, die ihm der Fourier voriges Jahr gezeigt hatte, und dasselbe Gefühl griff ihn an wie eine kalte Faust.

In diesem Augenblick kam eine Granate angesaust und schlug in ein altes Grab, zehn Schritt vor ihm. Die Knochen flogen hoch auf, der alte Lederhelm, der merkwürdigerweise auf seiner Stange hängen geblieben war, drehte sich wahnsinnig herum und baumelte langsam aus.

Schlump hatte sich hingeworfen, und das heiße Sauerkraut lief ihm über die Finger und auf seinen Rock. „Die werden schimpfen", sagte er vor sich hin.

Die Nächte waren noch eisigkalt. Sie lagen wieder in der dritten Linie und hatten gerade Abendbrot bekommen. Ein kleines Kommißbrot, ein bißchen Affenfett, wie sie sagten (irgendein Schmalzersatz), und ein paar Gramm Marmelade. Sie hatten Hunger und aßen alles auf einmal. Übermorgen abend gab es erst wieder neuen Empfang. Dann mußten sie Stollenhölzer schleppen. Jeder acht Stück. Diese eichenen Hölzer sind furchtbar schwer, und Schlump brach fast zusammen. Er hatte zwei Stück auf einmal genommen, damit er nur viermal zu gehen brauchte. Es wehte ein eisiger Wind, der ihm in die Finger schnitt wie mit tausend Messern. Die Kälte kroch unter die Fingernägel, und Schlump biß die Zähne zusammen, daß ihm die Tränen kamen. Beim zweiten Gang nahm er nur ein Holz. Aber er glaubte, die Kälte riß ihm die Finger ab, so schmerzten sie.

Alle acht Hölzer hatte er in den Graben gebracht, alle acht. Die anderen waren auch fertig. Die beiden Garnisondienstfähigen — zwei arme Kerle, die schon das vierte Mal in den Schützengraben geschickt wurden, halbe Krüppel — konnten nicht mit schleppen, sie mußten inzwischen Posten stehen.

Schlump kroch in den Unterstand. Sie hatten alle furchtbaren Hunger gekriegt. Aber das Brot war alle. Sie schimpften und legten sich hin. Aber der Hunger ließ sie nicht schlafen. „Mit uns könn' sie's ja machen," sagte einer, der schon die Somme mitgemacht hatte, „die lassen uns noch vor Hunger verrecken, wenn wir keins vor die Platte kriegen."

Die Nacht ging vorbei. Am Vormittag sammelten sie Ausbläser, weil es in der Heimat an Roheisen fehlte.

Sie sollten für das Stück sieben Pfennig kriegen. Aber der Tommy funkte immer dazu, man mußte aufpassen. Von dem Geld hat übrigens kein Mensch was gesehen. Die Offensive kam dazwischen, und da ist von der Kompagnie nichts übriggeblieben außer dem Feldwebel und seinen Schreibern.

Mittag kam heran und der Essenholer rückte endlich ab. Nach ein paar Stunden kam er wieder. Er hatte nichts verschüttet. Aber am Nachmittag meldete sich der Hunger wieder. Was soll das für eine Nacht werden! Und morgen abend gibt es erst wieder Brot! Schlump machte sich mit noch einem auf. Sie wollten hinter zur Artillerie gehen und Brot betteln, die haben oft welches übrig. Sie kamen hinter und hatten Glück; in der Artilleriekuche gab man ihnen zwar nichts, aber als sie weiter hinter wollten zur schweren Artillerie, da begegneten sie dem Brotwagen. Vorn drauf saßen zwei Bumber. Sie liefen hin und baten um Brot. Die beiden Bumsköppe lachten und fragten bloß: „Ihr denkt wohl, wir sind verrückt?" Da ließen sie den Wagen vorbeifahren. Schlump ballte die Faust und sagte: „Mensch, mit den beiden werden wir fertig, den hauen wir die Fresse voll und mausen uns Brot, soviel wir brauchen für die ganze Gruppe." — „Aber die haben ja Karabiner und wir haben gar nischt mit," fuhr er traurig fort, „die schießen uns einfach über den Haufen." Sie fluchten und kamen mit leeren Händen in den Bunker.

In der Gruppe war einer, mit dem konnte sich Schlump nicht verstehen. Der konnte ihn nicht leiden. Schlump wußte nicht warum. Es war ein ekelhafter Kerl. Er machte Schlump auf jede Weise das Leben schwer. „Na, du dummes Aas, du hast wohl das geklaute Brot

unterwegs selber gefressen?" höhnte er. Schlump ließ sich viel gefallen und sagte nichts. Er wußte, daß der andere nur auf ein Wort von ihm wartete, um auf ihn loszugehen. Sie waren aber alle gereizt und überanstrengt. „Mensch, du kannst auch mal Holz holen. Wir schinden uns, und der setzt sich an' Ofen und wärmt sich die Knochen." Er sagte das alles in einem gehässigen, giftigen Ton. Vielleicht hatte er ihn im Magen, weil Schlump Kriegsfreiwilliger war, Kriegsmutwilliger, wie die anderen sagten. Vielleicht hatte er Frau und Kinder zu Hause, die ihm böse Briefe schrieben. Er stammte aus Brandenburg und hatte einen kleinen strohblonden Kopf und eine riesige Nase, die ganz spitz auslief.

In der Nacht mußten sie wieder schanzen. Sie nahmen die Spaten in die Hand, aber sie machten nichts und schimpften. Plötzlich fuhr der Großnasige auf Schlump los: „Mach was, du kriegsmutwilliger Hund, mach was, sonst hau ich dir die Schaufel in die Fresse!" Er mußte nicht mehr ganz recht im Kopfe sein. Aber das war zu viel für Schlump. Er konnte sich nicht alles gefallen lassen: „Halt doch deine große Fresse, du Rindvieh!" — „Was bin ich, was bin ich?" heulte der andere, zog sein Seitengewehr und ging auf Schlump los. Die anderen standen um die beiden herum und sahen zu. Das war eine Abwechslung.

Sie rangen, die beiden, in der Nacht, vor dem Feind. Es ging auf Leben und Tod. Der andere war größer und stärker als Schlump, seine Augen schienen weiß, und sein Gesicht war irrsinnig verzerrt. Das konnte man gerade noch unterscheiden, denn der Schnee leuchtete ein wenig. „Bravo, der Kleine, guckt euch den Klei-

nen an!" riefen die anderen, sie vergaßen alles. Schlump rang, er war außer sich vor Wut, er schwitzte, — da hatte er ihn, er lag auf der Erde. Schlump kniete auf seiner Brust und griff mit beiden Händen um seinen Hals, die Daumen an der Gurgel. „Du sollst nicht mehr aufstehen, Hund", keuchte er. Er wollte ihn erdrosseln. Da rissen ihn die anderen weg.
Von jetzt an hatte er Ruhe vor dem anderen. Aber er nahm sich in acht, er traute ihm alles zu. Das war entsetzlich. Der eigene Kamerad!

Schlump war gar nicht stolz auf seinen Sieg. Er lag auf den Brettern und dachte darüber nach. Ihm war es unbehaglich zumute, so als hätte er sich irgendwie besudelt, als hätte er etwas Unehrenhaftes begangen. Und er dachte an den ganzen gestrigen Tag. Am Nachmittag wollte er Brot stehlen, ja sogar mit Gewalt rauben, und in der Nacht prügelte er sich mit seinem Kameraden. Soweit war es mit ihm gekommen, so geht es los, wenn man herunterkommt. Und da fiel ihm ein, was damals der Trainwachtmeister in Loffrande gesagt hatte, kurz ehe er abrückte: „Im Schützengraben sind doch bloß die Dummen, oder solche, die irgendetwas ausgefressen haben." Sollte er recht haben? Aber irgendetwas Wahres mußte doch daran sein, denn so wie der, werden manche denken. Vielleicht denken sie alle so? Bloß wir merken es nicht, wir, die armen Frontschweine? Ja, das stimmt, ja, so ist es auch. Wir werden ja von allen mit einer Verachtung behandelt, die ein Blinder merken

muß. Gestern die zwei Bumber auf dem Brotwagen, mit welcher Verachtung haben denn die einen ausgelacht! Zwei dreckige Infanteristen, die Brot betteln! Und der Vizefeldwebel, für den sie neulich das Holz gehackt hatten, um eine Scheibe Brot zu kriegen. Der muß doch das Brot im Überfluß haben! „Die armen Schweine", wird er gedacht haben. Und dabei waren es schwere Stollenhölzer, die sie zerhackt hatten, für eine Scheibe Brot. Und sie durften sich nicht einmal erwischen lassen, denn der Leutnant hatte es verboten. Außerdem schossen die Tommies immer dazwischen und streuten die ganze Gegend mit ihren Schrappnells ab! Für eine Scheibe Brot! Und damals, als sie in Ruhe lagen, als die erste Kompagnie aus der Stellung kam — die armen Kerle sahen entsetzlich aus, aschfahl im Gesicht, mit eingefallenen, matten Augen und hohlen Backen, mit dreckigem weißen Kalk in den Bartstoppeln, ausgemergelt, in gebückter Haltung, abgekämpft bis aufs letzte, dreckig, furchtbar dreckig, verlaust und blutig und nur noch zwanzig Mann von den sechzig, die in Stellung gegangen waren — ja, also die standen vor den Quartieren und der fette Feldwebel kam, der die ganzen zwölf Nächte in der Kantine gespielt und gesoffen hatte, dieser Feldwebel, Kompagniemutter, kam und schnauzte sie an, wie die Verbrecher. War das nicht Verachtung? Und wenn man im Schützengraben manchmal beim Leutnant vorbeikommt, da strömt ein Geruch heraus, ein Geruch nach Gebratenem und Geschmortem! Hast du schon einmal gesehen, daß ein Offizier mit dir aus einem Kessel frißt? Nein, niemals, genau so, wie man niemals mit einem Hund aus einem Napfe fressen will! Also so war es wirklich, es ist also

wahr, was der Trainfritze gesagt hat, wer ein bißchen auf sich hält, der kommt nicht in den Schützengraben. Schlump redete sich immer mehr hinein in diese Erbitterung, er sah plötzlich alles mit anderen Augen an. Er regte sich auf und war zum ersten Male in seinem Leben unglücklich. Es war ihm, als sei er aus einem tiefen Schlaf erwacht, er dachte zum ersten Male in seinem Leben nach über sich und die Welt. Er hatte einen Augenblick lang seine goldene, kindliche Harmlosigkeit verloren. Aber es hielt nicht lange an.

Vielleicht haben sie auch recht, die anderen, die dich so verachten? Das hier ist vielleicht nur für die Stumpfsinnigen, für die Holzköpfe. Und in wem was steckt, der arbeitet sich heraus. So ist es doch wohl im Leben überhaupt? Wer etwas Schneid in sich fühlt, der arbeitet sich heraus aus der Masse, wo man nichts ist, und keinen Namen hat. „Ja," sagte Schlump ganz laut, „ja, hier mußt du heraus! Aber wie? Zu den Bumbern! Aber da werden sie ihn auslachen: Zur Lebensversicherung willst du? Da möcht ich auch gerade hin, mein Kleiner, du bist gar nicht dumm!" Oder zu den Maulwürfen? Aber das ist ja noch schlimmer als oben im Schützengraben. Sie lauern einander ab und bringen sich auf die niederträchtigste Weise ums Leben, ohne ihren Gegner jemals gesehen zu haben. Zu den Fliegern? Ja, zu den Fliegern! Das war das Richtige. Hier ist der Mann noch etwas wert. Hier gibt es noch Schneid und Gewandtheit, hier ist jeder einzelne ein kleiner Feldherr und hat seinen Gegner im Auge. Hier gibt es noch Achtung und Ritterlichkeit. Und wenn man von der Jagd zurück ist, dann darf man Mensch sein! Also das ist das Richtige! Aber wie kommt man dahin? Der

Feldwebel wird ihn wieder auslachen: „Du Hanswurst willst fliegen? Lern erst ordentlich laufen und die Knarre in die Hand nehmen, du Toffel!“ Aber es gab noch einen anderen Weg. Etwas leisten! Sich auszeichnen! Nicht bloß einmal, schließlich müssen sie doch auf dich aufmerksam werden. Und dann wirst du befördert, bekommst das Eiserne Kreuz und als Unteroffizier müssen sie dich eher ernst nehmen.
„Wenn ich dann Unteroffizier bin,“ dachte Schlump, „krieg ich ein ganzes Kochgeschirr voll Essen und brauch's nicht einmal zu holen. Und brauch nicht mit zu schanzen und keinen Posten zu stehen.“
Schlump nahm sich vor, bei jeder Patrouille dabei zu sein und sich bei jeder Gelegenheit freiwillig zu melden. Er war ganz froh. Und wenn er dabei eine verpaßt kriegt, dann ist das auch nicht schlimmer als das ewige Elend im Schützengraben.
Ganz glücklich schlief er ein.

Sie wurden abgelöst. Sie sollten sechs Tage Ruhe haben. Sie sollten sich waschen dürfen, entlausen, frische Wäsche anziehen. Der Marsch in die Ruhequartiere war beschwerlich und lang. Sie mußten durch einen Hohlweg, den die Tommies beständig unter Feuer hielten. Um drei Uhr nachts, in der Nacht zum Montag, kamen sie an, todmüde, kaputt, zerschlagen. Der ganze Körper hungerte nach Schlaf. Aber um sechs Uhr morgens wurden sie schon wieder geweckt. Schlump hatte geträumt, er wäre zum Unteroffizier befördert. Als der Diensthabende zum Wecken kam, da war ihm, als

hätte er sich soeben hingelegt. Er schimpfte und rief: „Mach, daß du rauskommst!" Das hatte der gehört. Schlump mußte sofort raustreten und die großen Spaten waschen, während die anderen ihren warmen Kaffee trinken konnten. Dann ging's los. Ein Appell jagte den anderen: Kochgeschirr, Stahlhelm, Mantel, Rock, Gewehr, Feldflasche, alles sollte neu sein. Dazwischen Exerzieren: Hinlegen, Aufstehen, Grußübungen. Man wußte nicht, wie man die Sachen sauber kriegen sollte. Seife gab es nicht mehr, oder nur schlechte. Sie schrubbten und putzten, wuschen und jagten sich ab, wichsten und flickten, und von Ruhe konnte keine Rede sein. Schlump dachte an seinen Traum und hatte keine rechte Lust zu solchen Arbeiten. Beim Appell wurde er angebrüllt: „Mensch, was ist denn das für eine Sauerei; na, guckt euch mal den Kerl an!" Und der Feldwebel mit dem dicken Buch auf der Brust kam heran, zog ihn am Knopfloch vor die Front. „Zwei Stunden Strafexerzieren, alle halben Stunden antreten im Dienstanzug! Aber Mensch, wenn du nicht sauber bist! Scher' dich weg!" Da merkte Schlump, daß sein Traum noch nicht in Erfüllung gegangen war.

Die Nacht darauf konnte man schlafen. Von abend bis früh. In der nächsten Nacht aber war Alarm! Um zwei Uhr wurden sie aus dem Schlaf gerissen, sie mußten den Affen packen und alles, und nach fünf Minuten draußen stehen. Dann ging's in die Nacht hinaus. Die Artillerie fuhr gerade in Stellung, sie mußten im Straßengraben vorbeiflitzen. Der Dreck spritzte über ihnen zusammen. Sie marschierten noch eine halbe Stunde. Der Weg wurde trockener. Oben auf der Höhe stand der Herr Regiments-Kommandeur,

den Schlump noch gar nicht gesehen hatte, mit der Uhr in der Hand. „Die siebente Kompagnie zehn Minuten zu spät!" Dann durften sie wieder nach Hause ziehen. Probealarm. „Mit uns könn' sie's ja machen." Schlump sagte gar nichts. Er war wütend.

Dann durften sie wieder eine Nacht schlafen. In der nächsten mußten sie antreten. Sie sollten vor in die erste Stellung, zweite Linie, zum Schanzen. Der Kompanieführer ging nicht mit. Nur der Leutnant Grün und zwei Feldwebel. Sie marschierten schweigsam und schliefen halb dabei. Vorn fing es an zu regnen. Der Leutnant verkroch sich bald, auch die beiden Vizefeldwebel verschwanden. Die Korporäle standen da und schimpften: „Mensch, halt dich ran!" Sie hatten schlechte Laune. Der Tommy schoß mit seinen Maschinengewehren aus der Flanke und von vorn. Schlump schuftete, damit er in Deckung kam. Der Graben war völlig eingeschossen. Schlump dachte an den Trompeter, der damals gefallen war. Der Regen hörte auf. Es wurde eisigkalt. Sie froren erbärmlich und hörten auf zu arbeiten. Dann legten sie sich in den nassen Dreck, um ein wenig geschützt zu sein vor dem scharfen Wind, der einem durch die Knochen fegte.

„Los, wir wollen abhauen", rief es in einer Ecke. Die Korporäle schwiegen. Sie steckten die Köpfe zusammen und fluchten. Kein Befehl zum Abmarsch. Sie warteten, stundenlang. Es wurde immer kälter. Der Wind wurde naß, es blies mit spitzen scharfen Nadeln, halb Eis, halb Wasser. Sie lagen im Dreck und froren. Langsam rieselte der Schlamm von den Grabenwänden herunter, den sie vorhin hinausgeschaufelt hatten, und staute sich hinter ihrem Rücken an.

Gegen vier Uhr kamen die beiden Vizespieße, sie waren in einem Bunker gewesen und hatten Skat gespielt. Der eine lachte noch. Er hatte gewonnen. „Ja, Kinder," sagte er, „ich kann euch nicht gehen lassen, der Leutnant ist noch nicht da."

Um fünf Uhr, im Osten wurde es schon ein ganz klein wenig heller, kam der Leutnant, verschlafen: „Ohne Tritt marsch!" kommandierte er leise. Sie waren froh, kein Mensch sagte ein Wort. Stumpf torkelten sie ins Quartier.

Am Sonnabend hatten sie keinen Dienst. Morgen abend soll es in Stellung gehen. Schlump saß seit Mittag in der Kantine. Das Essen hatte er dem Küchenbullen geschenkt. Kohlrüben konnte er nicht riechen. Dafür gab es Bier in der Kantine. Seit Mittag saß er schon da. Nach dem Essen kamen die Gefreiten und setzten sich an seinen Tisch, auch Paul Biersack aus seiner Heimat, der gerade die Knöpfe gekriegt hatte. Paul nahm sechs Streichhölzer aus der Tasche, zerbrach eins davon und warf die Hälfte weg. Dann hielt er die sechs Schwefelkuppen so hin, daß man bloß die roten Köpfe sah. Jeder mußte ziehen. Wer das halbe erwischte, mußte eine Runde bezahlen. Dann nahm der nächste die fünfeinhalb Streichhölzer und ließ die anderen ziehen. Dabei brauchte man kein Wort zu reden und konnte immer Bier trinken und simpelieren. Sie wußten, daß die Offensive losging und daß mancher nicht wiederkam. Das schöne Spiel machten sie den ganzen Tag bis in die Nacht, und die Nacht durch bis an den Morgen, und dann wieder bis an den Mittag, und dann bis nachmittag um fünf Uhr. Zuletzt waren sie nur noch zu zweit. Schlump und Michael Quellmalz, der berühmte

Michel, der alle Patrouillen mitmachte. Paul hatte zuerst abgebaut. Um fünf Uhr machten die zwei Schluß. Schlump schrieb noch einen Brief an seinen Vater und gratulierte ihm zu seinem Geburtstag.
Um sieben Uhr rückten sie aus, vor in den Graben. —
Einen Monat später, als Schlump im Lazarett lag, fiel ihm das schöne Spiel wieder ein. Sie waren alle gefallen, der Reihe nach: zuerst Paul und zuletzt Michael Quellmalz, der berühmte Michel.

Sie waren schon wieder wer weiß wie lange im Schützengraben. Schlump hatte noch keine Gelegenheit gehabt zu einer Heldentat. Er mußte immer Posten stehen, schuften und hatte keine Ruhe, keinen Schlaf. Manchmal kam es vor, daß er in der Nacht zwei Stunden schlafen durfte; aber selbst das war nichts mehr. Vielleicht zehnmal in diesen zwei Stunden stand er auf, nahm Gewehr, Handgranaten, Patronen und kletterte hinaus. Draußen weckte ihn die kalte Luft, und er konnte sich nicht erklären, wie er herausgekommen war. Kopfschüttelnd und schon wieder schlafend kroch er hinunter, um noch ein paar Minuten zu haben.
„Aufziehen!" —
Er erschrak. „Was ist denn los? Wo bin ich denn? He, was ist denn los?"
„Aufziehen, Gottverdammich!"
Da nahm er wieder das Gewehr und die Handgranaten und die Gasmaske und alles, aber er wußte nicht, ob er schlief oder wachte, oder was los war. Erst

draußen, wenn er wieder so entsetzlich fror und wenn die Läuse quälten unterm Stiefelschaft, daß er wütend mit dem andern Absatz dagegen schlug, erst dann wußte er wieder, daß er munter war, daß er nicht träumte.
Schon zwanzig Tage lagen sie in Stellung. Der Kalk fraß auf dem Rücken, es fielen einem immer ein paar Brocken hinein, wenn man in den Bunker hinunterkroch. Er hatte offene Hände. Seit zwanzig Tagen immer Dreck, immer Dreck, kein freundliches Wort mehr, nur Fluchen.
Wie glücklich sind die, denen sie einen Arm abgeschossen haben oder ein Bein. Sie sind jetzt zu Hause, sie können sich ins Bett legen und schlafen, schlafen, schlafen.
Schlump war schrecklich enttäuscht von diesem Krieg. Und die Gelegenheit zu einer Heldentat wollte immernoch nicht kommen.
Aber plötzlich kam sie doch. Eines Tages erzählte der Essenholer, daß die zweite Stellung besetzt wäre. Ganz fremde Truppenteile, von der fliegenden Division welche. Sie bauten sich Unterstände. Sie kamen gerade aus Italien, wo sie österreichische Uniform an hatten. Die Makkaroni sollten nicht schlecht gestaunt haben, als sie dicke Luft spürten. — Die zweite Stellung lag ein ganzes Stück hinter ihnen oben auf der Höhe. „Wir werden nicht mehr abgelöst," sagte der Essenholer, „wir sollen aushalten bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone. Wir müssen froh sein, wenn wir unsere Verpflegung durchkriegen. Der Tommy soll sich an uns erst die Zähne ausbeißen und dann weiter nischt finden als ein paar tote Landser, wenn er stürmt."
Und noch was Neues. Vor ein paar Tagen hatten die Tommies einen Sturmangriff gemacht. Drüben im

Abschnitt B. Die Posten hatten sie nicht kommen sehen, die hatten sich die Gesichter schwarz gemacht und kamen herangeschlichen wie die Katzen. Aber unsere Artillerie machte gerade in diesem Augenblick, zufällig, einen Feuerüberfall und schoß zu kurz, so daß der ganze Segen zwischen den Linien im Drahtverhau niederging. Die Wirkung war fürchterlich. Ein Geschrei ging los und die Tommies rasten wie wahnsinnig nach vorn. Bloß aus dem Stacheldraht raus! Aber sie blieben hängen und stürzten. Unsere Posten aber waren auch nicht faul und alarmierten den ganzen Graben und jetzt schossen unsere Maschinengewehre wie die Teufel dazwischen, und die anderen warfen Handgranaten. Die Tommies mußten denken, die Hölle ist losgegangen. Es ist kein Schwein in unseren Graben gekommen. Jetzt setzen unsere zum Gegenangriff an und stürmen hinterher. Aber sie hatten auch kein Glück. Drüben empfing sie ein solches Maschinengewehrfeuer, daß sie schleunigst Deckung suchen mußten und langsam zurückkrochen. Die feindliche Artillerie setzte auch ein und erwischte die letzten. Einer, ein ganz junger Kerl, war im Drahtverhau hängen geblieben und konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts. Da kriegte er einen Bauchschuß verpaßt, daß ihm die Gedärme herausquollen. Er hielt sie mit der Hand fest und preßt sie an den Leib und brüllt wie ein Vieh vor Schmerz. Die Tommies schossen wie verrückt und der arme Kerl mußte draußen bleiben. Kein Mensch kann ihn holen. Er stiert mit seinen glasigen Augen nach dem Graben und schreit von Zeit zu Zeit: „Mutter! Mutter!"

Schlump hörte das, es war schon nachmittag, und dachte an seinen Entschluß. Er ging in den Abschnitt B und

sah den armen Kerl im Drahtverhau hängen und seine Gedärme halten. Die Tommies hielten den Abschnitt dauernd unter Artilleriefeuer und bestrichen das ganze Gelände mit ihren Maschinengewehren von der Flanke. Schlump stieg auf den Schützenauftritt. Kaum steckte er seinen Kopf heraus, da raste drüben das harte kurze Taktaktaktak herüber.

Aber er stieg ganz heraus, langsam, als ob nichts sei, und stellte sich ganz gerade, und die blauen Bohnen pfiffen um ihn herum: fiu, fiu, fiuu ... Er lief hin zu dem armen Kerl. Der sah ihn kommen, und es schien ihm, als bewegte er ein wenig die Hand und den Kopf, um ihn dankbar zu begrüßen. Schlump nestelte ihn los, er hatte sich mit den beiden Haken gefangen, die das Koppel im Rücken hielten. Schlump machte ihn behutsam los und trug ihn vor sich hin, um ihn mit seinem Rücken zu decken. Dann stieg er ganz sachte hinunter und legte den armen Kerl auf den Boden. Die Tommies schossen wie wahnsinnig.

Der Kamerad hatte die Augen auf und hielt sich noch immer krampfhaft die Därme. Aber er bewegte sich nicht. Er war tot.

Michael Quellmalz, mit dem er stumme Stöckel gespielt hatte, der berühmte Michel, der sich jede Nacht im Drahtverhau herumtrieb und keinen Dienst zu machen brauchte, hatte herausgekriegt, daß die Tommies abgelöst hatten. Es wären jetzt Kanadier drüben, sagte er. Der Oberst hatte angeordnet, daß eine Patrouille unternommen werden sollte, die einen Eng-

länder herüberbrächte, tot oder lebendig. Michel wollte das Ding drehen. Er brauchte aber noch einen Mann dazu: „Das wäre was für mich", dachte Schlump. Michel nahm nicht jeden mit, und Schlump hatte Angst, weil er noch so jung war. Er ging hin zu Michel und meldete sich. Der sah ihn an und sagte: „Heute nacht halb zwei kommst du. Nach Sappe fünf, Abschnitt D. Brauchst keinen Stahlhelm mitzubringen, auch keinen Spaten, kein Gewehr, gar nischt." Schlump war ganz stolz. Er brauchte den ganzen Tag keinen Posten zu schieben.

Nach ein Uhr nachts brach er auf. Zur Vorsicht steckte er ein paar Eierhandgranaten in die Tasche. Es war stockfinster. Kein Stern am Himmel, nur ab und zu warf der Mond einen bleichen Schein zwischen die Wolken hindurch. Michel kam pünktlich halb zwei Uhr an. Er hatte bloß die Leuchtpistole an der Seite mit, wie immer, sonst keine Waffe. „Du machst immer hinter mir her", sagte er. Sie krochen hinaus. Michel kannte jedes Granatloch, jeden Batzen Dreck. Sie krochen die kreuz und quer. Michel hatte an manchen Stellen das Drahtverhau zerschnitten — schon gestern nacht —, damit sie durchkonnten. An einer Stelle blieb er halten, paddelte einen englischen Stahlhelm heraus und nahm ihn zwischen die Zähne und kroch weiter. Schlump immer hinterher. Er hatte ganz heiße Hände und kühlte sie an der eiskalten, gefrorenen Erde. Vor einem großen Dreckhaufen, in einem tiefen Granattrichter blieben sie halten. Michel bohrte mit der Hand vorsichtig eine Scharte in den Dreck und sah durch. Dann zog er Schlump heran und ließ ihn durchschauen. Schräg rechts konnte man gerade in den englischen Graben

hineingucken. Der Posten stand dort und rührte sich nicht. Sie blieben lange dort. Da machte Michel ihm ein Zeichen. Schlump sah auf. Dort kam die Ablösung. Schweigend bezog der neue Posten den Auftritt, und der andere verschwand. Sie warteten lange, lange. Hinter ihnen lag alles im Dunkel, es durfte keine Leuchtkugel geschossen werden. Links ging eine von den Tommies in die Höhe, rauschte, schwankte und leuchtete lange. Sie rührten sich nicht, und Schlump biß sich vor Aufregung in den Arm. Dann war wieder alles finster. Von Süden herauf dröhnte ununterbrochen der Kanonendonner, die Offensive hatte begonnen da unten und kam jede Nacht ein Stück näher.

Michel faßte ihn an und bedeutete ihm, still zu bleiben. Dann verschwand er. Schlump lag ganz allein vor dem englischen Graben und wartete.

Plötzlich sah er vor sich im Graben einen Tommy kommen, den Stahlhelm auf dem Kopf und eine kurze Pfeife im Mund. Er sah genau hin — es war Michel! Der falsche Tommy ging an ihm vorbei, hin zu dem Posten, sprang hinauf und stellte sich neben dem Tommy hin und schaute hinaus. Beide sagten kein Wort. Schlump hielt den Atem an.

Mit einem Mal drehte sich Michel herum und schlug dem Tommy mit der Faust ins Gesicht, sprang heraus und zog den Kerl am Schlaffittchen nach. Schlump sprang hinzu und half. Es war ein kräftiger schwerer Kerl. Sie zerrten ihn bis an das Drahtverhau — da — wurde der Kerl wieder lebendig und riß sich los mit einem Ruck! Michel riß die Leuchtpistole heraus und schoß ihn schräg in den Leib. Der Tommy lief noch einen Schritt, und dann fing er an zu brüllen, zu brüllen

wie ein Stier. Die beiden stürzten auf ihn los und packten ihn wieder — die Leuchtkugel brannte in seinem Leib weiter — und schleiften ihn wie wahnsinnig nach hinten. Die Tommies waren aufmerksam geworden, sie schossen wie verrückt aus allen Maschinengewehren, aber sie fanden keine Richtung. Da gingen Leuchtkugeln in die Höhe, und ihre Silhuetten hoben sich ganz deutlich ab und warfen weite Schatten. Jetzt pfiffen ihnen die Kugeln um die Ohren und durch den Drahtverhau, wo sie helle Funken schlugen. Eine riß Schlump die Mütze vom Kopf. „Wenn sie jetzt angreifen", dachte er. Da bekam er eine Hand frei. Er zog eine Handgranate aus der Tasche, riß sie mit den Zähnen ab und warf sie hinüber. Die Sache regte ihn maßlos auf. Der Tommy brüllte, die Maschinengewehre rasten und Schlump lachte laut und gellend auf. Michel verzog keine Miene, er hatte immer noch die Shagpfeife in der Schnauze. Er schaute vorsichtig hinter sich und vor sich und vermied alle tiefen Löcher und alle spanischen Reiter.

Der Tommy schlug um sich vor Schmerz, und sie mußten mit allen Kräften zupacken. Der Stacheldraht riß ihnen die Kleider vom Leibe. Schlump spürte nichts, er schwitzte und zerrte erbarmungslos den armen Tommy durch den Stacheldraht.

Endlich waren sie drüben. Die Engländer hatten nicht angegriffen. Den Tommy legten sie in den Graben. Die Rakete hatte ihm die Gedärme aus dem Leib gefressen. Er rührte sich nicht mehr. Er war tot.

„Scheiße", sagte Michel und rückte ab.

Der Frühling war eingezogen, hinten bei der Artillerie blühten ein paar Gänseblümchen — und hatte die Offensive mitgebracht. In den letzten Tagen vorher hatten die Tommies regelmäßig jeden Morgen von fünf bis sechs Uhr ihre Feuerüberfälle geübt. Aber eines Tages hörten sie nicht mehr auf zu trommeln. Die Gräben waren bald eingeschossen, die Unterstände verschüttet, und die Soldaten lagen wehrlos in den Granatlöchern, die sich mit Blut und Wasser füllten. Nach ein paar Tagen verlegten die Tommies ihr Feuer hinter in die dritte Linie, und man erwartete ihren Angriff. Der Essenholer hatte recht gehabt damals, sie wurden nicht abgelöst, sie sollten aushalten bis zum letzten Mann. Aber der Angriff kam nicht, statt dessen streuten die Tommies die vorderste Linie ununterbrochen mit schweren Granaten und Minen ab. Das war zum wahnsinnig werden. Schlump sprang aus einem Granatloch ins andere, immer in das frischeste, weil man glaubte, dort am sichersten zu sein. Drüben hinter der Höhe donnerte es ununterbrochen, und nachts konnte man den hellen Schein der Abschüsse sehen. Sie kannten bald jede Batterie da drüben bei den Tommies an ihrem Schein und wußten, wenn ab und zu eine aussetzte. Sie wußten auch ungefähr, wo jede hinzufunken pflegte. Die Verpflegung kam nur spärlich durch den Sperrgürtel der Geschosse, und sie mußten viel Hunger und Durst leiden. Einmal kamen welche von einem fremden Regiment und brachten ihnen Kaffee in schweren Stahlfässern. Die armen Kerle mußten von einem Granatloch ins andere springen. Manche holten sich einen Wasserbruch dabei und jammerten, das war schrecklich anzusehen. Schlump war

nervös geworden von der ständigen Angst vor den niederträchtigen Granaten. Er wollte heraus aus dem Schlammassel um jeden Preis.
Endlich kam die Gelegenheit.
Drüben in Abschnitt A war der Tommy eingedrungen und hatte den Graben mit Sandsackbarrikaden abgeriegelt. Schon lagen zu beiden Seiten Tote und Schwerverletzte über meterhoch und bildeten eine neue Barrikade. Die erste und dritte Kompagnie waren gänzlich aufgerieben. Es sollte ein Gegenangriff gemacht werden. Der Sturmtrupp stand schon bereit. Aus jeder Kompanie wurden noch Freiwillige gesucht. Michel war natürlich dabei, und Schlump meldete sich auch.
Hinten im Kalkbruch sammelten sie sich. Sie mußten über ein Brachfeld laufen, das der Tommy ständig befunkte. Sie rasten hinüber mit ihrem Gepäck, das Gewehr in der Hand, von den Granaten verfolgt, jeder einzelne. Drüben schwitzten sie wie die Schweine. Im Kalkbruch sah es furchtbar aus. Hier hatten sie immer das Essen geholt. Alles voll Blut und Verbandszeug, aufgeschnittene Stiefel, blutige Gasmasken, zerbrochene Gewehre.
Es war Sonntag. Um fünf Uhr sollte gestürmt werden. Schlump holte sich noch ein paar Handgranaten. Dann traten sie an, um drei Uhr. Der Leutnant vom Sturmtrupp verabschiedete sich vom Adjutanten des dritten Bataillons, das hier hinten lag. Der Leutnant hatte eine Brille auf, hinter der ein paar gutmütige blaue Augen guckten. Er war Oberlehrer von Beruf. Sie gingen vor. Die Sonne schien hell und warm. Sie sprangen von Granatloch zu Granatloch. Sie kamen vor und hielten sich nach links. Hier lagen Tote,

Deutsche und Engländer, alles durcheinander. An einer Stelle hatten sie sich alle auf einen Haufen gedrängt, als ob sie sich im Tode noch wärmen wollten. Sie lagen alle auf dem Bauch und drehten den Kopf nach der Seite und zeigten ihre grünlichen Gesichter und zwischen den schwarzen Lippen schimmerten die Zähne ein wenig. Gewehre, Gasmasken, alles durcheinander, vom Blut durchtränkt, überall Blut, Blut. Da war noch ein Stück Grabenwand, darüber hing ein Telephondraht. Sie mußten sich bücken. Schlump stieß an eine gelbe Offiziersgamasche. Der Schuh steckte daran und das Bein darin. Das Fleisch war genau mit der Gamasche abgeschnitten. Von dem Offizier war nichts mehr zu sehen.

Halb fünf Uhr.

Vier Uhr fünfzig sollte unsere Artillerie trommeln, bis Punkt fünf Uhr, dann mit einem Male aufhören: um fünf sollte gestürmt werden. Inzwischen schmissen die Tommies ganz schwere Brocken herüber, die mit entsetzlichem Getöse krepierten, in unregelmäßigen Abständen. Dicke Steine flogen um ihre Köpfe und schlugen breit in den Schlamm. Sie hockten sich nieder. Schlump kauerte in einem frischen Granatloch und rauchte die letzte Zigarre von seinem Vater.

Vier Uhr fünfzig! Da platzte hinten die Artillerie los. Doch was war das?! Die schossen ja zu kurz! Der ganze Zunder fiel ja in die eigene Infanterie! Leuchtkugeln! Jetzt fing auch der Tommy an zu trommeln! Das war die Hölle selber! Sie stürmten los, ohne Befehl. Der Leutnant vorweg. Er sperrte den Mund weit auf, er wollte etwas schreien. Da klappte er zusammen wie ein Taschenmesser, der Stahlhelm kollerte noch ein Stück vor ihm hin. Tot, der erste. Schlump rannte drauf-

los, neben ihm Michel, sie brüllten etwas, wußten nicht warum und was. Drüben standen die Tommies, etwa zwanzig Schritt vor ihnen, sie rührten sich nicht. Sie waren stockbesoffen. Sie schossen ununterbrochen Gewehrgranaten, die man in dem Höllenspektakel nicht einmal krepieren hörte. Plötzlich brach Schlump zusammen, er fühlte einen Schmerz, er wußte nicht wo, aber er konnte nicht mehr in die Höhe. Michel neben ihm stürmte weiter. Ihn traf keine Kugel. Jetzt war er bei den Tommies. Mit einem geschickten Hieb schlug er dem einen das Gewehr aus der Hand. Aber was ist denn das? Er wirft sein Gewehr weg und faßt den Tommy mit beiden Armen, als wollte er einen Ringkampf anfangen. Der Tommy war einen Kopf länger als Michel und riesig breit. Sie rangen, die beiden, die anderen stürmten an ihnen vorbei. Michel muß übermenschliche Kräfte haben. Er preßt den Tommy mit dem rechten Arm an seine Brust. Jetzt hat er den linken frei. Er reißt eine Handgranate aus dem Koppel, Stielhandgranate, und rammelt sie zwischen sich und den Feind. Er preßt ihn noch fester an seine Brust. Mit den Zähnen zieht er den weißen Kopf heraus! Jetzt! Jetzt — sie werden beide zerrissen! Da, wo sie eben gerungen hatten, rollt Michels Kopf. Er stellt sich auf und schaut hin zu Schlump, die Augen weit geöffnet, und es schien, als wollte er lächeln.

Schlump lag zwischen den Toten auf dem Schlachtfeld ohne Bewußtsein, um ihn herum Blut, Blut, blutige Fetzen, menschliche Glieder und Ausrüstungsgegenstände, vom Blut dunkel gefärbt.

Es war Tag, als er erwachte. Die Tommies hatten das Sperrfeuer wieder hinter gelegt, hinter die dritte Linie, nach der zweiten Stellung. Aber sie streuten das Gelände ab mit Schrappnells und Granaten. Schlump spürte furchtbare Schmerzen in der linken Schulter. Er konnte den Arm nicht bewegen. Seine Beine waren in ein Loch hineingerutscht, das in einen verschütteten Bunker führte. Er fühlte, wie das Blut an seinem Rücken hinuntersickerte. Der rechte Schenkel war geschwollen, aber er sah keinen Einschuß. Vielleicht war ein müder Splitter darauf geprellt. Da schlug es dicht neben ihm ein, die Steine flogen ihm um den Kopf! Er schrak auf, vergaß alles und hetzte davon. An den Trümmern eines Betonunterstandes brach er zusammen. Aber er kam schnell wieder zu sich, das Feuer wurde immer lebhafter. Er richtete sich unter unsäglichen Schmerzen auf und suchte nach einem Sanitäter. Er hatte wahnsinnigen Durst. Aber es war nichts zu sehen. Weder ein Kamerad, noch ein Sanitäter, noch irgendetwas vom Tommy. Nur Tote lagen herum, und Blut hatte die Schollen rot oder schwarz gefärbt, und die Einschläge um ihn herum platzten mit ungeheurem Getöse.

In fürchterlicher Angst horchte er auf jeden Abschuß, alle seine Sinne waren überwach, sein Ohr unterschied fein, trotz des irrsinnigen Krawalls. Seine Nägel krallten sich in den Kalk, er schwitzte vor Todesangst. Wieder schlug es ein neben ihm, wieder riß es ihn in die Höhe und hetzte ihn fort. Er floh bis an die Sandsackbarrikade, die bis oben hin voller Toter lag.

Da hörte er jemand sprechen. In einem riesigen Granattrichter lagen vier Mann mit einem Maschinengewehr.

Er kroch mit übermenschlicher Kraft zu ihnen und bat um Wasser. Aber sie hatten nichts. Seit drei Tagen waren sie ohne Verpflegung. Sie schnitten ihm die Jacke auf und verbanden ihn notdürftig und mit ungeschickten Fingern. Unten im Trichterboden hatte sich eine ekelhafte Jauche gesammelt, Blut und Wasser und sonst etwas. Schlump konnte sich nicht halten, er trank davon. Die anderen rissen ihn weg. Er fing an zu toben. Sie mußten ihn halten.

Inzwischen waren zwei Mann gegangen mit den Kochgeschirren. Vielleicht gelang es ihnen, etwas zu finden. Schlump sprang auf und rannte hinter ihnen her. Der Kopf dröhnte ihm laut, und es war ihm, als wäre er maßlos betrunken. Da schlug eine Mine ein, vorn, wo die zwei liefen, gerade auf einen alten Bunker. Schlump sah noch die Balken fliegen und Steine und Dreck. Er rannte weiter, einem großen Haufen zu aus Steinen und Kalk. Und wie er drüber hinweglief, hörte er unter seinen Füßen schreckliche Rufe: „Kamerad, hilf, bitte, bitte, hilf!" Er jagte fort, gepeitscht, stürzte, es war ihm, als fiele er in einen tiefen, tiefen schwarzen Abgrund.

Die Sonne stand am Horizont unter grauschwarzen Wolken, als er zu sich kam. Er lag auf den Stufen zu einem Bunker. Vielleicht gab es da unten zu trinken! Er kroch hinunter und verbiß alle Schmerzen. Unten lagen welche auf den Latten. Er rührte sie an — keine Antwort — sie waren alle tot. Ratten huschten an ihm vorbei. Entsetzt kroch er hinaus, so schnell er konnte. Draußen blieb er eine ganze Weile liegen.

Die Batterien drüben funkten wie verrückt auf die zweite Stellung. Er riß sich wieder in die Höhe und rannte

davon. Es war ihm alles gleich. Lieber gleich tot, als hier elend verrecken.
Er raste durch das wahnsinnige Sperrfeuer, durch die zweite Stellung, nur noch Granattrichter, in denen fremde Soldaten hockten. Granaten heulten an ihm vorbei, bohrten sich ein, krepierten, hoch auf flogen Steine, gewaltige Brocken, Splitter fauchten! Krach! Dschinn! Fiuu-hui! Der Tod johlte blutrot vor seinen Augen, Stichflammen zischten auf, grünlich und gelb, hinten, immer nach hinten, an unserer Artillerie vorbei, immer weiter, wie von tausend Furien gejagt. Wo nahm er seine Kräfte her? Er wußte nicht, was ihn trieb.
Endlich hatte er das Feuer hinter sich, hier kamen von Zeit zu Zeit ein paar schwere Kohlenkästen vom Tommy herüber. Nach dem Sanitätsunterstand suchte er nicht, er rannte nach hinten und kannte die Gegend nicht. Er lief immer gerade aus, immer nach Osten. Mit einem Male war es aus. Er schleppte sich mühsam vorwärts, er blieb alle Augenblicke liegen.
So vergingen die Stunden und die Nacht. Er wußte nicht, wie lange und wohin er gelaufen war. Vor ihm wurde der Horizont schon wieder ein wenig hell. Er kam durch ein Wäldchen und setzte sich an einen gestürzten Baum.
Da, von einem Strauch herunter, gar nicht weit von ihm, erklang ein wunderbarer herrlicher Gesang. Eine Nachtigall schluchzte ihre ganze Seligkeit aus dem kleinen Herzen. So sehnsüchtig, so gut, so selig, als gäbe es wirklich noch solche Dinge wie Liebe, wie das Glück in der Welt. Schlump sah auf einmal seine Heimat vor sich, er sah seine Mutter, die ihn küßte, er saß auf ihren Knien, und sie sang ihm ihre Lieder vor. An der

Zimmerdecke spielten die Lichter der vorbeifahrenden Wagen. Es war wohlig warm im Zimmer und er schlief an ihrer Brust. Dann plötzlich hörte er Musik, sie kam aus dem Reichsadler. Er sah zu, wie sie tanzten. Eins von den Mädels winkte ihm, und er ging hinaus in die warme schwüle Nacht unter die Bäume. Und da hielt er sie in den Armen. „Du bist ja die Johanna", sagte er. Sie flüsterte ihm ins Ohr, er solle mit ihr tanzen, sie möchte dann mit ihm nach Hause gehen.
Schlump lag an dem gefällten Stamm auf dem Moos, er lag auf dem Bauch, den Kopf herumgedreht, mit glühendroten Backen. Er fieberte. Durch die zerschnittene Uniform schaute sein blutiges Hemd und blutiges Verbandszeug.

Als Schlump wieder aufwachte, lag er in weißen Kissen und hatte ein weißes Bett überm Körper. Artilleristen hätten ihn aufgegabelt, sagten die Sanitäter, und auf ihren Wagen genommen.
Es dauerte nicht lange, da holten sie ihn auf einer Bahre und trugen ihn hinauf in den Operationssaal. Auf der Treppe traf er einen Sanitätsgefreiten, der ein nacktes Bein über der Schulter trug wie ein Gewehr und einen Witz dazu machte. Schlump wurde auf den Operationstisch gelegt, und eine Schwester setzte ihm die Maske auf. Er brauchte nicht lange zu zählen, da fing er schon wieder an zu phantasieren.
Er war wieder in der Heimat. Aber diesmal auf dem Schützenplatz, wo sich ein Karussell neben dem anderen drehte. Die Musik dudelte und gurgelte und orgelte

durcheinander, dazwischen pfiff eine Lokomobile gell und heiser. Die Mädchen saßen auf der Reitschule und hielten die Röcke über die Knie und kreischten laut auf und schwenkten die Beine und lachten dazu. Schlump sah auf einmal Monsieur Doby neben sich. Sie drängten und schoben sich durch die Leute und blieben vor einem Kinematographentheater stehen. Die Sonne war eben untergegangen und die unzähligen elektrischen Lampen brannten in der klaren dunkelblauen Luft. Sie standen vor der Musik, an der ein feiner, freundlicher Herr aus Holz in Schnallenschuhen und Wadenstrümpfen den Takt schlug. Daneben waren riesige Plakate aufgestellt und Schlump sah Michel riesengroß darauf abgebildet, den berühmten Michel, wie er die Handgranate mit den Zähnen abzog und sich mit dem Tommy in die Luft sprengte. Schlump nahm den Herrn Doby am Arm und zog ihn hinein in das Kino. Sie setzten sich auf die vordersten Bänke, wo die Soldaten alle saßen und sahen sich um. Hinten in der Ecke entdeckte er die süße kleine Nelly, die ihn anlächelte und mit einem Taschentuch winkte. Vorne, vor der weißen Leinewand saß die Musik und machte einen Heidenlärm, das klang wie Bomben und Granaten. Neben der Musik stand ein langer Kerl in einem schwarzen Mantel, der mit Sternen besät war. Er hielt einen Stab in der Hand und hatte eine ewig lange spitze Tüte auf dem Kopf, auf der sich die Sonne und der Mond und alle Sternbilder drehten. Von der Nase glotzte ihm eine riesige schwarze Brille herunter. Plötzlich wurde es finster und auf der Leinewand fing es an zu flimmern. Eine große Schrift erschien, die Schlump nicht lesen konnte. Dann sah er in ein Haus hinein, in dem viele hübsche Mädchen saßen. Jede schau-

kelte sich bei einem Soldaten auf den Knien. Und die Soldaten schauten verklärt darein und drückten die Hübschen herzhaft ab. In der Mitte stand Michel, der berühmte Michel und spielte Geige. Jetzt fing auch der schwarze Hanswurst neben der Musik an zu erklären. Er schlug mit dem Stab an die Leinewand und sprach mit einer lächerlichen Posaunenstimme: „Der Schütze Michael von der Maschinengewehrabteilung hatte flackernde Augen! Immer schien es, als zerbiß er einen Fluch zwischen den Zähnen. Sechs Tage ruhte die Kompagnie. Sechs Tage brachten sie ihm das Essen in das Mädchenhaus. Dort spielte er seine Geige: sechs Tage und sechs Nächte. Manchmal schluchzte sie, daß alle Mädchen weinten, daß das ganze Mädchenhaus weinte." Und der Schwarze schlug mit dem Stab an die Leinewand, und man sah, daß Michel ganz toll spielte und wie die Mädchen alle weinten. Dann fuhr der Schwarze fort: „Manchmal peitschte seine Geige die Mädchen, daß sie rasten, daß das ganze Mädchenhaus raste. Dann brannten Flammen aus seinen Augen." Und er schlug wieder mit dem Stab an die Leinewand, und man sah die Mädchen wahnsinnig herumtanzen, und sah auch die Flammen, die dem Michel aus den Augen herausflackerten. Und der Schwarze fuhr fort: „In der sechsten Nacht wurde seine Geige lebendig, und die Mädchen schrien wie die Hölle. Dann warf er seinen Bogen in die Ecke, griff nach den Mädchen, die an ihm hingen wie an einem Gott, und tanzte mit ihnen." Der Schwarze schlug wieder an die Leinewand. Da wurde es hell. Und Schlump sah sich um. Die süße kleine Nelly war verschwunden und die anderen auch, bloß er saß noch da und neben ihm Monsieur Doby.

Schlump wollte gern fort, er fing an zu frieren, aber der Schwarze klopfte wieder mit seinem Stab, es wurde finster, und er fing wieder an: „Am anderen Tage, gegen Nacht, ging es wieder in die Schützengräben. Kalter Wind zog aus der Finsternis. Kein Mensch redete. Nur die Spaten klapperten an den Beinen. Husten, Stolpern, Fluchen. Oft platzte ein Schrappnell, leckte rot in die Luft und verhöhnte sie. Artillerieposten, schwarze Klumpen, lehnten an toten Mauern und schwiegen. Maschinengewehre bellten aus der Ferne. Plötzlich zerrissen Kanonen hinter ihnen. Alles schreckte. Seufzend zogen Granaten von dannen. —
Die Kompagnie fror in kalten Löchern. Michael irrte im Drahtverhau umher. Angst kroch über gequälte Schollen, würgte die Menschen unter den Stahlhelmen. Die Sterne zwinkerten listig und verrieten alle Völker. Tod lauerte überall. Michael hing über dem feindlichen Graben und stierte hinunter. Fiel wie eine Spinne auf den Doppelposten. Schoß dem einen in den Bauch, würgte den anderen. Schleifte die Sterbenden durch den Stacheldraht, gellende Schreie zerrissen die Nacht. Leuchtkugeln huschten auf, Maschinengewehre, Minen dröhnten, Granaten, Bomben, Flammen, brüllen, fauchen, platzen, kreischen, die Hölle ist los, die Hölle ist los! Die Erde wankte — — Michael stand im Drahtverhau, reckte die Fäuste, lachte gräßlich und lasterhaft. — — —
Zwölf Tage und zwölf Nächte wütete Michael im Drahtverhau, dann ging es wieder in das Mädchenhaus. Und Michael spielte seine Geige, sechs Tage und sechs Nächte. Am anderen Abend ging es wieder in die Schützengräben. Winter und Sommer, Winter und Sommer, ohne Ende."

Die Schwester hatte die Maske noch nicht abgenommen. Das Gas drang in sein Blut und vergiftete es. Und das Herz trieb das Blut hinauf in das Gehirn, das in klaren Windungen unter der Schädeldecke lag und senkte die Betäubung tief in die kleinen Zellen hinein. Die Seele löste sich befreit aus ihren Fesseln, und Schlump schwebte zwischen Tod und Leben. Tiefer wurde sein Traum und seltsamer. —

Schlump hatte alles noch einmal durchmachen müssen, als ob man ihn damit foltern wollte. Jetzt riß der Film ab, und an der weißen Wand vorn erschien wieder eine Schrift, die er nicht lesen konnte. Dann sah er einen Eisenbahnzug, der durch die Finsternis rollte. Die Fenster waren erleuchtet, und man sah drin die Soldaten schlafen. Der Schwarze schlug wieder an die Leinewand mit seinem Stab, daß es schallte: „Lange Töne schrie die Lokomotive in die Nacht. Dann das lautlose Brausen der Finsternis. Die Räder rollten immerzu, immerzu, immerzu. Die Soldaten hatten sich in die Mäntel gewickelt, lagen zusammen, schnarchten, stöhnten im Schlaf. Michael wachte. Starrte in die Nacht. Tote Städte zogen vorbei, vergessene Lichter. Eiserne Brücken schlugen donnernden Takt den Rädern. Unten atmete dumpf der fremde Fluß mit heimlichen, blauen Funken. Schmerz schwebte über das Land, saugte die Ebene auf und erstickte die stummen Wälder. Michael griff seine Geige, leise den Bogen und spielte unendlich fein, daß es kein Mensch hören konnte, spielte das Lied vom Leiden. Magische Kreise zog seine Geige. Langsam versank die Nacht. Tief, tief unten krochen die Menschen wie armes Getier. Und oben steilten die blauen Berge, wo die ewige Seligkeit strahlte, wo die Winde wie Sympho-

nien, wo die Schönheit auf goldenen Wiesen, wo in Tempeln die Freude thronte, wo erhabene Reinheit wohnte, wo ..."

Schlump hörte nicht mehr auf den schwarzen Hanswurst, er sah mit glänzenden Augen auf diese wunderbaren Bilder. Eine wunderbare Landschaft tat sich auf zwischen den blauen Bergen. Auf einer bunten Wiese spielten junge Menschen von unbeschreiblicher Schönheit. Und ein Greis mit herrlichen, leuchtenden Augen trat auf ihn zu und nahm ihn an der Hand und führte ihn freundlich hinein in die goldene Wiese. Dort spielten schöne Mädchen mit den Jünglingen, und es schien, als wetteiferten sie, so viel Schönheit wie möglich in ihren Bewegungen zu entfalten. „Siehst du," sagte der freundliche Greis, „hier werden nur solche Seelen aufgenommen, die das Böse verabscheuen. Und da wir von der Luft leben, haben wir nicht nötig, einander etwas zu Leide zu tun." Und Schlump atmete diese wunderbare Luft ein, die mit den herrlichsten Wohlgerüchen gewürzt war. Manchmal wehte ein leiser Wind, der eine unaussprechlich süße Musik mitbrachte. Schlump sah sich um und entdeckte oben auf einer sanften Höhe einen Tempel, der in einem seltsamen Stil erbaut war, wie er ihn auf der Erde niemals gesehen hatte. „Dort ist die Wohnung der Musik, wir sind jetzt im Tale der Schönheit, wo sich unsere Seelen üben, ihren Körper zu edlen, schönen Formen und Bewegungen zu bilden. Wir gehen weiter. Dort wohnen die Künstler, die aus dem Stoffe die edelsten Gebilde herauszaubern." Und Schlump sah, wie sie nach den lebenden Modellen arbeiteten, die sich auf der Wiese tummelten. Sie kamen an herrlichen Gärten vorbei,

wo die Kinder unterrichtet wurden. „Sie lernen hier das Denken," sagte der Greis, „denn wir wollen die Seele in dreierlei Weise bilden: zum Guten, zum Schönen und zur Erkenntnis. Denn sie müssen die Gesetze der Welt erkennen, in der sie leben, wenn sie zur Harmonie gelangen wollen. Dort siehst du die Schule der Erwachsenen. Aber dahin kann ich dich nicht führen, denn deine Augen würden das Licht nicht ertragen." Schlump konnte sich nicht satt sehen an den herrlichen Blumen, an den wunderbaren Farben der Ferne und an den anmutigen Spielen der Jugend. „So, jetzt muß ich dich wieder zurückführen in deine Welt", sagte der Greis und brachte ihn wieder auf seine Bank. Da sah Schlump wieder den Schwarzen neben der Leinwand stehen und mit dem Stabe klopfen: „Langsam versank das Visionäre, Nacht kam wieder herangezogen, leise verklang die Zaubergeige, Michael durfte die Berge schauen, die sein Bogen heraufbeschworen ..."
Da wurde es wieder hell. Schlump sah sich um. Er saß ganz allein in dem kahlen Raum. Auch Monsieur Doby neben ihm war verschwunden.

Schlump träumte weiter. Vorn erschien eine Schrift, dann kam eine wilde, heroische Landschaft. Ein breiter Fluß rauschte an fruchtbaren Feldern vorbei. Das Ufer jenseits ragte steil in die Höhe und trug oben eine feste Stadt, die sich in die Felsen hineinduckte. Dahinter breitete sich eine weite, hohe Ebene aus, auf der man deutsche Soldaten marschieren sah. In der Ferne drohte dunkelblau ein wildes Gebirge. Der

schwarze Sterngucker fing wieder an zu deklamieren. „Der eiserne Takt der Räder war gestorben, der letzte Pfiff hinter der Burg zerrissen. Die Pferde schlugen ihre kleinen Hufe in den harten Boden. Kompagnie halt! Die Pferde schnauften. Soldaten lagen auf der Straße, im Graben, die Füße dröhnten. Weiter! Marschieren, marschieren! Die Sonne sengte mit ihren glühenden Pfeilen. Die Soldaten marschierten, gebückt und verbissen. Die Luft kochte zäh und drohte sie zu ersticken. Die Berge links hielten den Atem an. Eine einzige Wolke am Horizont! Dumpf drohte die Natur. Die Kompagnie biwakierte in flachen, erbärmlichen Zelten auf der hohen Ebene. Der Himmel wurde schnell schwarz. Unheimliche Stille. Heimliche Gluten wallen aus dem Boden und umlauern die Soldaten: Da, Bäume biegen sich am Horizont, der grell glomm, biegen sich, Wipfel peitschen die Erde, kein Laut ... Plötzlich Brausen, Tosen, der Sturm! Zelte flogen in den schwarzen Himmel, Regen pfiff wie Gewehrkugeln, Blitze, brüllender Donner, Hagel, hell, dunkel, hell, dunkel, Soldaten spülen wie Laubfetzen in den Schlamm, Prasseln, Toben!

Michael raste hinaus, vom Sturm abgeschossen, brüllend, jauchzend, wahnsinnig lachend, er rast hinauf und verschwindet hinter den Bergen ...

In den Bergen, wo keine Wetter toben, wandert er, frei, und spielt seine Geige. Sie singt mit den Vögeln in den grünen Bäumen, und die schweren Steine glänzen vor Glück. Michael geigt, und die Wiesen blühen unter seinen Füßen, und die Blumen leuchten. Der Himmel blaut weit offen, und bunte Wölkchen flattern auf dem bunten Regenbogen. Michael wandert immer weiter, und die Nacht bricht herein und singt

mit ihm ihr stilles Lied. Der Morgen kommt, und Michael wandert weiter. Am Abend steigt er hinab ins Tal, hinab zu den großen Flüssen unten in der Ebene. Neben ihm spritzte wilder Gischt aus eisigen Wassern, die aus den letzten Tälern flohen. Michael schritt durch den Wald. Kohlschwarze Flecken brannten seine Füße in das Moos. Das Laub hielt lautlos zusammen, heckte unheimliche Mondflecken, die schielend an den rissigen Stämmen emporkrochen. Kein Vogel pfiff, Schlangen klirrten giftige Blicke. Eisige Luft klebte sich an seinen Leib, hauchte verpestend aus in das zähe Laub. Selten dröhnte seine Geige. Hinter ihm wich der Wald, vor ihm floh der Abend weit an den Horizont, er trabte hinunter in das Dorf. Spitze Giebel stießen in dunkle Wipfel, rührten an den Himmel, der sich schwarz und knapp über die Erde spannte. Mitten im Dorf, wo das dunkle Wasser schwieg, neben der Buche stand Michael. Griff mit der Faust nach dem Bogen, riß schrille Töne aus der Nacht, warf sie an schwarze giftige Wände, kratzte das Irrlicht aus finsteren Löchern, schleuderte blaue Flammen auf alle Dächer, wo sie besessen aufschlugen. Da schlich ein junges Weib aus dem dunklen Tor, die Augen geschlossen, die Arme hinter den Nacken gespannt und tanzte, tanzte vor Michael, der seine Geige sehnsüchtig spielte ...

Langsam verging die Nacht, das Weib legte sich zu Michaels Füßen. Langsam schlich er sich fort aus dem Dorf, um weiterzuziehen ..."

Es wurde wieder hell. Der verrückte schwarze Schauspieler machte sich an seiner Tüte zu schaffen, die er auf dem Kopfe hatte. Schlump benutzte die Gelegenheit und schlich heimlich nach der Tür. Draußen hörte er

die Musik vom Schützenfest dudeln. Da kam der Schwarze gesprungen und griff ihn am Schlaffittchen und zerrte ihn auf seine Bank. Dann nahm er den Stock und fuhr fort. Schlump wunderte sich im Traum, daß er so verrücktes Zeug träumte, er wollte gerne munter werden, um diesem schwarzen Halunken zu entgehen. Aber die Augenlider drückten zu schwer, er vermochte sich nicht zu heben. Der Schwarze predigte weiter: „Der Fluß trug seine Lieder in die Stadt. Michael lungert über die wirren Brücken, verbrüdert sich mit den bunten Lichtern, die im schwarzen Flusse schwammen. Seine Geige raunt die dunklen Melodien mit dem schweren Wasser, die in finstere Kanäle gurgeln. Michael drückt sich durch dunkle Gassen, wo die Häuser über seine Schulter hangen, bückt in dumpfe Keller hinunter, die kalt modern, spielt einen Ton auf der untersten Saite, tief und düster, kriecht hinauf die zerbrochenen Stufen, zerstößt seine Knochen, spielt einen Ton auf der untersten Saite, tief und düster. Erbärmliches Licht huscht elend über grauenhaften Schmutz. Stöhnend hat ein Weib geboren im faulen Stroh, blickt ihn an mit sterbenden Augen. Nacktes Gewürm kriecht unter dem Tische, schaut ihn an aus hohlen Augen. Hunger sitzt grausam an der Funzel, leckt daraus das stinkende Öl. Michael spielt einen Ton auf der untersten Saite, tief und düster, kriecht durch die Quartiere des Elends, auf den Stufen hockt der Tod, hurt mit der Not. Michael lauert auf den Morgen, der kalt heranschleicht, lichtlos und windig, spielt einen Ton auf der untersten Saite in das grausame Pfeifen der Arbeit. Krumme Rücken jagt es aus den Hütten, große Köpfe auf schwachen Brüsten. Dumpfer Trott der

vielen Menschen schlägt an die grünlichen Wände, die zerbröckeln. Michael peitscht einen Ton aus seiner Geige, auf der untersten Saite, fängt den Schwung der Maschinen, spielt einen Takt mit den Rädern, auf der untersten Saite, peitscht ihn höher, peitscht ihn in alle Glieder, durch alle Balken und Mauern des Elends, spielt ihn drohend zu den Reichen, daß sie an ihren Tischen erbleichen, spielt ihn in kostbar vergoldeten Hallen, ließ ihn klirrend in Tempel fallen, spielt ihn vor den Altären der Liebe, schreckt die Wollust aus ihren Pfühlen, spielt, spielt, Tage und Nächte in zischende Lampen, die grausame Wunden in die Nächte brannten, peitscht einen Ton auf der obersten Saite, immer höher, immer höher, alles schreit aus seiner Geige, Arbeit, Lampen, Räder, Maschinen, riesige Schädel auf schwachen Brüsten, nacktes Gewürm mit hohlen Augen ... und sie hetzen heraus, reißen Steine aus allen Pflastern, türmen Barrikaden mit Steinen, Leitern; Lampen kreisen feurige Räder, Wände stürzen, Patronen zerbellen, Blut verspritzt an zerrissenen Häusern, Schreien, Toben, Michael spielt einen Ton, gräßlich und hetzend, Weiber zerfetzen lebendige Leiber, Zerstörung, Zerstörung, blutige Knäuel, Glieder und Menschen. Michael tritt auf zerschmetterte Glieder, spielt einen Ton, einen Ton, krachend fallen Sparren, Balken, fressendes Feuer ...
Ein Weib schreitet sicher durch Schutt und Flammen, sucht den Geliebten mit ihren Augen, sieht ihn, sinkt ihm jubelnd, erschöpft in die Arme. Sie ist's, die im Dorf vor ihm tanzte! Michael trägt sie aus Schutt und Jammer, schreitet durch enge Tore, trägt sie hinaus, den Bergen entgegen, die so blau aus der Ferne leuchten ...

Michael hält sein Weib in den Armen, tritt in den Herbst, der selig verbrannte, trinkt die Farben des fröhlichen Herbstes, blauer Himmel lacht golden und leuchtet. Beide steigen hinein in die Weiten, schauen weit in die tausend Lande, sie schmiegt den Arm um seine Hüften, er spielt selig seine Geige ... Ferne leuchten die blauen Berge und sie steigen hinab in die Täler.

Vor dem Hofe halten die beiden und geloben sich Arbeit und Treue.

Michael hielt, was er versprochen, wartete nicht, bis der Hahn ihn weckte, reckte sich, noch eh' der Morgen ihn holte, trieb seinen Gaul durch den kühlen Nebel, rammelte Pfähle für die Hürden, schwang den Hammer mit beiden Armen, während die Sonne die Berge entzündet. Fällte den harten Ahorn, daß die Axt durch die Wälder gellte, weckte den Kuckuck. Schuftete zäh um den Segen der Erde, dämmte den springenden Bach, der aus den Bergen stürzte. Wälzte die riesigen runden Kiesel, tränkte mit Wasser die durstigen Wiesen.

Lärm dröhnte vom Hof, trieb ihn zurück durch das Tal. Die Ställe klirrten: Der Stier ist los! Wütete unter Kühen und Kälbern, die vor Angst brüllten. Das Weib jammerte, hielt die Hand über den gesegneten Leib. Michael lachte, drang in den Stall. Packte den Stier mit unmenschlicher Kraft bei den Hörnern, schirrte ihn in das Joch, den Ochsen daneben, schwang die Geißel, tobte hinaus in das Feld und pflügte die Schollen, die rauschten, bis in den Abend. Trieb die dampfenden Tiere zur Ruhe. Küßte sein Weib, das selig lachte.

Draußen sang die Nacht, das Feuer warf rote Lichter auf die Diele und an die Decke, malte Michaels Hemd voll flackernde Flecken und schleuderte Flammen in das

Haar des Weibes. Michael stand am Herd, die Hosen an die Knöchel gebunden, um den Leib gehalten von einem Riemen, und spielte die Geige, spielte und goß friedliche Freude über sein Weib, das sich leise wiegte ..."
Schlump erwachte. Er lag in den starken Armen der Schwester Sophie, die ihn in sein Bett trug. Sie war so groß und so blond und so kräftig wie die Germania, sie bettete ihn ein wie die Mutter, die das Neugeborene zum ersten Male gebadet hatte ... „Na, Kleiner," sagte sie, „jetzt schlafe dich mal ordentlich aus, du bist ein unruhiger Bursche, was hast du für blödsinniges Zeug phantasiert!" Und Schlump, ohne zu antworten, schlief ein, seit langer Zeit ohne geweckt zu werden nach zwei Stunden. Er schlief und schlief, traumlos und gesund, den glücklichen Schlaf der Jugend.

Drittes Buch

Die Schwester brachte ihm Briefe aus der Heimat. Drei Stück. Sie waren an das Regiment gegangen und ihm dann in das Lazarett gefolgt. Er suchte die Handschrift seiner Mutter heraus, öffnete den Brief und las:

Mein liebes Kind!

Es sind schon drei Wochen vergangen, seit ich die letzte Nachricht von Dir habe. Wir leben in der höchsten Angst. Ich bete oft am Tag und in der Nacht, daß er Dich erhalten möge. In der Stadt gehen so schlimme Gerüchte um, daß unser Regiment schwere Verluste erlitten hätte. Was wirst Du jetzt in diesem Augenblicke durchmachen, mein armer Junge? Ich habe keine Ruhe, in der Nacht wach' ich auf und muß für Dich beten. Dann wird's mir ein wenig leichter. Hoffentlich kommt ihr bald außer Gefahr, und dann, mein Kind, schreib, sobald Du kannst. Ach, wenn der Krieg zu Ende wäre und Du wieder arbeiten könntest und uns alle Tage mit Deinem fröhlichen Lachen kämst, ich bin selig schon bei dem Gedanken. Der Vater arbeitet noch in der Fabrik. Der Herr bewahre Dich, mein lieber Junge, und erhalte Dich in aller Gefahr. Hoffentlich haben wir bald einen Feldpostbrief von Dir, und hoffentlich ist der Krieg bald aus.

Sei herzlich gegrüßt von Deinen Eltern,

Deine Mutter.

Schlump spürte das Herz seiner Mutter, er merkte, daß sie sich alle Mühe gab, ihre Angst zu verbergen, um ihm das Leben nicht schwerer zu machen. Er ließ sich gleich Papier und Tinte bringen und schrieb sofort nach Hause:

Liebe Eltern!

Ihr braucht Euch keine Sorge zu machen. Ich liege im Lazarett, und es geht mir gut. Sie haben mich auch schon operiert, aber sie haben den kleinen Granatsplitter nicht gefunden, der mir hinten in der rechten Schulter stecken soll. Das Operieren ist gar nicht schlimm. Es tut nicht weh, und man träumt die schönsten Sachen dabei. Ich hoffe, bald zu Euch zu kommen, denn ich werde bald gesund sein. Die Ärzte haben nämlich ein wunderbares Mittel erfunden, das heißt Jod. Wenn man sich damit einschmiert, wird man ganz gesund. Neben mir liegt einer, der hat Magen- und Darmkatarrh. Der wird in drei Wochen gesund, sagt der Sanitäter. Sie pinseln ihm solches Jod auf den Bauch. Und an der andern Seite liegt einer, der hat die Schwindsucht gekriegt von einem Lungenschuß. Dem pinseln sie alles mit Jod ein. Der wird in acht Wochen gesund, hat der Sanitäter gesagt. Mir pinseln sie auch welches zwischen die Schultern, aber ich kann den Arm noch nicht bewegen. Sonst geht es mir aber gut, wenn wir nur nicht alle Tage Suppe kriegten.

Auf Wiedersehen

Euer Schlump.

Dann griff er nach dem zweiten Brief, dessen Adresse eine ganz fremde Handschrift zeigte. Er öffnete und las:

Lieber Schlump!

Du wirst Dich wundern, wer Dir diesen Brief schreibt. Und trotzdem kennst Du mich schon, denn Du hast mich damals geküßt, als der Krieg ausbrach,

unter den Kastanien. Du wolltest mit mir tanzen im Reichsadler, aber Du bist nicht gekommen. Ich habe Dich aber nicht vergessen können, ich habe Dich oft abgeholt, wenn Du von der Arbeit kamst und bin hinter Dir hergegangen. Als Du dann Soldat geworden warst, bin ich oft an die Kaserne gegangen und habe durch den Zaun geguckt, wo Du exerziert hast. Ich habe mich gefreut, als Du mit der Uniform kamst, und ich habe geweint, als Euch die Musik auf den Bahnhof brachte. Seitdem bin ich immer in Eure Straße gegangen, wo Ihr wohnt, um Deine Mutter zu treffen. An ihrem Gesicht habe ich dann gesehen, ob Dir's gut geht oder nicht. Aber seit vierzehn Tagen habe ich keine Ruhe mehr. Ich habe das Gefühl, daß Du in großer Gefahr stehst, daß Du Schreckliches durchmachen mußt. Schon dreimal war ich oben bei Deinen Eltern und habe die Klinke in der Hand gehabt, aber ich habe mich nicht getraut einzutreten. So bin ich in meiner Angst wieder nach Hause gegangen und habe geweint, weil ich mir keinen Rat wußte. Vor ein paar Tagen habe ich Deine Mutter getroffen, sie sah so versorgt aus, vielleicht hat sie lange keine Nachricht von Dir. Da hab ich's nicht mehr ausgehalten. Ich habe mir die Adresse versorgt (durch den Briefträger, der Eure Briefe bringt), und jetzt schreib ich Dir und bitte Dich, gib mir ein Lebenszeichen von Dir, nur ein Wort, daß es Dir gut geht, sonst brauchst Du nichts zu schreiben. Du brauchst nicht zu denken, daß Du mich lieben mußt, weil ich Dich so liebe. Du kannst machen, was Du willst, aber gib mir nur ein Lebenszeichen von Dir, dann sollst Du Ruhe haben und nichts mehr von mir hören. Johanna.

Darunter stand die Adresse: Johanna Schlicht hieß sie. Schlump sah sie ganz deutlich vor sich mit den schönen Zähnen und den frischen Backen und den lustigen, braunen Augen. Der Brief gefiel ihm sehr, aber er war in großer Verlegenheit, was er antworten sollte. Er legte den Brief hin und nahm sich vor, ein paar Tage zu warten. Es würde ihm schon was einfallen. Aber dann schlug ihm das Gewissen, er dachte, sie würde sich vielleicht sorgen und schrieb dann kurz und bündig in einem Kartenbrief:

Liebe Johanna!
Ich bin gesund und munter und liege im Lazarett. Dein Schlump.

Der dritte Brief kam von der süßen kleinen Nelly. Ihre frohen Nachrichten sind ja bereits berichtet. Schlump nahm flugs Tinte und Feder und gratulierte ihr zur Hochzeit und zur Kindtaufe. Dann fraß er das Paket aus, das die gute Nelly für ihn gepackt hatte.

Als die Mutter den Brief in der Hand hielt, zitterten ihre Hände. Es gelang ihr kaum, den Umschlag aufzureißen, und während sie las, liefen ihr die Tränen aus den Augen. Die Knie wankten ihr, und sie mußte sich setzen. Sie lachte vor Freude und weinte und betete dabei. Es war ihr, als wäre ihr ein unfaßbares Glück beschert worden. Dann nahm sie rasch ein Tuch, warf es über die Schultern und eilte hinaus, ohne hinter sich abzuschließen. Sie rannte durch die Straßen in die Fabrik, wo ihr Mann arbeitete. Und erst, als sie ihm es mitgeteilt

hatte, war es ihr möglich, das große Glück zu fassen. Sie ging beruhigt nach Hause und sah weder nach rechts noch links. Sie sprach halblaut vor sich hin: „Jetzt kann es nicht mehr lange dauern. In vierzehn Tagen ist er vielleicht schon da. Und ehe er ganz gesund ist, muß der Krieg aus sein." Zu Hause nahm sie sofort eine Bürste in die Hand und fing an zu scheuern und zu bürsten und zu waschen und zu klopfen, als ob sie sich vor ihrem Sohn schämen müßte, wenn er nicht jeden Winkel und jede Gardine blitzsauber antreffen würde. Sie besorgte einen Fahrplan und gab dem Vater einen Bleistift in die Hand und die Brille, damit er ihr jeden Zug aufschreiben konnte, mit dem ihr Kind aus Frankreich zurückkam. Und dann ging sie Tag für Tag und bis in die Nacht hinein zum Bahnhof und musterte alle Soldaten, ob sie unter den braunen Gesichtern nicht ein ganz junges herausfinden würde, das ihr von allen in der Welt am liebsten war. Und wenn sie es nicht entdeckte, war sie nicht traurig und nicht enttäuscht, „denn", sagte sie sich, „jetzt kann es nicht mehr lange dauern, einmal muß er doch kommen."

Schlump trug den rechten Arm in der Binde. Er durfte schon aufstehen und frei umhergehen. Das Lazarett war überfüllt, und er erwartete täglich seinen Abtransport. Und jeden Tag kamen neue Verwundete in Scharen. Seine beiden Nachbarn waren längst fortgebracht. In dem einen Bett lag jetzt ein Flieger, der von oben bis unten in weiße Binden eingewickelt war, in denen man zwei Gucklöcher gelassen hatte für die Augen und eine kleine Öffnung für den Mund. Auf der anderen Seite lag ein besoffener Tommy, im Gesicht, an den Händen und auf dem Rücken schrecklich zugerichtet von

Handgranaten, der erst am zweiten Tage aus seinem Rausche erwachte und schrecklich stöhnte. Gasvergiftete wurden eingeliefert mit aschfahlen Gesichtern und blauen Händen, die unter furchtbaren Qualen röchelnd nach Luft schnappten. Schlump erkundigte sich jeden Tag ein paarmal, ob nicht ein Lazarettzug ging, der sie nach der Heimat brachte. Und eines Morgens, zeitig, um fünf Uhr, hieß es: Anziehen, was laufen kann, es kommt ein Lazarettzug, der noch Platz hat für ein paar Mann. Schlump holte seine verlausten und verdreckten Kleider von der Kammer. Sie waren ganz steif geworden von Dreck und Blut, und der rechte Ärmel fehlte in seiner Jacke. Aber das machte ihm jetzt nichts aus. Sie traten an, etwa zwanzig Mann mit verbundenen Köpfen und Händen, mit Stöcken und Krücken, und marschierten nach dem Bahnhof. Aber von dem Lazarettzug mit den großen roten Kreuzen war nichts zu sehen. Sie stellten sich am Bahnsteig auf und warteten, warteten geduldig, mit glänzenden Augen, denn sie sahen alle schon die Heimat. Aber der Zug kam nicht. Es wurde Mittag, die großen roten Kreuze kamen nicht. Manche waren zusammengebrochen und wurden in die Bahnhofswache gebracht. Von dort schaffte man sie zurück in das Lazarett. Sie durften das gelobte Land noch nicht sehen. Der Nachmittag verging.

Endlich, um sechs Uhr abends — sie hatten zwölf Stunden gewartet — kam der Zug. Aber er war schon voll besetzt. Sie drängten sich hinein, so gut es ging und zitterten, wenn ein Sanitäter kam, denn sie wollten nicht wieder hinausgeworfen werden. Die Nachttopfschwenker schimpften und drohten mit dem Chefarzt, und die Verwundeten gaben gute Worte und bettelten. Da pfiff die

Lokomotive, der Zug rollte langsam aus der Halle hinaus, der Heimat zu. Oft hielt er auf freier Strecke, dann ging es weiter, donnernd fuhren sie über den stolzen Rhein, hinein nach Westfalen, dem Weserbergland entgegen. Dort wurden sie ausgeladen und in einer Schule untergebracht. Schlump wollte seine Mutter wiedersehen und seinen Vater. Er bat den Arzt, er schrieb Gesuche, er gab dem Schreiber Geld, damit er einem Heimatlazarett überwiesen wurde. Und nach vier Wochen, langen, ewig langen Wochen war es ihm gelungen. Er bekam seine Löhnung, einen Tag Verpflegung und einen Fahrschein in die Hand gedrückt und machte sich davon, jubelnd und froh, und fuhr nach Hause. Er stieg aus dem Zug und trat aus dem Bahnhof heraus. Da lief seine Mutter auf ihn zu und umarmte ihn und küßte ihn auf offener Straße. Dann ging sie stolz neben ihrem Sohn, der den Arm in der Binde trug und fragte ihn tausend besorgte Fragen, ohne oft die Antwort recht zu hören.

Sie stiegen die Treppe hinauf, die Tür öffnete sich: Ein blasses, schmales und langaufgeschossenes Mädchen von zwölf Jahren reichte ihm die Hand. „Wer ist denn das?" fragte Schlump erstaunt. „Das ist doch die Dorothee", sagte die Mutter. Und da erinnerte er sich, daß ihm die Mutter von ihr geschrieben hatte. Sie war das Kind von seiner Mutter Schwester, deren Mann gefallen war. Und vor vierzehn Tagen war des Kindes Mutter auch gestorben, vor Kummer und vor Hunger; und das Kind stand allein und wurde von Schlumps Eltern aufgenommen. Das arme Kind hatte seine Mutter gepflegt. Es mußte mit ansehen, wie schwer eine Mutter stirbt, die ein Kind in der Welt zurückläßt. Schlump gab der armen Dorothee die Hand und sagte ihr freundliche Worte. Am

Abend kam der Vater. Und Schlump erschrak, wie alt er geworden war. Er ging gebückt und mußte aller Augenblicke stehenbleiben, wenn er die Treppe heraufstieg, und sich am Geländer festhalten, weil ihm die Kräfte fehlten. Die Mutter war unglücklich, daß sie ihrem Sohn zum Empfang weder Fleisch noch Brot vorsetzen konnte. Und sie verschwieg ihm, daß sie schon lange nicht mehr genug Kartoffeln hatten, um sich satt zu essen. Aber sie deckte doch den Tisch und trug ihm eine kleine Schüssel mit Blumenkohl auf, den sie sich vom Munde abgespart hatten. Aber da packte Schlump das Brot aus und das Büchsenfleisch, das sie ihm mitgegeben hatten, und sie setzten sich alle zu Tisch und aßen.

Gleich am nächsten Tag mußte sich Schlump im Lazarett melden. Der Sanitätsunteroffizier gab ihm Krankenkittel und Pantoffeln und nahm ihm seine Uniform ab. Dann begann das gleichmäßige, langweilige Lazarettleben. Sie saßen den ganzen Tag auf der Mauer, die das Lazarett schützte, und sahen den Mädchen nach. Sie rauchten und spielten, aber sie konnten den Hunger nicht vergessen, der sie beständig quälte. Denn sie bekamen nur dünne Suppe und manchmal ein paar Scheiben Brot, die so dünn waren, daß der Mond durchscheinen konnte. Und auf das Brot hatten sie Marmelade geschmiert, die einen scharfen Geschmack hatte. Schlump verlor bald seine gesunde rotbraune Farbe und magerte zum Erschrecken ab. Er sehnte sich beizeiten wieder aus dem Lazarett heraus. Aber sein Arm blieb standhaft und ließ sich nur mit Schmerzen

bewegen. Selten bekam Schlump Urlaub zu seinen Eltern. Zu Hause sah es traurig aus. Mittags aßen sie Kohlrüben ohne Fleisch und Fett und am Abend Kartoffeln, die mit schwarzem Kaffee übergossen waren. Die Mutter grämte sich, daß sie ihrem Sohne nichts geben konnte, daß die arme Dorothee immer blasser wurde, daß ihr Mann immer mehr verfiel. Sie selber schnurrte zusammen und wurde eine steinalte Frau. Eines Tages konnte der Vater nicht mehr aufstehen. Die besorgte Mutter holte den Arzt, und der stellte Typhus fest, Hungertyphus. Sie konnten ihm nichts geben, um den schwachen Körper zu kräftigen, und so verfiel er von Tag zu Tag mehr. Eines Morgens kam die arme Dorothee zu Schlump ins Lazarett und weinte. Der Vater war gestorben. Schlump ging mit zum Begräbnis. Er mußte seine Mutter stützen, die immer schluchzte und nicht weinen konnte. Dann gingen sie zu dritt nach Hause, traurig und still. Schlump mußte am Abend wieder zurück ins Lazarett.

Seine Wunde war nun vollständig geheilt, und jetzt begann man, sie zu massieren, damit die Haut und das Fleisch und die Muskeln locker wurden. Dann spannten sie ihn in stählerne Apparate ein, und ließen den Arm pendeln, um ihn beweglich zu machen. Er sollte rasch fertig werden, man brauchte Soldaten im Schützengraben, und der Krieg wurde immer grausamer. Doch die Pendelei war langwierig und schmerzhaft. Aber die Mutter war froh, daß ihr Kind im Lazarett bleiben durfte und nicht mehr vor den Feind mußte. Sie hatte zu viel Angst ausgestanden und fürchtete, ein drittes Mal die Sorge nicht mehr zu überleben. Dann wären die beiden Kinder allein in der Welt zurückgeblieben,

in der grausamen Welt. Schlump mußte ihr versprechen, nicht wieder an die Front zu gehen. Es gäbe genug andere, die noch nie ihr Leben auf's Spiel gesetzt hatten: die vielen Lazarettinspektoren, Zahlmeister, andere dicke Herren mit Offiziersachselstücken. Schlump versprach es auch, um sie zu trösten. Aber es lag ja gar nicht in seiner Macht, das Versprechen zu halten.

Eines Morgens erwachte Schlump vor der Zeit in seinem Bett. Er hörte neben sich jemand fluchen. Er machte die Augen ein klein wenig auf und blinzelte hinüber. Da saß einer auf dem Bett seines Nachbarn und sprach eifrig auf ihn ein. Schlump schloß die Augen und horchte zu:

„Ja," sagte der eine, der auf dem Bett saß, „ich markiere den wilden Mann. Wenn mir der Arzt dumm kommt, fang ich an zu toben, krieg Schaum vor die Zähne und schlag alles kurz und klein. Und wer mir in die Quere kommt, den hau ich in die Fresse. Ich war erst im Garnisonlazarett, da hab ich dem Arzt eine runtergehauen. Da haben sie mich hierher versetzt zur Beobachtung. Mensch, mich kriegen sie nicht mehr an die Front. Da müssen sie erst mal die vollgefressenen Kerle holen, die noch genug rumlaufen. Du brauchst nur durch die Stadt zu gehen oder auf das Rathaus oder sonstwohin."

„Das stimmt", sagte der im Bett. „Ich reise auf eine andere Tour. Ich markiere Blinddarmreizung."

„So? wie machst du denn das?"

„Das ist gar nicht so einfach. Da mußt du schon einmal tatsächlich Blinddarmreizung gehabt haben. Dann weißt du ganz genau, wo der Blinddarm liegt. Dort mußt du eine feste Stelle haben, das läßt sich ganz gut machen. Und dazu ein bißchen Fieber, nicht zu viel. Du weißt doch, wie du das machst?"

„Ja, das Thermometer reiben unterm Arm."
„Ja, aber das geht nicht lange, höchstens acht Wochen".
„Und was machst du nachher?"
„Nachher gehe ich wieder in die Garnisonkompagnie, zur Krüppelgarde. Und bleibe da ein paar Wochen, bis die Luft wieder dick wird. Mordkommission und so, du weißt ja. Da krieg ich plötzlich wieder Nervenschock. Du weißt doch, wie man das macht? Aber die Hauptsache ist, erhöhte Herztätigkeit haben. Das geht auch zu machen. Du mußt immer scharf dran denken, dann fängt das Herz von selber an zu pubbern."
„Das ist ja ganz gut und schön, aber die Sache hat einen Haken. Ein Kamerad von mir ist auch auf die Tour gereist. Nervenschock. Den haben sie nach Schkeuditz geschickt. Das soll bei Leipzig liegen. Es gibt auch in Homburg, glaub ich, so eine Folteranstalt. Mensch, da wirst du mit Starkstrom gefoltert! Das muß schauderhaft sein! Mein Kamerad hat Rotz und Wasser geheult, sagt er, er hat die Wärter angekniet, daß sie ihn nicht festschnallen. Aber, was denkst du denn, das sind baumstarke Schlachter, die haben kein Erbarmen. Wenn sie mich dorthin schicken wollen, schlag ich erst einen tot, damit sie mich lieber ins Zuchthaus stecken."
Auf einmal waren sie stille. Sie trennten sich. Schlump hatte jedes Wort genau gehört, er mußte lange darüber nachdenken.

Schlump hatte Langeweile. Er saß mit seinem Bettnachbar auf der Mauer und paßte auf die Mädchen.
„Machst du mit?" sagte der Nachbar, „ich haue heute

nacht ab. Ich weiß eine gemütliche Kneipe, wo es Weiber gibt und was zu essen. Du mußt dir bloß heute nachmittag deine engschäftigen Klamotten holen und im Kegelschub verstecken."

Schlump besaß eine eigene Uniform, engschäftig, wie die Soldaten sagten, die ihm sein Vater gemacht hatte, als er, Schlump, noch Rekrut war. Schlump war natürlich einverstanden, und sie beredeten das Nötige. Es war Mittwoch, und er hatte Stadturlaub. Der Unteroffizier gab ihm seine Kommißuniform, und Schlump ging nach Hause. Dort zog er die engschäftigen Hosen und den Rock darunter und schmuggelte die Sachen ins Lazarett herein. An seinem Bett zog er sich um und gab dem Unteroffizier die Kommißklamotten zurück. Die engschäftige Uniform versteckte er im Kegelschub. Am Abend legten sie sich nieder wie gewöhnlich und warteten bis alles schlief. Es dauerte lange. Schließlich gab der andere das Zeichen, und Schlump ging leise und unauffällig auf den Abort. Der andere war schon dort. Der Kamerad zog sich zuerst hoch und kletterte durch das Fenster, das zur Lüftung diente. Schlump half ihm, so gut es ging. Draußen konnte er sich auf eine Eisenstange stellen und Schlump heraufziehen, der ja nur mit einem Arm zugreifen konnte. Mit großer Mühe zwängte Schlump sich durch das schmale Fenster, und endlich waren sie draußen. Im Kegelschub zogen sie ihre Mäntel aus und die Uniform und die Schuhe an. Schlump hatte längst gelernt, mit einer Hand die Halsbinde zu knüpfen und die Schuhe zu schnüren. Dann sprangen sie über die Mauer. Das war nicht ungefährlich, denn er konnte schlecht abspringen, aber es glückte. Schlump wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Sie schlichen durch den Park, durch enge Gassen, in denen schläfrige Gaslaternen ihr gelbes Licht in die blaue Nacht hineinwarfen. Dichte Büsche hingen schlaftrunken über die krummen Mauern, hinter denen die Häuser schliefen. Und der Wind, der in den Bäumen ruhte, rauschte manchmal im Traume auf. Sie schlichen leise an den Wänden entlang und horchten aller Augenblicke, ob sie die Schritte der Patrouille hörten. Denn sie hatten ja weder Urlaubsschein noch sonst einen Ausweis. Sie gingen über schmale Brücken und stiegen steile Stufen empor, an denen eiserne Geländer liefen, die von den vielen Händen am Tage blank poliert waren. Schließlich bogen sie in ein ganz enges Gäßchen ein und kamen auf einen Platz, der rings von alten niedrigen Häusern eingeschlossen war. In der Mitte stand ein altertümlicher Brunnen, von zwei Linden eingefaßt, und an der schmalen Seite saß ein dicker untersetzter Turm, der früher zu einer Kirche gehört hatte. Aber an Stelle der Kirche stand jetzt ein Wirtshaus. Die Fenster waren dicht verschlossen, und nur durch einen schmalen Ritz drang ein wenig Licht. Sie stolperten über das holprige Pflaster, traten in die Kneipe ein.
Schlump vermochte nichts zu erkennen in dem dicken Qualm. Allmählich unterschied er einen kräftigen Burschen, mit Infanteriehosen und einer Matrosenbluse, der ein Couplet vortrug mit heiserer und besoffener Stimme, das sich nicht für zarte Ohren eignete. An den Tischen saßen breite stämmige Kerle mit verwegenen Gesichtern. Manche hatten Matrosenjacken an und manche feldgraue Röcke. Man konnte nicht feststellen, ob sie Soldaten waren oder nicht.
Der Kamerad zog Schlump durch die Stube in ein

winziges kleines Zimmer. Dort hatte man mit Mühe und Not einen Tisch hineingezwängt. Aber es war sogar gelungen, ein Sofa dahinterzustellen und noch außerdem ein paar Stühle und ein Grammophon unterzubringen. Sie setzten sich und bestellten Wein und Karnickelbraten. Die Tür nach der Stube war ausgehängt, und sie konnten alles übersehen. Zwischen den Männern saßen Frauen, von denen er einige kannte. Ihre Männer waren alle im Kriege oder gefallen. Vor allem aber fiel ihm ein starkes, bildschönes Mädchen auf mit gesunden Backen und schönen Armen. „Das ist die Wirtstochter", sagte der Kamerad, „sie ist schwanger, wie du siehst. Ihr Schatz steckt jetzt gerade oder sie haben ihn in eine Strafkompagnie geschickt. Ich weiß nicht weswegen. Neben ihr sitzt der Kriminaler von der Sittenpolizei. Der hat die Weiber alle zu kontrollieren, die hier sitzen. Aber du brauchst keine Angst zu haben, die stecken alle mit ihm unter einer Decke. Mensch, der Kerl lebt hier wie ein Sultan. Er möchte gern auch noch die hübsche Katherine haben, aber da ist nichts zu machen, die bleibt ihrem Kerl treu. Das ist ein ganz wilder Hund, der sie immer geprügelt hat, aber trotzdem hängt sie an ihm treu wie keine andere. Der und der Kriminaler, die können sich nicht riechen. Aber das kann uns Wurst sein, Hauptsache, daß wir hier was zu fressen kriegen." Sie aßen wie die Bären. Es gab Kartoffeln dazu.

Inzwischen ließ einer das Grammophon los. Es dauerte nicht lange, da hatte er es kaputt gemacht. Schlump war inzwischen fertig mit essen. Er setzte sich auf den Tisch und spielte auf der Mundharmonika, die er im Fensterbrett hatte liegen sehen. Das hatte er schon als Junge gelernt, ebenso wie das Klavierspielen, ohne

Noten, nach dem Gehör, bei dem Werkmeister, der unter ihnen wohnte. Das gefiel denen da drüben, und sie fingen an zu tanzen. Der Kriminaler tanzte mit der hübschen Wirtstochter. Die Männer waren ihm dankbar für die Musik und brachten ihm Schnaps, und die Weiber sahen ihn mit neugierigen und gierigen Blicken an. Das gefiel ihm wieder, und er spielte immer lebhafter. Da ging die Tür auf, die nach der Küche führte, und ein Wesen trat herein, von dem man nicht wissen konnte, ob es ein junges Weib oder ein Kind war. Sie stand am Türpfosten und rührte sich nicht. Ihr Körper zeigte schon alle Formen, aber ihr Mund sah nicht aus, als ob er schon oft geküßt hätte. Sie hielt die Augen halb geschlossen und wischte sich mit dem Handrücken die kohlschwarzen Haare aus der Stirn. Unter den langen Wimpern aber huschten ihre Blicke hervor und streiften alle, die in der Stube waren, besonders die Männer. Sie sah ihre Schwester mit dem Kriminaler tanzen, aber ihre Blicke gingen gleichmütig weiter. Bei Schlump blieben sie hängen, sie öffnete die Augen ganz, ein paar große, kohlschwarze Augen, sah ihn rasch an, Schlump schaute zufällig zu ihr hin und fing diesen Blick auf. Aber ihre Lider schlossen sich bald wieder bis auf den kleinen Spalt, und die ganze Gestalt blieb unbeweglich stehen. Aber Schlump hatte das Gefühl, als ob sie ihn beobachtete, er fühlte ihren Blick an seinem Körper entlang gleiten, als ob sie ihn mit ihren Sinnen betasten wollte. Das feuerte ihn an, und er spielte anders und ließ denen in der Stube keine Ruhe. Er sah immer an ihr vorbei und hatte die Gedanken bei ihr. Plötzlich verließ sie ihren Posten an der Tür und ging hinter ihm vorbei — er

stand jetzt vor dem Tisch, halb in der anderen Stube — und streifte ihn mit ihrem Kleid und, wie es ihm schien, auch mit den Fingern. Dann verschwand sie und ließ sich am ganzen Abend nicht mehr sehen.
Schlump spielte noch lange. Er vermutete, es müßte die Schwester der schönen Wirtstochter drüben sein. Aber er fragte nicht. Er sprach überhaupt nicht, als sie zurückschlichen in ihr Lazarett.

Am anderen Tage schlich Schlump umher wie einer, der verhext ist. Überall verfolgten ihn die schwarzen Augen. Und immer hatte er das Gefühl, als ob sie um ihn sei, ganz greifbar nahe, oder als wäre sie eben durch den Saal gegangen und der Hauch ihres Kleides und ihrer Haare hätte ihn gestreift. Er stand oft lange brütend auf einer Stelle und blickte dann plötzlich auf in der bestimmten Erwartung, daß sie vor ihm stände. Er ging die Treppe hinauf, die zum Lesezimmer führte und blieb in der Mitte stehen und lauschte. Es war ihm, als hätte sie ihn gerufen. Lange wartete er, dann drehte er sich gespannt um. Er hatte ganz deutlich gefühlt, daß sie hinter ihm vorbeigegangen war und ihn berührt hatte. Dann lehnte er sich auf das Geländer und drückte seine Backen an das kühle Holz und stieg plötzlich vollends die Treppe empor. Oben saß er lange und dachte an die Kneipe und konnte den Abend nicht erwarten. Denn er gedachte, wieder auszureißen und in die Turmschenke zu gehen. Der andere hatte keine Lust, und Schlump mußte sich allein daran machen.
Mit unmenschlicher Anstrengung gelang es ihm, durch

das Fenster zu steigen. Er lief durch die nächtlichen Gassen und spielte wieder, wie am Abend vorher. So trieb er es wochenlang, und es war ein Wunder, daß der Unteroffizier nicht dahinterkam. In der Turmschenke kannten sie ihn alle. Sie hatten eine bessere Mundharmonika aufgetrieben und Schlump versprochen, ihm die Zeche zu bezahlen, wenn er spielte. Er lehnte nicht ab, denn er verstand es wirklich gut, auf dem Instrument zu spielen. Dafür durfte er Wein trinken und Karnickelbraten essen. Manchmal ließ sich die kleine schwarze Margret sehen. Dann war er selig und spielte wie ein Teufel. Sie kam oft nahe an ihn heran und sah ihm zu mit ihren Zauberaugen. Sie wiegte ihren Körper im Takt und sah ihn dabei durch die engen Lider an, daß ihm heiß wurde. Sie stemmte die schmalen Hände in die Hüften und wiegte sich wie eine Zigeunerin. Schlump war oft nahe daran, die Mundharmonika — Maulhobel — hinzuwerfen und sie abzudrücken. Aber sie machte dann so ein gleichgültiges und ein wenig spöttisches Gesicht, daß er den Mut verlor. In solchen Nächten schlich er ganz glücklich in das Lazarett zurück. Aber seine Trauer hatte keine Grenzen, wenn sie sich nicht hatte sehen lassen. Der nächste Tag dauerte ihm dann so lange wie die Ewigkeit, und er wußte sich gar nicht zu helfen. Er versuchte es mit Schachspielen, aber er war abwesend und verdarb seinem Mitspieler die Laune. Er setzte sich in das Lesezimmer und qualmte Zigarren, die er von der Tochter des Lazarettwirtes geschenkt bekam. Das war ein gutes, braves Mädchen, mit der er angebändelt hätte, um sich abzulenken. Sie tat ihm jeden Willen, aber er vergaß es meistens, ihr zu danken.

Eines Abends, es ging auf den Sonntag zu, trat er wieder ein in die Turmschenke. Er nahm den Balg in die Hand und spielte. Drüben in der großen Stube saß alles voll. Sie redeten laut und aufgeregt und schienen wenig Lust zum Tanzen zu haben. Die starke Katherine hatte zwei Männer neben sich sitzen. Der Kriminaler auf der einen Seite und auf der anderen ein hübscher schlanker Kerl mit einem energischen Gesicht. Er hatte die Mütze im Genick und die Hände in der Hosentasche und rauchte eine Zigarette. Er machte ein bitterböses Gesicht und drehte ihr den Rücken zu. Die anderen riefen ihn an. Es war ihr Schatz, der schöne Max, der eben aus der Bucht wiedergekommen war. Die Katherine streichelte ihn und bediente ihn, aber er rührte sich nicht. Die anderen an den übrigen Tischen beobachteten die drei verstohlen. Schlump spielte, und sie fingen doch an zu tanzen.

Die Katherine wollte mit ihrem Max tanzen, sie stand auf, aber er zuckte die Achseln und lachte laut und trank einen Schnaps auf den anderen. Die Katherine tanzte mit dem Kriminaler. Der schöne Max schien nichts zu sehen. Plötzlich stand er auf, drängte sich durch die Paare und stand vor den beiden. Er hob die Faust und schlug den Kriminaler mit furchtbarer Wucht ins Gesicht, daß er auf den Boden rollte wie ein nasser Sack. Die Weiber kreischten auf, ein paar Burschen wollten den Kriminaler unter dem Tisch vorziehen, aber der schöne Max ging auf sie los . . . Stühle fielen um, Tische, Biergläser flogen durch die Luft, der schöne Max brüllte wie ein Stier und faßte einen Stuhl am Bein und schwenkte ihn in der Luft, ein furchtbarer Spektakel ging los, die Petroleumlampe schaukelte — da

schrie eine Weiberstimme gell wie eine Peitsche dazwischen:
„Patrouille!"
Die Lampe ging in Scherben, ein furchtbares Gepolter im Finstern, Schlump warf seine Harmonika hin und riß aus, durch die Küche, in den Hof. Hier war es stockfinster, er wußte nicht, wo er hintrat. Da packte ihn eine kleine Hand, zog ihn mit großer Kraft nach sich, eine enge Treppe hinauf, durch einen dunklen Gang, noch eine Treppe, über einen Boden, eine Leiter hinauf, auf den Oberboden, wo es nach Heu duftete, das für die Ziege aufgestapelt war. Dann fühlte er einen weichen Körper, ein paar Lippen, die schwarze Margret war es, und beide sanken in das Heu und vergaßen alle Welt.
Es war schon heller, lichter Tag, als Schlump ins Lazarett zurückkehrte. Ihm war zumute wie einer Füchsin, die sich im Hühnerstall voll Blut getrunken hatte und berauscht in ihren Bau zog. Der Unteroffizier schimpfte und drohte ihm mit allen Strafen, die es im deutschen Heere gab. Schlump hörte nicht zu. Er ließ sich seine engschäftige Uniform nehmen, an der noch das Heu hing, und hatte die Gedanken wo ganz anders.

Der Unteroffizier hatte die Sache gemeldet. Schlump bekam drei Tage Mittelarrest aufgebrannt, die er sofort nach seiner Entlassung aus dem Lazarett absitzen sollte. Dazu wurde er in einen anderen Saal gelegt, wo er nicht ausreißen konnte, und schließlich sperrten sie ihm jeden Stadturlaub. Und das war das Schlimmste, denn nun konnte er keinen Karnickelbraten

mehr essen und keinen Wein mehr trinken. Bei der ewigen Suppe und dem Marmeladenbrot konnte man nicht satt werden. Der arme Schlump wurde von Tag zu Tag blasser und schmaler und nahm jeden Tag ein Pfund ab. Und wenn ihm nicht die kleine Wirtstochter ab und zu etwas zugesteckt hätte, wäre er vielleicht eingegangen. Es ging manchem so im Lazarette, nur die Bauernjungen, die Fleischer und Bäcker hatten es gut, denn sie wurden von zu Hause versorgt. Schlump hatte einen gleichaltrigen Kameraden gefunden, einen Rekruten mit Namen Friedrich August Mehle. Der war auch mit dem ewigen Hunger gestraft. Die beiden saßen immer zusammen und trösteten sich. Schlump mußte immer vom Felde erzählen, vom Krieg und von Loffrande, und Mehle konnte die Zeit gar nicht erwarten, wo er gesund war. Er hatte Magen- und Darmkatarrh von den vielen Kohlrüben bei den Rekrutenkompagnien, er hätte sich am liebsten freiwillig gemeldet nach Frankreich oder Rußland oder Italien oder Rumänien, vielleicht sogar nach Saloniki oder Palästina oder nach Bagdad. Er wollte Abenteuer erleben und fremde Völker sehen. Seine Mutter war tot, er hatte nur einen alten Vater, der mit sich selbst zu tun hatte.

Schlump konnte seinen Arm wohl ein ganzes Stück nach der Seite bewegen, aber nicht rückwärts und nur ein kleines Stück vorwärts. Es mußte aber Platz gemacht werden im Lazarett: eine Mordkommission schneidiger Militärärzte erschien und schrieb sie alle gesund. Schlump wurde aus dem Lazarett in die Genesenenkompagnie entlassen. Eigentlich sollte er jetzt in Arrest wandern, aber die Zellen waren überfüllt, und so mußte er eine Woche warten, bis die Reihe an ihn kam.

Die Genesenenkompagnie war außerhalb der Stadt in einem alten Wirtshaus untergebracht. Das war eine traurige Truppe. Schlump suchte sich ein Bett im Saale, wo sie früher die Bauermädchen ausgeschwenkt hatten. Er sah sich um. Ein alter Bekannter aus seiner Kompagnie im Felde ging auf ihn zu, begrüßte ihn und machte ihn mit seiner neuen Umgebung bekannt. Neben ihm lag einer, der bekam von Zeit zu Zeit Tobsuchtsanfälle. Dann mußten alle um ihn herum flüchten, wenn sie nicht totgeschlagen werden wollten. Die Schemel und Bänke und die Beinkrüppel waren deshalb aus seiner Nähe fortgebracht worden. Weiter hinten saß einer im Bett, der hatte den Verstand verloren, er schrie von Zeit zu Zeit: „Mama, Mama!" und verlangte die Milchflasche. Seine Kameraden mußten ihn füttern und trockenlegen wie ein kleines Kind. Aber es fanden sich nicht immer welche dazu. Deshalb sollte er in nächster Zeit fortgeschafft werden. Man wartete nur darauf, daß in der Irrenanstalt Platz wurde, denn die war auch überfüllt. Unter ihm saß einer auf seinem Bett, dem hatten sie das Kinn weggeschossen, er sah aus wie ein Geier und man konnte sich vor ihm fürchten. In der Ecke lag einer ganz allein. Er hatte einen Bauchschuß gehabt, und man konnte sich ihm gar nicht nähern, weil er einen fürchterlichen Gestank verbreitete. Er war nicht imstande seinen Kot zu halten. Auf den Bänken an den Seiten saßen Krüppel aller Art, eine entsetzliche Galerie von Mißgestalten in feldgrauer Uniform.
Schlump hatte sich seine Verpflegung geholt und aß mit wenig Appetit, er war die neue Umgebung noch nicht gewohnt. Neben ihm saß einer, der trommelte mit seinem Fuße ununterbrochen und mit rasender Ge-

schwindigkeit auf dem Parkett, dabei wackelte er mit dem Kopfe, und aus dem Maul lief ihm der Speichel heraus. Nachts träumte Schlump von der Hölle, von scheußlichen Ungeheuern und anderen schrecklichen Dingen.

Sie wurden aber alle, soweit es ihr Zustand erlaubte, zur Arbeit herangezogen. Heute mußten sie Kastanien auflesen (es war inzwischen schon wieder Herbst geworden, Schlump hatte es gar nicht gemerkt), morgen Jauche fahren für den Garten des Herrn Major und übermorgen die Garnisonschweine füttern. In seiner ersten freien Zeit jedoch eilte Schlump hinauf zur Turmschenke, um seine Margret wiederzusehen. Aber die Tür war verschlossen, die Fenster verhängt, es schien, als sei das ganze Haus ausgestorben. Bestürzt erkundigte sich Schlump bei den Nachbarn. „Die sind alle eingesperrt worden", sagten sie, „und die schwarze Margret haben sie zu Verwandten geschickt, nach Berlin." Traurig zog Schlump ab, er hat die schwarze Margret nie wiedergesehen.

Sein Freund Friedrich August Mehle, der mit ihm zugleich aus dem Lazarett entlassen wurde, hatte inzwischen auch wenig Glück gehabt. Vor der Kaserne lag eine ungeheure, große Kartoffelmiete, die für die Truppen die notwendigen Kartoffeln barg. Sie mußte nachts bewacht werden, weil die armen Rekruten ihren Nachtschlaf opferten, den die Kinder doch so notwendig brauchten, um sich ein paar von diesen Feldfrüchten zu stehlen. Friedrich August Mehle hatte das Unglück, zur Kartoffelwache kommandiert zu werden. Er stand auch brav seinen Posten und gab acht, daß die armen Kerle in Ruhe mausen konnten. Und wenn ein Feldwebel in

später Stunde von seinem Mädchen kam, dann warnte Mehle als guter Kamerad seine Freunde. Dafür haben sie ihm auch einen Teil ihrer Kartoffeln abgelassen. Aber als sie die Erdäpfel mit großer Mühe und Vorsicht in ihrem Kochgeschirr gekocht hatten und anfangen wollten zu schmausen — nach Mitternacht bei einer winzigen Kerze und abgeblendeten Fenstern — da kam ein niederträchtiger Unteroffizier, der sie überraschte (die anderen Spinner wußten alle Bescheid, aber sie drückten beide Augen zu) und die Geschichte zur Meldung brachte. Er wurde befördert, die armen Kerle aber bestraft und Friedrich August Mehle wegen Wachevergehen vor ein Kriegsgericht gestellt. Doch er fand milde Richter und bekam nur sechs Tage schweren Arrest.

Es traf sich gerade, daß Schlump auch seinen Urlaub antrat. Und so wanderten die beiden Freunde durch die Stadt, mit dem Kommißbrot unterm Arm, dem Krätzchen auf dem Kopf, in ehrenvoller Begleitung von einem Unteroffizier und vier Mann im Helm und aufgepflanzten Seitengewehr.

Schlump hatte drei Tage und drei Nächte Zeit, über sich und über die Welt nachzudenken. Er sah sich wieder als kleiner Junge, der seinem Vater entlief, um auf den Berg zu gehen, hinter dem die Sonne versank und wo der Eingang in den Himmel sein mußte. Dann sah er sich in Loffrande, wo er der blonden Estelle die Sterne zeigte. Dann dachte er an seinen Traum, wo er wirklich in den Himmel gekommen war . . . Plötz-

lich fiel ihm der Brief ein, den ihm die Schwester auf sein Bett gelegt hatte, der Brief von der Johanna, die ihm ihre Liebe geschrieben hatte. Sie stand vor ihm, wie er sie damals kennengelernt hatte, als der Krieg ausbrach, im Reichsadler. Sie tanzte unten im Saal, und manchmal sah sie lächelnd zu ihm herauf auf die Galerie. Er hatte ihren Brief so grob beantwortet. Wie konnte er sie so ganz vergessen?

Und er nahm sich vor, sie zu suchen, sobald er aus dem Arrest herauskam. Die drei Tage gingen um, schneller als er gedacht hatte, und er durfte sich wieder bei der Genesenenkompagnie, bei der Krüppelgarde melden. Am nächsten Tag hatte er Zeit, er ging an ihrem Haus vorbei, er hatte ja ihre Adresse. Merkwürdigerweise — die hatte er doch nicht vergessen. Aber er traf sie nicht. Und hineinzugehen und nach ihr zu fragen, das getraute er sich nicht. So mußte er wieder abziehen. Aber er ließ nicht locker, er ging immer wieder vorbei. Und einmal glückte es ihm doch. Sie kam gerade aus dem Bäckerladen heraus, mit dem Körbchen am Arm und ein paar Brotmarken in der Hand. Er ging auf sie zu — und plötzlich fing ihm das Herz an, gewaltig zu pochen. Sie sah auf und erkannte ihn sofort; sie wurde rot bis in den Hals hinein. Er gab ihr ratlos die Hand, und dann standen die beiden da, schrecklich verlegen und froh, einander gefunden zu haben. Sie kam ihm so gut und so schön vor, wie noch nie in seinem Leben ihm ein Mädchen gefallen hatte. Er hätte am liebsten irgendetwas von ihr geküßt, ihr Haar, ihr Kleid oder ihre schönen Hände. Aber er blieb stehen und rührte sich nicht. Da sagte sie endlich zu ihm: „Bist du, sind Sie wieder gesund, Herr Schlump?" „Ja," sagte er,

„mein Arm läßt sich wieder bewegen, wenigstens nach der einen Seite, nur rückwärts und vorwärts geht es noch schlecht." Und er machte ihr alles vor, was er mit seinem Arm tun konnte und was nicht. Er war froh, etwas zu haben, was er mit ihr umständlich besprechen konnte. Aber dann war er fertig, und sie schwieg wieder. Sie wußten beide nicht, wie lange sie so standen, bis sie ihm schließlich die Hand gab und dabei woanders hinsah und zu ihm sagte: „Nun bleiben Sie recht gesund." Und dann ging sie. Und Schlump sah ihr verklärt und traurig nach und sein Blick umschmeichelte ihre schlanke Gestalt, die schließlich in einer Haustür verschwand. Dann machte er kehrt und ging in seine Kaserne.

Dort hörte er wieder laute Worte und derbe Reden und Kommandos und schlechte Witze. Er holte kräftig Atem und schüttelte sich und war bald wieder im rechten Fahrwasser.

Alle Wochen und manchmal aller drei Tage wurden sie ins Revier geschickt. Der Arzt, ein feister Bursche, der nach Pomade roch, behandelte die genesenen Soldaten alle wie Drückeberger, obwohl er selber nie Soldat gewesen war und keine Ahnung hatte, wie es tut, wenn man krank oder verwundet zwischen den Granattrichtern liegt. Er schrieb sie alle k. v., kriegsverwendungsfähig, wenn sie nicht gerade ein Bein verloren hatten oder mit dem Kopf unterm Arm vor ihn hintraten. Als Schlump zum ersten Male vor ihm erschien, packte der Doktor seinen kranken Arm und hob ihn mit solcher Wucht in die Höhe, daß Schlump vor Schmerz zu Boden stürzte. Ehe Schlump aufgestanden war, in höchster Wut, um dem Schinder an die Gurgel zu fahren, stand

dieser schon wieder hinter seinem Schreiber und diktierte ihm: g. v., garnisondienstfähig für die Etappe.
Schlump dachte an das, was er seiner Mutter versprochen hatte und nahm sich vor, sobald als möglich in die Etappe zu verschwinden. Denn dort hoffte er, sicherer zu sein vor dem Schützengraben als in der Heimat. Beim nächsten Transport wäre er k. v., kriegte ein Gewehr in die Hand und neue Stiefel, und dann würden sie ihn zum dritten Male in den Schlammassel schicken. Und das ging so lange, bis er eins vor die Platte kriegte, und dann hieß die Parole „Massengrab".
Er hielt die Augen offen und horchte genau auf jeden Tagesbefehl. Und es glückte: Eines Tages las der Feldwebel vor: „Wer gut französisch sprechen kann, meldet sich sofort auf der Bataillons-Schreibstube." Schlump ließ sich das nicht zweimal sagen, er rannte hinauf und meldete sich. Der Bataillons-Schreiber teilte ihm mit, daß er sich marschmäßig machen sollte. In drei Tagen sollte er abgehen nach Maubeuge zur Etappeninspektion.
An einem Montag, abends um neun Uhr, hielt der Zug, ein Transportzug, der Truppen nach Frankreich brachte. Er hielt extra wegen Schlump, der einen Transportschein bekommen hatte, worauf zu lesen war: „Transport Nr. 1004. Ein Mann, ohne Gepäck, ohne Pferde."
Und dann kam eine große Menge eng gedruckter Vorschriften und Befehle und Verhaltungsmaßregeln für den Weg. Schlump sollte sich auf jeder Linienkommandantur melden; zuerst in Engelsdorf bei Leipzig. Dort würde ihm die nächste Verpflegungsstelle und Linienkommandantur genannt werden. Und so weiter.
Die Mutter hatte ihn gerne ziehen lassen. Denn sie sah mit Schrecken, daß ihr Junge jeden Tag blasser und

schmäler wurde. Sie fürchtete, daß er Hungers sterben würde wie ihr Mann.
Schlump war in ein Abteil gestopft worden, das bis obenan gefüllt war mit Soldaten, Gewehren und Tornistern. Es gelang ihm kaum, sich und seinen Tornister unterzubringen. Er trat den Rekruten auf die Beine, und sie fluchten wie die Rohrspatzen. Seinen Helm, seine Patronentasche und sonstiges überflüssiges Zeug hatte er verschenkt, denn er war der Ansicht, daß er solche Sachen nicht mehr brauchen würde. Er fuhr die Nacht durch in unbequemer Lage und nahm sich vor, bei erster bester Gelegenheit abzurücken und die Reise auf eigene Faust fortzusetzen.
Der Zug hielt zum ersten Male in Engelsdorf bei Leipzig, nachts um drei Uhr. Ein Trompeter gab das Signal „Verpflegung". Sie bekamen Suppe und ein Stück Brot. Schlump holte sich seinen Teil, meldete sich dann bei der Linienkommandantur. Dann faßte er seinen Tornister, kroch unterm Zug weg und lief hinüber auf die andere Seite des Bahndammes und wanderte in die Nacht hinein. Seiner Ansicht nach konnte der Hauptbahnhof Leipzig nicht allzuweit sein, und dort würde sich schon eine Gelegenheit finden, wo man auf bequemere Weise nach Frankreich gelangte als mit dem Truppentransportzug. Er stapfte durch das bereifte Gras und lief auf ein Licht zu, das er in der Ferne leuchten sah.
Es war ein Bahnwärterhäuschen. Drinnen hörte er lustige Stimmen von Streckenarbeitern und Arbeiterinnen. „Die werden mich nicht verraten", sagte er sich. Hier kann ich übernachten. Und er ging hinein. Das Häuschen hatte zwei Stuben, in der einen spaßten

die Arbeiter mit den Mädchen, in der anderen saßen drei Soldaten um den Ofen herum. Er ging hinein zu den Soldaten. Sie sahen ihn mißtrauisch von oben bis unten an und sagten kein Wort. Dann aber, als ob sie ihre Prüfung beendet hätten, meinte einer: „Komm, Kamerad, hier ist noch genug Platz", und rückte auf die Seite.

Sie legten Holz auf, und die Flammen spielten auf ihren Gesichtern und malten flackernde Gestalten an die Wand. Der schwarze Infanterist, der aus dem Schützengraben in Italien kam, sah aus wie tausend Spitzbuben. Die Augenbrauen gingen ihm kerzengerade in die Höhe, nach der Ecke zu, die das schwarze Haar auf der Stirn freiließ. Er nestelte an seinem Koppel und brachte die Feldflasche hervor und reichte sie herum. Es war kräftiger Rum drin. Das wärmte durch und regte die Lebensgeister an. „Na, und du, Kamerad," sagte der breitschultrige Artillerist neben Schlump zu ihm, „dir werden sie auch eine andere Herberge auf den Fahrschein geschrieben haben?" Der Schwarze antwortete nicht gleich. Schließlich bequemte er sich und sagte langsam: „Wir haben ja Zeit, alle zusammen. Da kann ich auch mal die Geschichte ordentlich von vorn erzählen. Also horcht mal her!" Er stärkte sich erst noch einmal und dann fing er an:
„Ich bin Artist von Beruf. Das ist nischt zum Lachen. Man muß sich anstrengen, muß Ausdauer haben und solid leben. Wir zogen vor dem Krieg von einem Städtchen zum anderen, und kurz vor Kriegsausbruch kamen

wir nach Schilda. Ihr wißt schon, wo die Schildbürger wohnen. Unser Zelt war bald aufgebaut, und der Abend kam, und die Leute strömten auch schon herein. Ich hatte damals gerade eine orginelle Nummer, ich brachte als Neger angemalt und halb nackt einen Stuhl mit aufs Seil, setzte ihn in der Mitte auf den Draht und mich oben drauf, aber auf die Lehne! Die Füße stemmte ich auf den Sitz. Und da oben habe ich Gitarre gespielt und Negerlieder dazu gesungen. Ihr wißt schon, ein bißchen saftig, wie's die Leute gerne haben. Ich merkte die ganze Zeit, daß da unten ein paar Augen heraufstarren, als ob sie mich fressen wollten. Als die Vorstellung aus war, stellte ich mich an den Ausgang, als Neger natürlich, und sah mir die Leute alle an. Da kommt ein strammes, kräftiges, junges Weib, nicht verheiratet, rote Backen, ein paar Augen, Menschenskinder, ein Prachtmädel! Die bleibt vor mir stehen und drückt mir heimlich einen Zettel in die Hand. Ich gehe ans Licht und les': „Komm heut nacht, ich bin allein." Und darunter Straße und Hausnummer. Na, Kameraden, ihr könnt euch denken, daß ich gefolgt habe wie ein braves Kind.

Also, die schöne Nacht ist vorbei, wir brechen die Zelte ab und wollten sie in Torgau wieder aufbauen, und da: Kriegserklärung, ich muß sofort eintreffen, am ersten Mobilmachungstag!

Wir ziehen nach Frankreich. Ich konnte die schöne Anni nicht vergessen. Es wird Weihnachten, der Krieg ist nicht aus, wie die sich das gedacht haben. Wir kriegen den ersten Ersatz. Einer kommt in meine Gruppe: Er war aus Schilda! Ich frag ihn gleich, ob er die Anni kennt, die Anni Birnhaupt, wie sie sich schrieb. „Selbst-

verständlich," sagte er, „das ist meine Frau!" Ich war vom Schlag gerührt. Dann guckte ich mir den Kerl an: krumme Beine, gutmütig, aber nicht zu helle, ein richtiger Schildbürger, dachte ich. „Wie kommt die Anni dazu, den Kerl zu nehmen?" sagte ich mir. „Da muß was dahinter stecken." Und ich nehme mir vor, mit dem Schildbürger Freundschaft zu schließen. Das klappte auch. Und bald hatte ich meine Liebesgeschichte heraus: Er hat die Anni erst ein Vierteljahr nach Kriegsausbruch kennengelernt. Und weil sie so gut mit ihm war, haben sie gleich Kriegstrauung gemacht, damit sie Unterstützung bekäme. Denn ihre Eltern waren tot, und sie hatte keine Arbeit mehr. Nach vierzehn Tagen hat sie ihm ins Ohr geflüstert, daß ihr frischer Bund gesegnet sei. Er war ganz stolz. Nu kommt's aber ganz toll. Es vergingen wieder vierzehn Tage, da kam sie eines Tages ganz aufgeregt und erschrocken und halbtot nach Hause: „Franz", schrie sie, „Franz!" und dann setzte sie sich hin auf einen Stuhl und fing an zu schluchzen und zu heulen, daß dem armen Franz angst und bange wurde. Er stand vor ihr mit seinen gutmütigen krummen Beinen und wußte nicht, was er machen sollte. Er fragte sie und faßte sie an der Schürze, aber sie schüttelte ihn ab: „Laß mich", und heulte noch mehr. Schließlich kam es unter Schluchzen und Tränen heraus: Sie war rasch um die Ecke gesprungen, am Zigarrenladen vorbei, weil er auf das Bier wartete, und war vor dem Neger erschrocken, der dort stand im Laden, mit einer dicken Zigarre in den weißen Zähnen. „Franz, wenn ich mich nun versehen habe? Wenn wir nun ein Negerkind kriegen? Ich geh ins Wasser!" Aber der gute Franz meinte, dann wäre er auch nicht böse, das

sei ja ihre Schuld nicht. Aber er wollte dem Zigarrenmann schon Bescheid sagen, daß er den Neger aus dem Fenster herausnimmt, damit sich die Weiber nicht erschrecken.

Dann wurde er eingezogen. Er hatte aktiv gedient und war von der Eisenbahn reklamiert gewesen. Und jetzt lag er mit mir in den Argonnen. Es verging ein Vierteljahr, da kam er ganz stolz mit einem Brief von der Anni: „Hier," sagte er, „ein Junge! Und kein Neger! Bloß schwarze Haare und schwarze Augen!" Und Franz war blond wie eine Semmel und hatte blaue Augen, die Anni hatte schöne goldene Haare und himmelblaue Augen dazu.

Da sagte einer in der Gruppe: „Na, Franz, wie lange seit ihr denn verheiratet?" Und Franz rechnete an den Fingern: „Viereinhalb Monate", sagte er. „Vor fünf Monaten haben wir uns kennengelernt, an einem Sonntag vor dem Wirtshaus. Vierzehn Tage drauf haben wir geheiratet." — „Und wie schwer ist der Balg, zehn Pfund?" Da lachten sie alle gerade heraus, und Franz stand wütend da und begriff nichts und hatte einen roten Kopf. Sie klärten ihn auf, und er schrieb einen patzigen Brief nach Hause und war fuchsteufelswild und wollte die arme Anni umbringen. Aber nach einer Woche kam schon die Antwort:

„Lieber Franz! Du mußt Dir von Deinen Kameraden nicht alles vormachen lassen. Die haben sich einen ordentlichen Spaß mit Dir gemacht. Und Deine arme Frau muß natürlich dran glauben. Freilich haben sie recht, neun Monate muß man verheiratet sein, ehe man Kinder kriegt. Stimmt das etwa bei uns nicht? Rechne Dir mal aus: Ich bin viereinhalb Monate verheiratet;

Du auch: Wieviel ist denn das zusammen? Oder sind wir etwa nicht zusammen verheiratet! Aber gib Dich mit den Brüdern gar nicht ab. Sei still und warte, bis Du ihnen mal was anderes auswischen kannst, es wird sich schon eine Gelegenheit bieten."

Die brave Anni. Franz kam ganz heimlich zu mir und zeigte mir den Brief. Ich sagte zu ihm: „Deine Frau hat ganz recht. Mit den anderen darfst du dich nicht einlassen, das sind grobe Kerle. Schreib nur deiner Frau recht freundlich und bitte sie um Verzeihung."

Ein Jahr darauf bin ich auf Urlaub gefahren und habe seine Frau und seinen Sohn oder vielmehr meinen Sohn besucht. Es ist ein schwarzer, geweckter Bursche, Kameraden, ihr solltet den Jungen mal sehen, der wird Artist, das weiß ich schon heute.

Dann kamen die furchtbaren Kämpfe bei Verdun, und Franz und ich, wir haben immer zusammengehalten. Ich wurde verschüttet, und er hat mich herausgepaddelt. Kameraden, ihr wißt, was das heißt. Und ich habe mit ihm mein Brot geteilt und für ihn anderes gesucht, wenn er Kohldampf hatte. Wir sind ehrliche Kriegskameraden geworden. Und einmal habe ich ihm die Geschichte erzählt. Wir lagen im Granattrichter, und ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Er hat eine ganze Weile gebraucht, dann hat er gesagt: „Fritz," hat er gesagt, „Fritz, wir sind gute Kriegskameraden geworden, wir können jeden Augenblick sterben. Wer von uns übrigbleibt, soll die Anni haben. Wenn wir alle beide übrigbleiben, soll sie wählen, aber wir wollen gute Kameraden bleiben." Das hatte ich ihm nicht zugetraut. Jetzt soll mal einer sagen, der Franz wäre

dumm, ein bißchen langsam ist er, das stimmt; aber dumm, das stimmt nicht.
Und jetzt hat die Anni zwei Männer, und die Sache geht gut. Und das soll auch so bleiben, das geht keinem Menschen etwas an als uns drei. Vor ein paar Wochen hat sie geschrieben, daß sie nichts zu essen haben, die Anni und unser Junge, der Friedrich. Da haben wir gespart und in der Kantine gekauft, was wir kriegen konnten, und ich habe noch etwas geklaut dazu in der Küche beim Kartoffelschälen. Und ich bin abgehauen und hab mir meinen Urlaub selber genommen. Vielleicht kommt der Franz auch noch, dann ist die ganze Familie zusammen."

Schlump aß sein Brot und nahm an der Unterhaltung teil. Sie kamen von allen möglichen Fronten, der eine aus Finnland, der andere aus Italien und der Artillerist aus Flandern, der jetzt anfing zu erzählen:
„Ich bin 1914 mit der Landwehr ausgerückt, und heute schreiben wir den 10. November 1917. Bis heute habe ich noch keinen Urlaub gehabt. Wir haben lauter Bauern in der Batterie, und die müssen bei jeder Ernte drankommen. Denn die müssen ihre Mistfuhren machen und können dem Wachtmeister Speckseiten mitbringen."
Er machte eine Pause und dann sagte er bitter: „Als ob wir keine Frauen zu Hause haben!"
Er stopfte sich die Pfeife und brannte sie an.
„Ich hab mir meinen Urlaub auch selber genommen. Meine Frau schreibt auch, daß sie nischt zu essen hat,

daß sie die zwei Kleinen nicht sattfüttern kann." Er sprach langsam und überlegte lange nach jedem Satz. „Und die zwei Großen? Deswegen bin ich überhaupt abgerückt. Der Junge ist sechzehn Jahre alt. Ich bin gelernter Brauer und habe mein Lebtag gut verdient. Aber das Bürschchen verdient mehr, als ich jemals gekriegt habe. Und dabei hat er nischt gelernt. Von der Schule weg in die Fabrik, Granaten drehen. Zu Hause spielt er den dicken Wilhelm und läßt sich von meiner Frau nichts sagen. Neulich hat er, wie mir die Frau schreibt, die Zigarette mit Einmarkscheinen angezündet. Meine Frau hat ihm eine runtergehauen, da hat er ihr Widerpart gehalten. Und jetzt kommt er überhaupt nicht mehr nach Hause. Nachts treibt er sich in der Bar herum oder schläft bei einer Kriegswitwe. Das Mensch richtet mir den Jungen zugrunde. Es wird Zeit, daß ich nach Hause komme und dem Bürschchen die Hosen straff ziehe, damit er merkt, daß Krieg ist. Und die Marianne, die meine Älteste ist, sie war dreizehn Jahre alt, als ich sie zum letzten Male sah. Es war ein hübsches und gescheites Mädchen, ich hab sie gerne gehabt. Und jetzt? Jetzt hat sie sich einem polnischen Juden an den Hals gehängt, den sie aus dem Gefangenlager entlassen haben, wo die Zivilgefangenen sind. Der spielt den Dolmetscher bei Gericht für die Russen und Polen und dazwischen macht er Geschäfte mit Lebensmitteln, Kleidern und allem möglichen. Und meiner Marianne hat er ein paar seidene Fetzen an den Balg gehängt. Und jetzt will das Ding abrücken mit dem Kerl und nicht mehr nach Hause kommen wie der Große." Der Landwehrmann schwieg eine ganze Weile. Dann sagte er: „Vier Wochen bleib ich zu Hause und

mach reine Wirtschaft. Die Kleinen werden sich vor mir fürchten, die kennen mich gar nicht mehr. Dann geh ich zu meiner Batterie zurück. Mögen sie machen, was sie wollen."

Schlump war müde geworden und wickelte sich in seine Decke. Er schob den Tornister unter das Genick und hörte im Einschlafen noch, was der Trainfahrer erzählte:

„Wir waren vorigen Herbst in der Ukraine. Erst sind wir lange mit der Bahn gefahren. Dann wurden wir ausgeladen und sind mit unseren Panjepferden vierzehn Tage lang ununterbrochen auf den schlechten Straßen nach Osten gefahren. Nachts haben wir in unseren Wagen geschlafen und die Pferde angekoppelt. Endlich bekamen wir ein paar Dörfer in Sicht. Aber ihr könnt euch nicht denken, wie wir gestaunt haben. Genau wie bei uns zu Hause in Hessen. Die Häuser schmuck und sauber und hinter einem Garten versteckt. Und wie wir hinkommen und die Leute anreden, antworten sie alle deutsch und freundlich und freuen sich, daß wir da sind!

Wir verteilten uns auf die Güter und haben uns erst einmal ordentlich ausgeruht. Den Bauern waren bei der Mobilmachung alle Pferde weggenommen worden, und wir sollten bei der Arbeit helfen. Mein Quartierwirt hieß Linsenmayer und hatte bloß eine Tochter zu dem schönen Gut, die hieß Marie. Wir drei haben zusammen die Ernte geschmissen. Die Marie kann arbeiten! Ich habe mich immer zu ihr gehalten. Wenn die raffte oder Garben hinauf gab, das war ein Staat. Ein paar Augen hatte die! Ich mußte immer an unser Pferd denken, an die Liese, die hat auch so schöne braune Augen gehabt und sah auch so schlank und schmuck aus,

wenn sie lief. Wir haben um die Wette gearbeitet, und beim Vespern haben wir zusammen gesessen und den Wein aus einem Krug getrunken.
Na, ja, ihr könnt euch schon denken, eines Tages war's geschehen, wir wußten selber nicht, wie es kam. Wir blieben fast ein halbes Jahr dort. Zuletzt hat man es bei der Marie gesehen. Es war nicht mehr zu verbergen. Sie hat sich geschämt und ist nicht mehr aus dem Haus gegangen. Und die Mutter hat geschimpft und hat mich von der Seite angesehen. Das war ein Jammer, das arme Mädel hat sich die Augen ausgeweint, aber es war ja nicht zu ändern.
Im Frühjahr kriegten wir Befehl zum Abmarsch. Den Abschied könnt ihr euch nicht vorstellen. Sie hing mir am Hals und wollte mich nicht loslassen, sie hat sich bald das Herz aus dem Leibe geschluchzt. Dann stand sie am Zaun und sah mir nach, mit ein paar Augen!
Wir fuhren wieder zurück zur Bahn und wurden verladen. Es hat ewig gedauert, die Fahrt. Zurück nach Galizien, durch Polen, bis hinauf nach Finnland. Ich habe nichts wieder von ihr gehört. Aber ich konnte sie nicht wieder vergessen. Nachts bin ich aus dem Schlafe aufgeschreckt und habe ihre Augen vor mir gesehen, daß ich nicht wieder einschlafen konnte.
Im Oktober bin ich auf Urlaub gefahren. Zu Hause hat sie mich auch nicht losgelassen, immer hab ich ihre Augen vor mir.
Ich hab mein Erspartes von der Sparkasse abgehoben, ganz heimlich. Und als der Urlaub herum war, hab ich meinen Zivilanzug eingepackt und hab mich verabschiedet. Von der nächsten Station aus hab ich ihnen alles geschrieben.

Sie muß inzwischen niedergekommen sein. In Leipzig bin ich ausgestiegen. Hier fahren manchmal Züge durch nach Galizien, hat mir ein Eisenbahner gesagt. Ich gehe nicht mehr zu meiner Truppe zurück. Erst fahr ich nach Rumänien oder Galizien. Dann kauf ich mir ein Pferd und ziehe Zivil an. Dann reit ich los und such meine Marie. Und wenn ich zehn Jahre suchen muß, ich werd sie schon finden."
Schlump war inzwischen eingeschlafen, und die anderen suchten auch ihre Decken vor und schoben die Tornister zurecht. Der letzte löschte die Kerze aus, und bald schnarchten sie alle zusammen in dem Streckenhäuschen neben den Geleisen.

Als Schlump am Morgen erwachte, waren die Kameraden schon verschwunden bis auf den Trainfahrer. Der saß noch in der Ecke und kaute mit beiden Backen. Schlump wickelte sich aus seinen Decken, rollte sie ein und packte sie auf den Tornister.
Er trat heraus aus dem Häuschen. In diesem Augenblick stieg einer über die Schienen in Eisenbahnuniform und mit Offiziersachselstücken auf der Schulter. Schlump erschrak heftig: „Jetzt bist du dran", dachte er. Der mit den Achselstücken rief ihn an: „Wo wollen Sie denn hin?" Schlump tat das, was beim Militär immer am besten verschlug, er stellte sich dumm und sah ihn groß an. „Sie sind doch der Transport nach Maubeuge, ein Mann, der heute nacht mit den Rekruten durchgefahren ist?" Schlump war nicht wie lachen zumute. Er stellte sich noch dümmer und fragte ganz unmilitärisch: „Wo-

her wissen Sie denn das?" Er nahm den Eisenbahner nicht für einen Offizier, trotz der Achselstücke. „Na, Sie brauchen keene Angst zu haben," sagte der andere gut sächsisch, „ich tue Ihnen nischt. Ich seh doch Ihre Regimentsnummer auf den Achselklappen. Aber wie wollen Sie denn weiter kommen?" Schlump erzählte ihm, daß ihm die Fahrt bei den Rekruten zu langweilig war. „Ich wollte schneller nach Frankreich kommen. Und jetzt marschiere ich Richtung Hauptbahnhof." Der andere warnte ihn, die Kontrolle sei jetzt sehr streng und sehr genau, und er werde nicht einmal in den Zug hineinkommen. Um zehn Uhr ginge ein Zug nach Halle, mit dem müsse er möglichst fahren. Um Mitternacht hätte er dann direkten Anschluß nach Lüttich. Dann sprachen sie vom Krieg und von der Not in der Heimat. Und der Eisenbahner erzählte, daß sie vorige Woche hätten streiken wollen, weil sie doppelten Dienst tun mußten und nicht genug Lohn oder Gehalt bekämen, viel weniger als die Munitionsarbeiter. Aber da seien sie schief angekommen. Am selben Morgen, wo der Streik beginnen sollte, hätten sie ihre Einberufung zum Heeresdienst in den Händen gehabt. Sie bekamen ihre Uniform, wurden unter Kriegsgesetz gestellt und kriegten noch weniger Geld als zuvor, vor allem die Arbeiter, nämlich nur die Löhnung. Er als Beamter hätte es ja besser, aber bei den Arbeitern gäbe das böses Blut. Und wenn der Krieg nicht bald zu Ende wäre, müßten sie Schluß machen, ob sie wollten oder nicht. Schlump horchte auf. „Wenn das so einer sagt?" dachte er. Dann verabschiedeten sie sich, und Schlump ließ sich noch den Weg zeigen.

Er stapfte mit seinem Tornister durch die öden Vor-

orte, durch die innere Stadt und kam auf den Hauptbahnhof. Er ging den Patrouillen sorgfältig aus dem Weg, die vor den Sperren in großen Mengen auf und ab stiegen. Dann suchte er sich den Bahnsteig aus, wo der meiste Andrang war und stellte sich mit an. Bald standen die Leute hinter ihm in langer Reihe und drängten. Und Schlump half ordentlich mit zu drängen, und wenn sein Vordermann, ein Zivilist, sich umsah, dann schaute sich Schlump ebenso wütend um nach seinem Hintermann. Schließlich wurde das Mädchen mit der Schaffneruniform in dem Kasten ängstlich, und als Schlump an die Reihe kam, ließ sie ihn durch. Denn er wollte seinen riesigen Fahrschein erst umständlich aufwickeln, den er zu einem winzigen Bündel zusammengeknüllt hatte. Schlump rannte nach dem Schnellzug, legte sein Gepäck ab und verkrümelte sich in einem diskreten Örtchen. Es dauerte nicht lange, der Zug ging ab, und Schlump erschien wieder.
Sie fuhren gerade aus Schkeuditz ab, da ging die Tür auf, und die Kontrolle kam herein: „Fahrschein, Urlaubschein!" Schlump langte seinen Transportschein aus der Tasche und gab ihn mit unschuldiger Miene hin. Der Feldwebel — hinter ihm standen zwei Soldaten mit Gewehren — wickelte ihn langsam auf und las ihn durch. Dann drehte er ihn um und wieder um, schließlich fragte er: „Das ist ja kein Fahrschein! Wo ist Ihr Urlaubsschein?" „Das weiß ich nicht," sagte Schlump, „die haben mir keinen gegeben." Der Feldwebel behielt den Schein bei sich: „Sie melden sich in Halle!" Dann zog er ab. Die zwei älteren Damen, die ihm gegenüber saßen, sahen ihn groß und vorwurfsvoll an. Schlump machte ein freches Gesicht und schaute zum Fenster hinaus.

In Halle nahm er seinen Affen und stieg aus. An der Treppe stand schon der Feldwebel. Er hatte eine ganze Wucht weiße und rote Zettel in der Hand. Eine ganze Masse Landser stand um ihn herum. Schlump drängte sich an ihn heran, von der Seite, von der Treppe her. Da, ganz unten baumelte sein Schein. Er hing am weitesten herunter, weil er am größten war. Schlump faßte mit der linken Hand nach dem Geländer und mit der rechten griff er rasch zu, riß seinen Schein herunter und raste die Treppe hinab. Er hörte hinter sich rufen, aber er war schon um die Ecke und auf der anderen Seite die Treppe hinauf. Da sah er vor sich ein Schild: Bahnhofskommandantur. Er ging hinein. Hier würden sie ihn zuletzt suchen. Glücklicherweise war eine Menge Soldaten drin, denn er hätte nicht gleich gewußt, was er sagen sollte. In einer Ecke sah er eine Anzahl Tornister bepackt liegen. Er fragte einen Schreiber, ob man hier seinen Affen abgeben dürfe. Der Schreiber nickte und gab ihm einen roten Zettel, und Schlump rückte ab. Mit dem roten Zettel durfte er durch die Sperre, und jetzt war er frei und ledig in Halle.

Schlump bummelte in den eckigen Straßen der Stadt Halle herum. Der eisige Wind fegte ihm scharfen Kohlenstaub in die Augen, und er begann zu frieren. Auch der Hunger quälte ihn, und er trat in ein Kaffeehaus ein. Das Mädchen brachte ihm Kaffee und Torte. Die Torte bestand aus einem weißen Schaum, der auf einer dünnen Oblate klebte. Der Kaffee schmeckte

bitter und auf dem Zuckertellerchen daneben lag ein winziges, winziges Scheibchen Saccharin. Sein Magen war tief beleidigt, als er diese Kost entgegennahm, und gab sich keineswegs zufrieden. Er peinigte den armen Schlump noch mehr als zuvor, so daß er sich nach Abhilfe umsehen mußte.

Am Nachbartisch saßen ein paar Mädchen, denen der junge Soldat lange gefallen hatte. Sie warfen ihm freundliche Blicke herüber und gaben ihm bald Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen. Eine Weile darauf saß Schlump an ihrem Tisch und ließ sich von ihnen mit Schokolade füttern, die sie aus ihren Täschchen hervorzauberten. Sie arbeiteten alle in der Schokoladenfabrik und hatten heute ihren freien Tag. Sie blieben bis zum Abend sitzen, und dann brachen sie auf. Die Schwarze neben Schlump mit den schönen Zähnen und der kurzen Nase lud ihn zu sich ein. Schlump schlug die Einladung keineswegs aus und folgte ihr gerne auf ihre Wohnung. Sie hatte ein süßes kleines Nest, einen warmen Ofen und ein herrliches Bett. Sie fütterte ihren Soldaten mit allem, was sein Herz begehrte. Er fragte erstaunt, wo sie die guten Sachen alle her hatte. Denn er saß vor einem Teller, auf dem sich gelbe Dottern vorzüglich ausnahmen zwischen dem Eiweiß, das zart auf geröstetem Schinken gebettet war. Dazu schenkten ihm ihre zarten Finger Kakao, der in Milch gekocht war und niemals die beleidigende Bekanntschaft mit Wasser gemacht hatte. „Für Geld kriegst du nichts," meinte das liebe Kind, „aber wenn du etwas zu tauschen hast, Schokolade etwa, wie ich, dann kannst du alles haben." Nach diesem feierlichen Abendbrot löschte sie das Licht und entzündete eine kleine

Lampe am Ofen, die einen milden Schein auf das niedrige Bett warf.
Sie blieben zwei Tage zusammen in diesem Paradies. Dann mußte Schlump sehen, daß er weiterkam. Das freundliche Kind mit dem dichten, dunklen Haar brachte ihn spät am Abend zur Bahn. Sie hatte ihm teure Blumen gekauft und weinte bitterlich, als er Abschied nahm.
Schlump holte seinen Tornister und stieg um Mitternacht in den Schnellzug, der nach Brüssel fuhr. Zwei Landser saßen in dem Abteil und schliefen. Schlump schnallte seine Decke ab, wickelte sich ein und schlief auch bald in den ruhelos schlagenden Takt der Räder.
Der Zug fuhr gerade in Lüttich ein, als er erwachte. Es war Mittag, und keine Kontrolle hatte ihn gestört. Schlump stieg aus und ging in den Wartesaal, der gestopft voll war von feldgrauen Soldaten. Erst am Abend sollte es weitergehen nach Charleroi. Seinen Tornister gab er ab zur Aufbewahrung, daß er ihm nicht geklaut wurde, aber man verlangte von ihm auch das Koppel, damit er nicht in die Stadt gehen konnte. Dann setzte er sich an einen Tisch. Neben ihm saßen ein paar stramme Pommern, die sich von einem riesigen Stück Speck gewaltige Stücken abschnitten. In der Hand hielten sie Brot, das fingerdick mit Butter und Käse belegt war. Sie fraßen gewaltig und lange und ließen sich nicht stören durch die neidischen Blicke der anderen, die hungrige und bittere Bemerkungen machten. Nach ein paar Stunden rückten sie ab und kauten noch im Gehen mit den muskulösen Kiefern. An ihrer Stelle, neben Schlump, setzte sich ein feiner Pinkel hin, mit hohem Kragen und flottem Mundwerk.

Der fing bald mit Schlump ein Gespräch an und teilte ihm mit, daß er in Zivil Kaufmann wäre und daß er jetzt an die holländische Grenze als Einkäufer für die Kantine bodenständig stationiert würde und daß es da viel zu machen gäbe. Schlump wollte gern wissen, was es da zu machen gäbe und behauptete, daß er auch Kaufmann wäre und daß er nach Maubeuge zur Etappenkommandantur käme. „Mensch," sagte der andere, „das paßt großartig. Maubeuge ist immerhin kein ganz kleiner Platz, da müssen sich doch Geschäfte machen lassen. Wir hier in Belgien sind Gouvernement, da gibt es alles zu kaufen. Ich hole Seife aus Holland herein. Maubeuge ist Etappe, da ist es fast so schlimm als in Deutschland. Da können wir zusammen arbeiten." Und er setzte ihm umständlich auseinander, wie sich die Schiebung machen ließe. Er käme sowieso jede Woche nach Lüttich und könne bei der Gelegenheit ein paar Zentner Seife als Frachtgut mitbringen. Schlump sollte sie dann abholen oder abholen lassen, gegen bar natürlich. Am besten von einem Eisenbahner abholen lassen. Da könnten sie noch die Fracht schinden von der holländischen Grenze bis Lüttich. Der Eisenbahner kriegt zehn Mark pro Kiste. Natürlich müßte sich Schlump um eine Kantine kümmern, die ihm die Ware abkaufte.
Schlump staunte über den seltsamen Krieg, der hier geführt wurde, aber er ließ sich nichts merken und sagte zu allem ja und versprach alles. Dann meinte der flotte Kamerad: „Mensch, hier ist nichts los, hier gibt es keinen Alkohol. Komm doch mit in die Stadt, da weiß ich Bescheid." — „Ich habe kein Koppel", meinte Schlump. — „Das macht nischt, wenn der Posten fragt, bist du krank und ich bring dich ins Revier." Sie zogen

beide los. Der Posten, ein braver Bayer, ließ sich verkohlen. Sie zogen von einer Kantine zur anderen, und schließlich verduftete der flotte Kamerad und meinte: „Du wirst dich schon selber zurückfinden. Laß dich nur nicht erwischen ohne Koppel." Schlump fuhr mit der Elektrischen, und wenn ein Offizier aufsteigen wollte, rückte er auf der anderen Seite ab. Er fuhr staunend durch die schöne Stadt mit den vielen Brücken. Er fuhr an Fleischerläden vorbei, die angefüllt waren mit Fleisch und Pasteten; er dachte an die Heimat, wo bei den Fleischern nichts weiter zu sehen war als ein rosabemaltes, tönernes Schwein, neben dem ein Fleischer stand, der ein bronziertes Messer wetzte; wo an den Stangen traurig die leeren Haken hingen und an den Türen sich verhärmte Frauen drängten, mit der Fleischmarke in der Hand. Schlump fuhr an Bäckereien vorbei, aus denen frisches weißes Brot herausduftete, und dachte an zu Hause, wo seine Mutter das schwarze Brot ängstlich teilte, in das die Kartoffeln mitsamt den Schalen zermahlen waren. Schließlich kam er auf den Bahnhof. Die Wache war abgelöst, jetzt standen Preußen dort, mit denen er sich nicht einlassen wollte. Er fand eine günstige Stelle, wo er über den Zaun steigen konnte, und um sechs Uhr abends, es war schon finster, fuhr er weiter nach Charleroi. Dort mußte er die ganze Nacht im Wartesaal zubringen, der ebenfalls übervoll war von Soldaten, die an den Tischen oder unter den Bänken schliefen. Am Morgen ging's weiter nach Maubeuge, wo er sich bei der Etappenkommandantur meldete.

Die Etappenkommandantur teilte Schlump zunächst der Hauptwechselstube zu, die ihn als Wechselstubenführer ausbilden sollte. Zuerst mußte er die Post abholen und andere wichtige Dienste tun. Einmal schickte ihn der Hauptmann, der in Zivil Reichsbankdirektor war, mit einem Franzosen und Wagen und Pferd nach Hautmont. Schlump saß auf dem Kutscherbock und fuhr fidel durch die Wälle von Maubeuge hindurch nach Sous-le-Bois und sah unten schon Hautmont liegen. Er unterhielt sich mit dem Franzosen und fragte, was in den Säcken sei, die sie nach Hautmont fuhren.
„Zucker natürlich," sagte der schwarze Schnurrbart erstaunt, „Zucker für das Ravitaillement." Das war die Verpflegungsstelle für die Zivilbevölkerung. Schlump wunderte sich, man hatte ihm kein Wort gesagt, daß die Wechselstube auch mit Zucker handelt. Aber der Franzmann schnalzte mit der Zunge und zwinkerte mit den Augen. „Aha", dachte Schlump und schwieg. Im Laufe der Tage und Wochen merkte er, daß hier alle Geschäfte machten, wenn sie nicht auf den Kopf gefallen waren.
Nach einem Monat, kurz vor Weihnachten, wurde er in die Wechselstube Maubeuge kommandiert, die gleich neben der Hauptwechselstube lag. Den Leiter dieser Wechselstube bekam er wenig zu sehen. Er war immer auf Reisen, oft nach Brüssel, oft auch nach Köln und Berlin. Meist aber wußte man nicht, wo er steckte. Er hielt sich sehr reserviert und hatte eine vornehme Uniform an und ging in einem wunderbaren Pelz, obwohl er nur gemeiner Soldat war wie Schlump.
Die Wechselstube wurde von einem anderen bedient, der den schönen Namen Schabkow hatte. Er sah aus wie

eine Kaulquappe, er hatte einen kugelrunden Kopf und kleine wässerige Augen. Man konnte ihm bequem in die Nasenlöcher gucken, wenn man größer war als er. Er stammte aus Breslau und war in Berlin zu Hause, und wenn er lachte, zeigte er ein riesiges Maul mit einer oft unterbrochenen Reihe von winzig kleinen spitzigen Zähnen. Er redete wenig und machte manchmal Witze, über die Schlump viel nachdenken mußte. Denn sie stammten alle von der Börse und waren von Menschen erdacht, die nichts so gut kannten als die menschlichen Schwächen. Schabkow hatte unglaubliches Glück bei den Weibern, obwohl er häßlich war wie eine Kröte. Auf dem Marktplatz bei dem Barbier bediente die bildhübsche junge Frau und ihre Nichte, ein schönes blutjunges Ding. Die gesamte Etappengarnison ließ sich von diesen weichen Händen einseifen, aber keiner hatte Glück. Bloß Schabkow, und um den zankten sie sich und wurden spinnefeind, denn jede wollte der Kröte den Bart kratzen.

Eines Tages, es war in der ersten Woche des Jahres 1918, kam Schabkow über die Maßen fidel in das Büro. Er lud Schlump zum Abend in sein Quartier ein und sagte ihm leise, daß es Sekt gäbe und Austern und daß er die Ehre würdigen sollte. Schlump stellte sich pünktlich ein. Er staunte über das gemütliche Quartier und merkte bald, daß hier die Hand einer verliebten Frau im Spiele war. Sie setzten sich zu Tisch. Schabkow hatte ein herrliches Abendbrot richten lassen, mit allen Feinschmeckereien, die man seinerzeit aus Brüssel beziehen konnte. Die Kröte wurde bald lebhafter, der Sekt tat seine Wirkung, Schabkow fing an zu plaudern: „Siehst du, Kleiner, mir ist es nicht immer so gut ge-

gangen. Ich habe in meinem Leben schon viel gehungert (er war etwa dreißig Jahre alt), ich bin ohne Geld und mit hungrigem Magen durch die Schweiz gefahren; — damals hat dich deine Mutter noch abgehalten, damit du dir nicht auf die Schuhe pinkelst. Ich bin an der Somme gewesen und habe einen schweren Bauchschuß verpaßt gekriegt. Ich bin schon viele Schulen durch, mein Junge, aber ich habe immer an meinen Vater gedacht, der mir mehr beigebracht hat als alle meine Schulmeister zusammen. Ich war vierzehn Jahre alt und sollte am anderen Tag in die Lehre kommen zu einem Juden, der frisch aus Galizien eingewandert war. Mein Vater — jetzt ist er auch schon tot — war Friseur, aber er hatte die Bude voll Kinder, ich bin das zehnte, und da konnte er zu nischt kommen." Er trank den Sekt aus der Pulle. „Du scheinst mir nicht ganz dumm zu sein. Kleiner, ich will dir die goldenen Worte verraten, die mir mein Vater mit ins Leben gab." Er fraß noch ein Dutzend Austern und nahm einen gehörigen Schluck: „Es gibt nur eins, mein Sohn, vor dem du Achtung haben sollst: das ist das Geld. Es ist besser, du kommst mit einem großen Geldbeutel auf die Welt als mit einem großen Gehirn. Aber wer arm geboren wird und reich stirbt, der stirbt in Ehren. Denn er wird gelobt und gepriesen und die Armen flüstern seinen Namen in Ehrfurcht. Nun gib acht, ich will dir das Geheimnis sagen: Wisse, daß alle Menschen erbärmlich sind. Sie lecken alle dem die Hand, der ihnen ihr Brot gibt. Geben ist seliger denn Nehmen. Darum sieh zu, daß du beizeiten ein Geber wirst. Fürchte dich vor niemand. Sie sind alle schlechter als du, es sei denn, sie sind arm. Mißtraue jedem, beob-

achte ihn genau, aber laß dir niemals merken, daß du ihn kennst. Handle immer so, als ob du keine Gefühle hast. Denn umsonst ist der Tod. Auch gut und böse ist Gefühlssache. Spare dir die Gefühle auf für den Feierabend. Nur die Armen haben Gewissensbisse. Darum sind sie auch verraten und verkauft.
Schmeichle den Männern in aufrichtiger und bescheidener Weise, wenn du sie brauchst, aber vergiß nicht dabei, daß du lügst... Ist dir ein Mensch im Wege, so wende dich an seine Frau. Sage ihr gerade und deutlich eine Schmeichelei, aber schau ihr dabei in die Augen. Merke dir, jede Frau, auch die häßlichste, ist an einer Stelle schön. Diese Stelle mußt du finden. Die mußt du ihr sagen. Sie wird genau wissen, daß du nicht lügst, und sie wird dir ewig dankbar sein. Sie wird dir alle Hindernisse aus dem Wege räumen, und du wirst reich werden.
Und wenn du zu Gelde gekommen bist, vergiß nicht, fromm zu sein und den Armen zu geben."
Schlump kam an diesem Abend vollkommen besoffen in sein Quartier.

Es dauerte nicht lange, da fing Schlump auch an, Geschäfte zu machen. Er hatte einen Franzosen an der Hand, der ihm Bettlaken verkaufte. Der brave Mann hatte seinen Landsleuten weisgemacht, daß die Deutschen demnächst alle Bettwäsche requirieren wollten, weil sie neue Lazarette bauten, und die armen Leute gaben ihm ihre letzten Schätze für ein Dumdideldei. So brachte er sie dutzendweis zu Schlump, und Schlump

verschob sie dann an den Oberkellner der Speisewagen weiter, die täglich zwischen Köln und dem Großen Hauptquartier hin- und herfuhren. Es waren große Tücher, die für französische Betten gewebt waren, in denen man niemals allein schläft. Sie durften erst einmal gewaschen sein. Der Oberkellner gab ihm acht Mark für das Stück und mußte noch das Trinkgeld stellen für den Eisenbahner, der die Sache vermittelte. Er versteckte die Laken unter den Sitzen der zweiten und ersten Klasse, auf denen die Offiziere mit den roten Streifen an den Beinen saßen, und verschob sie dann weiter an die großen Warenhäuser in Deutschland. Sie wurden bunt gefärbt, und bald liefen unsere braven Mädchen stolz in ihren neuen Fahnen herum, ohne zu ahnen, was ihre Kleider schon alles von der Liebe wußten.

Schlump handelte mit Schnaps, den er aus der Kantine in der Kaserne bezog und den die Zivilisten besser bezahlten. Er faßte die Ware nicht selbst an. Man brachte sie ihm heute gegen Barzahlung, und morgen holte man sie gegen Barzahlung ab. So kam er allmählich zu Geld und führte ein feines Leben. Er kaufte Mehl und Zucker und Butter und schickte alle Wochen ein Paket nach Hause. Aber eines Tages bot sich ihm eine Gelegenheit, mit einem Schlage ein reicher Mann zu werden.

Schlump war inzwischen nach Hautmont versetzt worden, um dort die Wechselstube zu führen. Eines Tages erschien ein Soldat, der frisch aus dem Schützengraben gekrochen war. Er schnallte seinen Tornister auf und brachte ein dickes, schweres Paket zum Vorschein. Er packte es umständlich und sorgfältig aus und legte

dann einen Haufen schöne, gerade und straffe Päckchen auf den Tisch, in denen lauter funkelnagelneues Papiergeld — französische Stadtscheine — schön sauber gebündelt nebeneinander lagen. Hierauf sah er Schlump groß an, schlug sich auf die Schenkel und lachte laut und triumphierend auf. „Das hab ich gefunden," sagte er, „gib mir eine halbe Million deutsches Geld dafür, dann kannst du den Kram behalten." Schlump war starr vor Staunen. Es waren tatsächlich lauter neue Stadtscheine, wie sie die französischen Städte herausgaben, um die Löhne und die Verpflegung ihrer Bürger zu bezahlen. Schlump nahm einen Schein in die Hand, er lautete auf fünf Francs, und prüfte ihn. Das war echtes Papiergeld, da gab es keinen Zweifel. Plötzlich aber legte er den Schein wieder hin und sagte: „Du kannst den ganzen Kram wieder mitnehmen, Kamerad, da gibt dir kein Mensch was dafür." — „Was?" schrie der andere, „warum?" — „Da fehlt die Unterschrift vom Maire, vom Bürgermeister, und der Mairiestempel. Vielleicht ist das Papier vergessen worden, als die Stadt räumen mußte. Das Zeug ist nischt wert, das kannst du dem Lumpenmann geben." Der Soldat nahm einen Schein in die Hand, sah ihn genau an und warf ihn auf den Boden. Dann nahm er seinen Tornister, huckte ihn auf und ging hinaus. An der Tür drehte er sich um und rief: „Ihr seid alle Lumpen, verfluchte."
Schlump hob den Schein auf, packte alles zusammen und schaffte es hinter in sein Zimmer. Dann fing er an zu überlegen. Da mußte doch etwas zu machen sein! In der Tat kursierte eine Menge Papiergeld von Städten, die längst vom Erdboden verschwunden waren. Schlump überlegte und überlegte. Am Abend ging er zu seinem

Freund, der in Zivil Architekt war und bei der Eisenbahn die Zivilarbeiter beaufsichtigte, die neue Schienenwege anlegten.
Und in der Nacht fingen sie an, fieberhaft zu arbeiten. Der Freund machte einen Stempel, und Schlump arbeitete an dem Faksimile der Unterschrift des Bürgermeisters. Sie probierten hundertmal, und schließlich ging's.
In den folgenden Nächten stempelten sie, daß sie schwitzten.
Die halbe Million war gestempelt und mit der Unterschrift versehen!
Aber wie sollte das Geld unter die Leute kommen? Schlump sollte in seiner Wechselstube deutsches Geld einziehen und französisches Geld ausgeben, das falsche aber zurückhalten.
Es wäre gefährlich gewesen, hätte er jetzt eine halbe Million falsches Geld ausgegeben, noch dazu neues. Da wußte der Freund Rat. Er mußte alle Wochen die Streckenarbeiter löhnen, die bei der Eisenbahn beschäftigt waren. Diese Löhne wurden in Stadtscheinen ausgezahlt. Es war schon oft vorgekommen, daß er diese Moneten bei Schlump in der Wechselstube geholt hatte für deutsches Geld. Schlump sollte ihm also die falschen Scheine geben, er würde dafür brave Markscheine bringen.
So geschah's. Sie wiederholten den Spaß ein paar Mal. Bis eines Tages im Kommandanturbefehl die Meldung kam, daß im Bezirk falsches Geld in großen Mengen im Umlauf sei. Das Papier sei echt, nur die Unterschrift gefälscht.
Da wurde ihnen Angst. Sie vernichteten das übrige Geld und verhielten sich mucksmäuschenstill.

Nach ein paar Tagen kam ein Gendarm, durchstöberte alles und fand nichts. Er ließ sich von Schlump einen Schnaps geben und verschwand wieder.
Dann wurde die Sache vergessen. Ein jeder hatte zehntausend Mark in der Tasche. Schlump legte ein paar Hundertmarkscheine in einen Brief und schickte ihn nach Hause. Das übrige vernähte er in seinen Rock.

Schlump stand oft vor seiner Ladentür und betrachtete das Leben und Treiben der kleinen Etappenstadt. Er sah die sauberen und wohlgenährten Etappenoffiziere vorbeigehen mit ihren blanken Gamaschen und nachlässig und elegant die armseligen Verwundeten grüßen, die sich bescheiden an die Wand drückten. Dabei fielen ihm die Worte seines letzten Deutschlehrers ein, der den siebziger Krieg mitgemacht hatte. Man hatte den weißbärtigen alten Mann aus seinem Ruhestand hervorgeholt, weil Not am Mann war. Der hatte ihnen in ihrer letzten Deutschstunde vor ihrer Entlassung gesagt: „Jungens, ich glaube nicht, daß ihr mit in den Krieg müßt. Aber merkt euch das Eine: Ihr seid zu Führern des deutschen Volkes berufen. Führer sein heißt Vorbild sein. Sind die Führer tüchtig, dann ist das ganze Volk tüchtig. Dann geht es bergauf. Des Volkes Wohl und Wehe hängt ab von dem Lebenswandel seiner Führer. Ungeheuer ist die Verantwortung des Führers. Und wehe dem Volk, dessen Führer sich weigern, größere Opfer zu bringen als der Mann in Reihe und Glied. Wie

der Reiter erst sein Pferd besorgen muß, so muß der Führer erst für die sorgen, die zu ihm aufschauen sollen. Auch in Hunger und Not muß der Führer vorangehen, dann wird die Truppe für ihn sterben." Der Alte war kurz darauf gestorben. Schlump fühlte sich nicht ganz behaglich bei diesem Gedanken und fing an, ein Soldatenlied zu pfeifen.

Die Strafkompagnie zog jetzt vorbei, die Soldaten zweiter Klasse, ohne Kokarde an der Mütze. Sie sahen blaß aus und verwahrlost und machten trübe Gesichter. „Zigarette, Kamerad, Zigarette", bettelten sie im Vorbeigehen. Schlump warf ihnen immer ein paar Stäbchen zu, und besonders einer fiel ihm auf, ein blasser Junge, mit einem kindlichen, unschuldigen Gesicht. „Wie kommt der hierher?" dachte Schlump. Sie mußten hart arbeiten, die armen Teufel und bekamen schlechte Kost und keine Löhnung. Alle Abende kamen sie zurück, abgehetzt und beschmutzt, ohne Mantel und in schäbiger Uniform. Der Blasse ging jedesmal außen, an der Seite, wo er an Schlump vorbei mußte. Schlump steckte ihm oft ein Brötchen zu oder ein Stück Wurst. Er hätte gerne gewußt, was der arme Bursche auf dem Gewissen hatte.

Eines Tages sah er ihn drüben am Revier stehen, erbärmlich zusammengekauert und frierend und neben ihm ein Unteroffizier mit Gewehr und Patronentasche. Schlump ging hinüber und redete mit ihm. Der Blasse sah ihn dankbar an, aber er redete wenig. Schlump gab ihm Zigaretten und meinte es gut mit ihm. Allmählich wurde der Junge warm und erzählte ihm sein Unglück. Er brachte die Worte mühsam heraus und stockerte oft, und Schlump mußte sich manches zusammenreimen.

Aber er verstand ihn, denn die braunen Augen redeten besser als der unbeholfene Mund.
Und sie erzählten ihm folgende Geschichte:
Ich bin im Jahre 1900 in einem kleinen Dorfe der Mark Brandenburg geboren. Meine Mutter habe ich nicht gekannt, und mein Vater ist vor ein paar Jahren gestorben. Er hat mich zu einem Schuster in die Lehre gegeben, der es gut mit mir meinte. Wir schusterten zusammen und paßten dabei auf, wer draußen auf der Dorfstraße vorbeiging. Jeden Morgen kam dem Schulmeister seine Tochter vorbei und holte Milch beim Bauern. Sie war genau so alt wie ich und war mit mir zur Schule gegangen. Aber sie saß immer auf der ersten Bank und ich auf der letzten, und wir haben selten miteinander gesprochen. Ich habe sie bloß immer von meiner Bank ganz hinten aus angeschaut. Ich habe mir immer gewünscht, einmal neben ihr zu sitzen, ich bin alle Sonntage in die Kirche gegangen, aber immer hat mir der Mut gefehlt und ich bin auf der letzten Bank sitzengeblieben, wo ich ihre Zöpfe sehen konnte. Wenn sie am Morgen bei uns vorbeikam, dann war ich glücklich für den ganzen Tag. „Guten Morgen, Ilse," habe ich gesagt (aber das hat kein Mensch gehört), „hoffentlich hast du gut geschlafen. Ich habe heute nacht von dir geträumt. Wir waren alle beide Engel und haben miteinander gespielt." Einmal hat sie uns ihre Schuhe gebracht. Ich habe sie bestohlen. Du kannst dir gar nicht denken, Kamerad, was sie für schöne Schuhe hatte. Ich habe sie am Abend mit in meine Kammer genommen und auf die Kommode gestellt und hab mich davor gesetzt und habe mit ihr gesprochen. Wir haben zusammen gespielt wie die Kinder. Am Morgen hab ich sie mit

runter genommen, damit der Meister nichts merkt, dann ist sie selber in unsere Werkstatt gekommen und hat sie abgeholt. „Der Junge hat sie gemacht", sagte der Meister. Sie sah mich an und lachte und sagte etwas zu mir. Ich hab es nicht verstanden, ich brachte kein Wort heraus, mir sauste es in den Ohren, als stände ich in der Mühle drin. Dann war sie fort und die Schuhe auch. Am Abend saß ich in meiner Kammer ganz allein und habe geheult wie ein kleines Kind. Kamerad, du darfst mich nicht auslachen, ich war sonst nicht feige, ich bin mitten in der Nacht durch den Wald gegangen, ohne mich zu fürchten, und für sie, da hätte ich alles getan. Aber sie ging wieder jeden Morgen vorbei, und das hat mich getröstet. Dann kam der Winter und ich mußte zur Musterung gehen und wurde ausgehoben für die Infanterie. Aber wir wurden noch nicht eingezogen.

Ich schusterte weiter, und eines Morgens kam dem Schulmeister seine Magd und brachte der Ilse ihre Schuhe und erzählte, daß die Ilse in die Stadt käme und daß wir die Spange an den neuen Schuhen höher setzen sollten. Ich war wie vom Schlage gerührt. Die Ilse sollte fortkommen in die Stadt, und sie würde nie wieder vorbeikommen und ihre Schuhe zu einem anderen Schuster geben! Wir haben die Schuhe fertiggemacht, der Meister und ich, weil es schnell gehen sollte. Ich hab sie mit hinauf in die Kammer genommen. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Morgen früh würden sie die Schuhe abholen und zu Mittag sollte sie mit den Bauern in die Stadt fahren. Kamerad, das kann mir kein Mensch nachfühlen, was ich in der Nacht durchgemacht habe.

Um vier Uhr bin ich aufgestanden, es war stockfinstere Nacht und die Fenster waren gefroren. Da hab ich meinen Kram zusammengepackt und der Ilse ihre Schuhe mit, ganz zu unterst und bin fort, heimlich fort, auf die Walze.
Meine Militärpapiere habe ich mitgenommen.
Ich habe überall Arbeit gekriegt, denn es gibt doch keine Leute mehr. Ich bin durch Thüringen gewandert. Manchmal hab ich die Schuhe ausgepackt und sie vor mich hingestellt. Ich hab sie geküßt, Kamerad, du glaubst nicht, wie ich die Schuhe geliebt habe. Dann habe ich mir überlegt, was ich dem Meister angetan hatte. Der wird die Schuhe gesucht haben! Da hab ich sie wieder eingepackt und ganz zu unterst gelegt. Und hab mir vorgenommen, sie nicht wieder herauszuziehen. Ich bin bis nach Hessen gekommen und hab dort bei meinem Meister ein ganzes Vierteljahr ausgehalten. Die Schuhe lagen noch zu unterst in meinem Bündel, ich hab sie nicht ausgepackt.
Aber ich hab immer daran gedacht. Ich dachte an unser Dorf, ich sah die Ilse vorbeigehen. Ich sah das Schulmeisterhaus, ich sah die Magd, wie sie die Ilse abholt aus der Stadt, weil Ferien waren. Kamerad, da hab ich's nicht mehr ausgehalten. Ich bin wieder davongelaufen, bei Nacht und Nebel, die Schuhe in der Hand. Ich hab mich durchgebettelt, und nach Wochen und halb verhungert und abgelumpt kam ich oben aus dem Fichtenwald heraus und hab mich nicht hineingetraut ins Dorf.
Und am Abend hab ich bei meinem Meister angeklopft, die Schuhe in der Hand.

Der Sturm raste durch die Kiefern, daß sie heulten, und peitschte die Linden im Dorfe und trieb mir die dürren Blätter ins Gesicht, als ich bei meinem Meister anklopfte. Die Meisterin machte auf — du kannst dir denken, Kamerad, wie die gestaunt hat, als sie mich vor der Tür stehen sah. Sie ließ mich hinein, ich trat herzu und stellte die gestohlenen Schuhe auf den Tisch und sah den Meister an. Der nahm die Schuhe in die Hand und sah sie von allen Seiten an, dann stellte er sie wieder hin. „Geh zu Bett!" sagte er. Ich schlich hinauf in meine Kammer.

Und dann hab ich wieder gearbeitet, Kamerad, ich habe gearbeitet, was ich konnte, damit der Meister wieder gut war.

Sie war aus der Stadt zurückgekommen und ging wieder jeden Morgen vorbei und holte die Milch bei den Bauern. Die Meisterin hat ihre Schuhe abgeliefert, und es war wieder alles gut.

Es kam der November, und eines Tages brachte der Briefträger den roten Zettel. Ich wurde zur Infanterie einberufen. Ich wollte gern Soldat werden und freute mich darauf. Ich bestellte eine Soldatenkiste beim Tischler, und die Meisterin strickte mir ein paar Strümpfe.

Aber in der Nacht konnte ich nicht mehr schlafen. Ich mußte immer an die Ilse denken. Sie blieb da und holte jeden Morgen ihre Milch beim Bauern, und ich würde nicht mehr da sein, ich würde sie nicht mehr sehen. Ich hab gar nichts von ihr, kein Andenken, nichts. Und sie würde auch nichts merken, wenn ich fort bin. Dann müßte ich in den Krieg ziehen und bekäme sie vielleicht nie wieder zu Gesicht. Der Tag rückte immer näher, und ich wurde immer unruhiger und elender.

Es war die letzte Nacht. Am nächsten Morgen mußte ich fort. Stockfinster war es in dieser Unglücksnacht. Ich saß auf meinem Bett und horchte hinaus, hinüber nach dem Schulmeisterhaus. Vielleicht brach Feuer aus bei dem Schulmeister, und ich konnte sie retten? Dann hätte ich sie noch einmal gesehen. Ich grübelte und hatte ganz wahnsinnige Gedanken. Auf einmal kam's über mich. Ich zog mich an und schlich hinaus. Draußen sauste es und zerzauste mir die Haare. Es trieb mich hinüber. Ich schlich um das Schulmeisterhaus herum, ich weiß nicht wie oft. Ich hörte die Turmuhr durch den Sturm schlagen, aber ich wußte nicht, welche Stunde es war. Ich stand vor dem Fenster und horchte, vielleicht redete sie im Traum. Aber es war Wahnsinn, denn die Bäume brausten wie der Donner und die Dachziegel klapperten.

Ich probierte an einem Flurfenster, es ließ sich aufdrücken! Ich stieg hinein. Drinnen stand ich still und hielt den Atem an, lange, lange. Dann schlich ich weiter. Plötzlich stieß ich mit dem Fuß etwas um. Ich erschrak und stand starr und still. Es waren ein Paar Schuhe. Ich knie nieder und greife mit den Händen danach. Ihre Schuhe waren es! Meine Schuhe, mit denen ich ausgerissen war! Ich habe geheult vor Freude. Ich hab sie geküßt, Kamerad, lach mich nicht aus, ich hab sie geküßt. Wie lange ich dagekniet habe? Ich weiß nicht. Ich wollte sie mitnehmen, als Andenken. Aber ich hatte sie schon einmal gestohlen, ich dachte an meinen Meister. Ich stellte sie wieder hin. Ich nahm sie wieder und rückte ab. Aber da sah ich meinen Meister vor mir, ich kehrte wieder um, ich kniete nieder, ich wollte sie gerade hinstellen — da ging eine Tür auf — eine weiße

Gestalt erschien — mit einem Licht in der Hand! Sie war es! Ich werde wahnsinnig vor Angst, ich springe in die Höhe, sie schreit laut auf, das Licht löschte aus, ich höre einen harten Schlag, Kamerad, ich weiß nicht, wie ich aus dem Haus herausgekommen bin. Ich rannte sinnlos fort, immer fort, in die Heide hinaus.
Am Morgen merkte ich, daß ich im Gesicht und an den Fingern blutete, ich mußte durch ein Fenster gesprungen sein. Ich irrte herum, Kamerad, ich weiß nicht, wieviel Tage und Nächte. Eines Morgens, es war noch finster, kam ich ins Dorf zurück, vor ihrem Zaun brach ich zusammen und schlief ein. Der Gendarm hat mich geweckt. Ich wurde abgeführt und in die Stadt gebracht. Ins Gefängnis. Dann haben sie mich vor Gericht gestellt. Der Schulmeister saß da und seine Frau, ganz in schwarz gekleidet. Mein Meister und die Meisterin. Sie sahen mich alle nicht an. Der Richter in der Militäruniform stand auf. Er las etwas vor, lange und viel. Ich habe nichts verstanden. Nur eins: Die Ilse hätte ein Loch im Kopf gehabt! Ich habe nichts begriffen. Ich habe kein Wort gesagt. Sie haben mich oft gefragt. Ich habe nichts herausgebracht. Dann haben sie mich wieder abgeführt. Und jetzt bin ich hier. Kamerad, ich habe die Ilse nicht umgebracht!"
Schlump fragte ihn, wieviel sie ihm aufgebrannt hätten. Er wußte es nicht. Schlump gab ihm alles, was er in der Tasche hatte und ging wieder hinüber in seinen Laden.

Der Winter ging vorüber, der Krieg wurde immer blutiger und der Frieden wollte nicht kommen. Aber die Hoffnung belebte sich: Drüben im Osten wurde nicht mehr geschossen. Die Russen hatten ausgespielt, trotz der ungeheueren Masse ihrer Soldaten. Und jetzt rollten die Truppen aus dem Osten heran. Ein Zug nach dem anderen. Die Artillerie wurde schon an der Grenze ausgeladen und zog auf den großen Straßen nach Westen an die Front. Die Etappensoldaten horchten auf, es waren viele darunter, die 1914 mit ausgezogen waren, vor fast vier Jahren. Sie erinnerten sich an jene Zeit, sie spürten wieder so etwas wie Begeisterung in ihrem enttäuschten und verdorrten Herzen. Man nannte Zahlen von Armeen, die kaum glaublich waren. Die 17. Armee sollte gekommen sein, die 18. Armee sollte die zweite ablösen, und ähnliche Dinge. Manchmal, wenn Schlump des Nachts erwachte, hörte er von den Höhen um Hautmont herunter ein dumpfes Donnern und Rollen, das von den vielen Kanonen und Wagen und Tritten kam, die sich da nach Westen wälzten. Und auch am Tage vermeinte man das Dröhnen zu hören, das aus dem Boden zu kommen schien. Man erzählte sich von Kanonen, die von Péronne bis nach Paris hineinschießen können. Man rechnete sich die Flughöhe aus, die solche Geschosse nehmen müßten, und wollte es nicht glauben. Aber man spürte, daß etwas im Gange war, etwas ganz Großes vielleicht. Die Infanteristen gingen stolzer umher. Sie freuten sich darauf, daß es vorwärts ging, über die Gräben hinweg, dorthin, wo es Provianthäuser gab, die Dinge beherbergten, welche man nur noch aus dem Märchen der Friedenszeit kannte. Es war ein Fieber, das alle

ergriff. Das war eine andere Begeisterung als 1914. Das war die Begeisterung der Verzweiflung. Jetzt brauchen wir bloß einen Feldherrn, bloß einen großen Gedanken, dann werden diese Soldaten ein Wunder vollbringen, wie die Welt noch keins gesehen hat. Schlump war nahe daran, sich noch einmal freiwillig zu melden. Aber die Etappe und die Erfahrungen in der Heimat hatten ihn schon zu weit verdorben. „Selbst wenn wir gewinnen," sagte er sich, „so ist es nicht der dreckige Held aus dem Graben, den man ehren wird, sondern die glänzenden Uniformen werden sich vordrängen, die jetzt alle verschwunden sind, wo es Zunder regnet." Und er meldete sich nicht.

Man wußte, wann die Offensive losging, die Mädchen brachten es mit, die bei den hohen Offizieren bedienten. Die wußten auch genau Bescheid, welche Armee die Ehre des ersten Angriffs haben sollte und welches ihr Ziel war. „Das wissen Sie nicht?" fragte ihn die hübsche kleine Wallonin, die sein Zimmer besorgte, „oh, moi, je sais tout, ich weiß alles."

Der Tag rückte heran, man hatte kein rechtes Interesse mehr an den Geschäften der Etappe. Es war, als horchten sie alle nach Westen, als wollten sie die Telegramme mit der Stirn auffangen, die durch den Äther schweben würden.

Der Tag war da, es verging noch eine Nacht, und man hörte die erste Meldung: Ein Sieg, wirklich — aber es wurden nicht die Namen genannt, die man erwartet hatte: der erste Stoß war steckengeblieben, der Nachschub war nicht organisiert, hieß es. Man hatte sich auf die Gewalt der Masse verlassen, und man hatte auf die Macht des genialen Gedankens verzichtet!

Und ein paar Tage später kam die Bestätigung dieses schrecklichen Argwohns. Schlump lag noch in seinem Bette, er lauschte hinaus. Ein eigentümliches Trappeln und Trappen hatte ihn geweckt, wie wenn ein ewiger Landregen an die Scheiben, an die Dachrinne trommelt. Schlump stand auf und ging ans Fenster: In Reihen zu acht zogen sie vorbei, dicht hintereinander, ohne Gewehre, zerfetzt, den Arm, den Kopf in der Binde, auf Knüppel gestützt, stumm, ohne zu reden, zerquälte Gesichter, stumpf von den Strapazen und den Schmerzen. Und dieser Zug riß nicht ab. Wo kamen sie alle her? Schlump zog sich an und trat hinaus. „Das geht schon so seit Mitternacht", sagte sein Nachbar, der Schreiber im Etappenmagazin. Und es ging den ganzen Tag. Kein Mensch konnte sich recht erklären, wo sie alle herkamen. Am Abend ging Schlump hinauf nach Maubeuge. Dasselbe Bild. Der Platzkommandant von Maubeuge, Major Bock, hatte nicht für Lazarette gesorgt. Wahrscheinlich war es ihm nicht befohlen worden. Er wußte nur, in welche der eroberten Städte er kommen sollte: nach Epernay, wo es die berühmten Sektkellereien gab. Die armen Teufel lagen in der Kirche, der Markt war überfüllt, sie lagen auf dem Pflaster und verstopften alle Gassen. Schlump dachte an den Rückzug der Franzosen aus Rußland vor hundert Jahren. „Wir haben den Krieg verspielt", sagte er sich. Er ging hinein in das Soldatenheim. Das war übervoll von verwundeten Soldaten. Sie waren fröhlich, die armen Kerle, daß sie ein Dach überm Kopfe hatten. Schlump setzte sich ans Klavier und spielte ihnen vor, was sie liebten. Sie waren ihm dankbar. Sie brachten ihm Schnaps, soviel Schnaps, daß er ihn gar nicht trinken

konnte, da stellten sie ihm die Gläser auf das Klavier oben darauf. „Trink, Kamerad," sagten sie, „und spiel, wir sind froh, daß wir aus dem Schlammassel raus sind." Schlump trank und spielte wie verrückt. Er wurde betrunken, er wurde zum Automaten, oben schütteten sie ihm den Schnaps hinein, und mit den Händen spielte er dafür, daß das arme Klavier wimmerte und stöhnte. Die Stunden vergingen in diesem Lärm — da wurde es auf einmal still: Der Kommandant, ein dicker Major, war hereingekommen. Schlump stand auf — die anderen waren schon aufgestanden — und lehnte sich an das Klavier. Der dicke Major schlug mit der Reitpeitsche auf einen Tisch, daß die Gläser sprangen, und quäkte mit spitzer und schriller Stimme durch den Zigarettenqualm hindurch: „Zehn Uhr! Das Soldatenheim ist geschlossen! Alles raus!" — Kein Mensch rührte sich. Da wurde der Dicke rot wie ein Krebs, die Augen drangen heraus, er schlug auf den Tisch, daß die Gläser herunterfielen, und seine Stimme überschlug sich: „Raus!!!" Kein Mensch rührte sich. Hinten aber fingen ein paar an zu schimpfen. Da hob der Fette die Peitsche und schlug dem nächsten ins Gesicht: der hatte eine Binde um den Kopf. Schlump konnte sich nicht mehr halten: „Schlagt das fette Schwein tot!" brüllte er durch den Raum. Da kamen auch schon Gläser geflogen. Stühle und Tische hinterdrein. Ein furchtbares Toben und Schreien.

Als man zur Besinnung kam, war der Major verschwunden. Er war durch eine Hintertür geflüchtet. Wo sein Adjutant geblieben war, wußte man nicht. Eine Stunde darauf kam die Wache. Die Landser gingen gehorsam hinaus und legten sich auf die kalten Steine

schlafen. Schlump trollte nach Hautmont zurück. Es gefror diese Nacht. Am Morgen schickte er seiner Mutter Geld und schrieb ihr, daß wir den Krieg verloren haben.

Schlump stand wieder vor seinem Laden und sah den Verwundeten zu, die in den Straßen bummelten. Man hatte in aller Eile Baracken aufgeschlagen, wo sie notdürftig unterkamen. Ein Schützengrabensoldat kam unten herauf, breitbeinig und mit unbeholfenen Schritten. Erst bei näherem Hinsehen merkte Schlump an der silbernen Trottel des Portépees, daß es ein Leutnant war. Bei den Etappenoffizieren konnte einem solche Verwechslung nicht passieren. Ein Artillerist von der Schießschule kam vorbei, mit hohen Stiefeln und klingenden Sporen, und grüßte. Da blieb der kleine Leutnant stehen — kriegte einen roten Kopf und brüllte den armen Bumskopp an: „Bumber! Gottverdammter Bumber! Fort! Marsch, marsch!" Der Leutnant mußte verrückt geworden sein. Aber Schlump staunte noch viel mehr, als ihn der verrückte Leutnant anrief: „Mensch, du hier, was machst denn du hier?" da erkannte er ihn. Es war sein Nachbar Eger, mit dem er damals eingetroffen war, jeder mit seiner Soldatenkiste und mit großer Begeisterung. Eger war bloß drei Jahre älter, er kam gleich in ein anderes Regiment, in ein Reserveregiment, und sie hatten sich seitdem nicht wiedergesehen. „Ich kann keinen Bumber mehr sehen," sagte er, „da krieg ich jedesmal den Koller." Schlump holte ihn hinter in seine Stube und machte vorn seinen Laden zu und setzte ihm Kakao vor und

amerikanische Keks, die der hübsche kleine Leutnant gerne aß. „Nu erzähl mal!“ sagte Schlump. Und dann fingen sie an zu schwafeln und zu erzählen und dann schliefen sie zusammen (obwohl der Frontleutnant Läuse hatte und die Krätze), und am Morgen erzählten sie weiter: „Also du weißt doch,“ sagte Eger, „wie ich aus Krotoschin wieder nach Westen kommandiert wurde. Mensch, ehe ich mein Regiment gefunden habe! Ich fand den Regimentsunterstand in einem Felsenkeller nach langem Suchen. Von dort wurde ich zum dritten Bataillon geschickt. Das sollte vorn rechts sein. Dort war eine wahnsinnige Schießerei im Gange, na, das kennst du ja, das brauch ich dir nicht zu erzählen. Hinter einem Bahndamm finde ich den Bataillonschef. Er hatte noch drei Offiziere bei sich und schickte mich gleich vor. Ich sollte die elfte Kompagnie übernehmen, obwohl ich das Gelände überhaupt nicht kannte. Ich rase über den Bahndamm und gehe sprungweise vor. Keine Gräben, bloß Granattrichter. Vorn finde ich endlich ein paar Mann. Zusammengewürfelt aus allen Kompagnien und aus mehreren Regimentern. Ich krieche nach links und finde Anschluß an die neunte Kompagnie, höchstens acht, neun Mann. Ich krieche nach rechts: nichts. Dort fiel das Gelände steil ab. Ich konnte weit hineinsehen in die Gegend und entdeckte ganz fern marschierende Kolonnen! Sie marschierten in der Richtung nach Nordosten! Das waren Franzosen. Sie mußten durchgebrochen sein. In ein paar Stunden waren wir abgeschnitten! Was vor uns war, wußte ich nicht. Ein halb zerschossenes Wäldchen, dahinter mußte der Franzmann liegen. Ich ließ durchsagen: „Langsam vorgehen!“ Wir gehen vor. Das Artillerie-

feuer liegt jetzt hinter uns. Kein Schuß, nichts! Ich stehe auf, gehe vor, Gewehr im Arm, wie zu Hause auf dem Sturzacker. Die neunte Kompagnie links schließt sich an. Auf einmal: Taktaktaktak von rechts! Fünf, sechs Mann liegen da, schreien wie verrückt. Ich kriege einen Stoß und fliege in den Dreck. Schuß in den Hintern. Neben mir liegt einer mit zerschossener Kinnlade, ein anderer mit einem Schuß ins Geschäft. Der jammert wie wahnsinnig. Ich soll ihn mitnehmen, ich kann nicht. Ich verbinde ihn notdürftig und verspreche ihm wiederzukommen. Ich krieche nach links und sage dem Offizier Bescheid, daß er meine paar Mann übernimmt. Dann schlepp ich mich zurück. Mensch, was für Schmerzen! Der Franzmann trommelt auf den Bahndamm, von unserer Artillerie keine Spur. Ich reiß mich auf und über den Bahndamm! Dahinter stand der Bataillonschef immer noch mit seinen drei Offizieren und fuchtelte aufgeregt in der Luft herum. Ich mache Meldung und haue ab. Ich sage ihm noch, daß er Sanitäter schicken soll zu den Verwundeten. Vor mir läuft ein Fähnrich mit zerschossenem Oberarm. Der stützt mich ein wenig. „Hier sieht's böse aus. Morgen früh werden wir alle geschnappt." Wir humpeln weiter, Richtung Südosten. Wir kommen an einen Bahnübergang. Da saßen etwa dreißig Mann, alle verwundet und warteten auf Sanitäter. Ich kann nicht mehr weiter. Wir setzen oder legen uns auch hin, so gut es geht. Da — ein Abschuß, weit hinter uns. Unsere Artillerie! Schiuuu — hui!!! Ein ganz schwerer Brocken! Gerade auf unsere Brücke, an die obere Kante. Und die ganze Ladung herunter. Alle dreißig Mann wälzen sich und brüllen fürchterlich. Sie hatten alle Bauchschüsse.

Wir saßen auf der anderen Seite und sahen das grauenhafte Bild mit an. Ich glaube, ich habe einen Tobsuchtsanfall gekriegt, seitdem kriege ich den Koller, wenn ich einen Bumber sehe."

„Weiter!" sage ich. „Wir gehen weiter. Gleich neben der Unterführung hinter dem Bahndamm entdecke ich Unterstände. Wir kriechen hinein. Alles voll: Lauter Trainfahrer! „Menschenskinder, holt die Verwundeten, die armen Kerle verbluten sich!" — „Wir haben keinen Platz, hier kann niemand herein!"

Wir gehen weiter, die Straße biegt weiter nach Süden. Da kommt ein Sanitätsauto hinter uns. In rasender Fahrt. „Der hält nicht an", sagt der Fähnrich. — „Das wollen wir sehen!" Ich stelle mich mitten in den Weg und halt den Revolver vor. „Anhalten!" brülle ich, so laut ich kann. Der Bursche hält wirklich. Das Auto war leer! Wir rasen wie wahnsinnig nach Süden. Plötzlich hält es an. Feldlazarett; wir steigen aus.

Es war eine zerschossene Kirche. Überfüllt mit Verwundeten. In der Sakristei bei einer Talgkerze wird operiert! Kein Sanitäter zu erwischen. Der Fähnrich verbindet mich notdürftig. Es war ein Fleischschuß, Durchschuß, nicht gefährlich. Da ist eine Schwester. „Sehen Sie zu, daß Sie weiterkommen!" sagt sie, „wir können euch nicht helfen, wir haben kein Verbandszeug, kein Jod, nichts mehr." Meine Schmerzen haben nachgelassen, ich raffe mich auf, wir marschieren weiter. Nach Osten. Es wird Nacht. Wir kommen nur langsam vorwärts. Da ist Artillerie, die zurückgeht. Jetzt kommen uns Truppen entgegen. Ein furchtbares Gedränge. Die arme Infanterie versinkt im Schlamm. Dazwischen rasen Automobile durch. Wir marschieren zwischen den

verfluchten Bumbern. Ich glaube, ich habe im Marschieren geschlafen. Am Morgen wird abgeprotzt. Wir gehen noch ein Stück, auf ein Feldlazarett zu, mit den amerikanischen Farben, das sie bei unserem Vormarsch im Stich lassen mußten. Daneben ein Munitionsdepot mit französischer Munition. Ein riesiges Lazarett! Ich kriege ein Bett, ganz oben! Neben mir der Fähnrich. Wir können uns hinlegen, schlafen! Neben uns und unten alles voll Schwerverwundete!

Hier bleiben wir ein paar Tage. Wenn jetzt Flieger kommen und in das Munitionsdepot funken! Ich frage den Arzt nach einem Lazarettzug, die Eisenbahn liegt gleich daneben. Der zuckt die Achseln, „vielleicht morgen, vielleicht nächste Woche."

Und in der Nacht kamen Flieger und funken in das Munitionsdepot. Es sollen dort Gelbkreuz- und Blaukreuzgranaten gestapelt sein! Blausäure und giftige Gase! Alles rennt hinaus! Die Schwerverwundeten mit Bauchschüssen! Alles! Bloß die blieben liegen, die keine Beine hatten und jammerten und brüllten vor Angst. Mensch, was war das ein Zug, lauter Halbtote, im Hemd oder nackt oder mit einem Bettlaken um die Schultern, in der Mondnacht. Die Granaten fangen an zu explodieren, es blitzt und donnert und kracht, ein Höllenspektakel! Und die Halbtoten fangen an zu rennen und verfitzen sich in ihren Verbänden. Es wird hell hinter uns: das Lazarett brennt! Auf jeden Schritt brachen ein paar zusammen und stöhnten und bluteten. Der Straßengraben lag voll. Einer riß sich die Verbände vom Bauch und brüllte blödsinnig, er war verrückt geworden. Er lief vor uns her und schrie immer. Dann brach er zusammen und rollte auf die Seite. Mensch,

das werde ich nie vergessen können. In dem Lazarett mußten ein paar tausend Mann gelegen haben. Von allen Seiten kamen sie über die Felder nach der Straße. Wir wanderten zusammen wie ein grauenhafter Geisterzug, aber stöhnend und schreiend, die Straße entlang, neben dem Bahndamm. Es werden immer weniger. Einer setzt sich nackt in das junge Gras und fängt an zu weinen. „Mutter," jammert er, „jetzt muß ich sterben." Wir ziehen weiter. Wir lassen eine breite Spur hinter uns von Blut und Verbandszeug. Das Lazarett leuchtet uns immer noch, wie eine riesengroße Fackel. Es werden immer weniger. Zuletzt bleiben nur noch ein paar hundert Mann.

Es dämmert. Wir sehen in der Ferne einen Bahnhof. Das gibt neue Hoffnung. Wir wandern weiter: Da kommen Feldgendarmen, berittene, und halten uns auf. Warum? Der Ort ist schon überfüllt von Verwundeten. Da kommt ein Gendarmerie-Offizier und sagt: „Sie müssen umkehren, Kamerad." Er kannte mich an der Kokarde. Denn ich hatte außer meinem Hemd noch die Mütze gerettet. Ich bringe kein Wort heraus. Ich koche vor Wut, ich mochte heulen vor lauter Jammer. Die armen Kerle setzen sich stumpf ins Gras und werden still.

Die Gendarmen sind fort. Wir gehen ein Stück zurück, über den Bahndamm und kommen durch. Mit mir der Fähnrich und noch ein Mann. Wir kommen in den Bahnhof: Hier steht ein Lazarettzug!!! Mit dampfender Lokomotive!! Wir stürmen einen Wagen. Die Freude! Alles ist vergessen. Ein paar Sanitäter sehen uns scheu an und huschen vorbei. Ich gehe durch mehrere Wagen. Die Betten sind besetzt. Aber es ist noch viel Platz

zwischen den Bettreihen. Für alle, die da hinten, am Eingang des Dorfes im Gras sitzen und verbluten. Der Oberarzt kommt. „Herr Leutnant, ich darf Sie nicht aufnehmen. Ich habe die Belegschaft der Etappenkommandantur gemeldet, ich darf die Zahl nicht überschreiten." Das war zuviel. Ich ziehe meinen Revolver und sage laut und verzweifelt: „Wer uns von diesen Wagen herunterholen will, den schieße ich über den Haufen!"
In diesem Augenblick zog die Lokomotive an. Hier in Hautmont sind wir ausgestiegen."

Schlump war kein geborener Schieber. Seitdem der Gendarm bei ihm war, hatte er die Lust am Geschäftemachen verloren. Überdies glaubte er, mit seinen zehntausend Mark, die er im Futter seiner Jacke eingenäht hatte, reich genug zu sein. Er hatte jetzt etwas anderes vor, in seiner freien Zeit: er fing an zu lesen. In einem kleinen Papierladen hatte er ein Buch gefunden, das nur liederlich geheftet und auf schlechtem Papier gedruckt war. Aber der Inhalt nahm ihn gefangen und erfüllte ihn ganz. Es waren die Liebesbriefe, die Mirabeau an seine geliebte Sophie schrieb aus dem Gefängnis, das er um ihretwillen erdulden mußte. Die wunderbare französische Beredsamkeit erfüllte ihn ganz mit ihrem unzerstörbaren Glauben an das Leben, und es war ihm, als hätte er irgendwie teil an dieser Verliebtheit und ihren Qualen. Schlump machte einsame Spaziergänge am Abend und gebärdete sich wie einer, der über die Maßen verliebt ist. Dabei

wußte er gar nicht einmal, in wen er verliebt war und was ihn so glücklich und unglücklich machte. Er war so vertieft in sich selber, daß er gar nicht merkte, welch süße Blume dicht bei ihm blühte, die ihm gerne ihren Duft geschenkt hätte. In seinem Hause wohnte eine ganz junge, kleine Wallonin, mit schwarzem Haar und braunen Augen, großen braunen Augen und mit frischen roten Backen und schönen Zähnen. Sie hatte einen kräftigen schönen Körper und kleine Füße mit schlanken Knöcheln. Sie stammte aus einem Dorf ganz in der Nähe und bediente das Haus, zwei alte Leute und Schlump. Er legte ihr jeden Sonnabend vier Franken auf den Tisch, die sie erst nicht nehmen wollte, obwohl sie arm war wie eine Kirchenmaus. Das Fenster seiner Stube ging hinunter auf einen engen, häßlichen Hof, wo sie oft hin- und wiedergehen mußte. Von diesem Hof aus war eine Leiter an sein Fenster gelehnt, vielleicht weil sonst nirgends ein Platz für sie zu finden war. Einmal, als Schlump versonnen am Fenster stand, blieb sie unten stehen und fragte ihn, ob es ihm gut ginge. Er bejahte es und erkundigte sich zerstreut und höflich nach ihrem Wohlbefinden. Sie schüttelte traurig den Kopf und ging. Schlump vergaß es, sie nach dem Grund ihres Kummers zu fragen. Ein paar Wochen später kam sie herein zu ihm und machte sich zu schaffen. Er las gerade seine Liebesbriefe und wollte nicht einmal aufsehen. Da trat sie hin zu ihm, zeigte auf sein Buch und sagte ärgerlich: „Toujours vos poésies!“ Er lachte und fragte, ob sie denn gar keine Freude an Liebesbriefen hätte. Sie sagte nein und wollte wieder gehen. An der Tür blieb sie stehen. Schlump wünschte höflich zu sein, und um noch etwas zu sagen, fragte er

sie, ob sie denn noch niemals geliebt hätte. „Oh, doch", seufzte sie. „Wann denn?" — „Jetzt." — „Dann haben Sie wohl einen Schatz und können ihn nicht sprechen?" — „Ja, so ist es." — „Nicht einmal schreiben dürfen Sie?" — „Doch, ich gehe alle Sonntage an die Grenze der Kommandantur, dann kommt er, wir sprechen eine Weile zusammen, dann gibt er mir einen Brief, und ich . . ." — „Na, und Sie, Sie geben ihm Ihren Brief?" — „Ja, Monsieur, ich kann nicht so gut schreiben wie er, und ich schäme mich immer so, wenn ich ihm meine schlechten Briefe geben muß. Sie können das gewiß recht gut, da Sie ja immer so viel lesen?" — „Das weiß ich nicht, aber dies würde Ihnen doch auch nichts nützen. Oder soll i ch Ihnen die Briefe schreiben?" — „Ja, Monsieur, ja, tun Sie das, setzen Sie mir einen Brief auf, ich komme morgen früh und hole ihn."
Schlump lachte, es kam ihm recht spaßig vor, daß er für ein junges hübsches Mädchen Liebesbriefe schreiben sollte. Aber er tat es gerne. Es kam ihm vor, als müßte er sich etwas vom Herzen herunterschreiben, das ihn sonst ersticken würde. Und am Abend setzte er sich hin und schrieb. Er merkte gar nicht, daß er dabei den armen Mirabeau bestahl, es war ihm, als käme ihm alles aus tiefster Seele. Es fiel ihm nur schwer, sich das rechte Maß aufzuerlegen. Denn er mußte ja so tun, als ob alle diese glühenden Worte aus dem verschämten Herzen eines jungen, sehr jungen und sehr schönen Mädchens kämen (er hatte sie noch gebeten, ihm einen Brief von ihrem Schatz zu zeigen, damit er wüßte, wie weit ihre Herzen schon einig wären. Aber sie mochte nicht, sie wurde rot dabei und sagte immer nur, daß sie sich sehr, sehr liebten). Am Morgen holte sie den Brief ab.

Am Mittag bedankte sie sich bei ihm und schien sehr zufrieden zu sein. Nach ein paar Tagen kam sie schon wieder, und dann kam sie immer öfter, und Schlump wunderte sich, wo sie die Zeit hernahm, um so oft an die Kommandanturgrenze zu laufen. Er hielt es ihr vor, und sie meinte, ihr Schatz wäre jetzt drüben beim Apotheker, aber sie dürften nicht miteinander sprechen, sonst redeten die Leute darüber.

Aber diese eifrige Schriftstellerei half dem armen Schlump wenig. Sie klärte ihn nicht darüber auf, in wen er eigentlich verliebt sei; im Gegenteil, sie schürte das Feuer nur noch mehr, ohne ihm das Meer zu zeigen, worin er diese Glut hätte löschen können. Es war eine selige, verliebte Zeit, und es fehlte ihm nichts als die Geliebte, um ihn über alle Maßen glücklich oder unglücklich zu machen.

Deswegen vergaß ihn die nüchterne Wirklichkeit nicht. Eines Tages kam der Befehl, daß er abgelöst sei, daß er abzurechnen hätte und daß er dann frühmorgens um vier Uhr sich nach Bohain in Marsch setzen sollte, um sich dort bei der P. Ü. St., der Postüberwachungsstelle, zu melden. Schlump war sehr erstaunt. „Vielleicht", überlegte er, „ist etwas bekannt geworden von den falschen Scheinen, oder von meiner Heldentat im Soldatenheim, wo sie den dicken Major verhauen haben."

Die paar Tage waren bald vorbei. Ein Zahlmeister von der Hauptwechselstube war gekommen und hatte mit ihm abgerechnet, und am frühen Morgen, um drei Uhr, stand Schlump auf, um sich in Marsch zu setzen. Er hatte alles schon gepackt, nahm seinen Tornister und ging hinunter. Er mußte durch ein kleines Zimmer,

um auf die Straße zu gelangen. Er tappte nach der Tür und öffnete. Da stand Gabriële, die schöne Wallonin, im Nachthemd vor ihm. Und plötzlich umarmte sie ihn und küßte ihn und weinte, daß ihm ganz angst wurde. Nach einer geraumen Weile brachte sie endlich ein paar Worte heraus: „Vous l'avez trouvée? Hast du ihn gefunden?" — „Was denn?" — „La bague, den Ring!" — „Nein", sagte Schlump erstaunt. Sie eilte hinauf in sein Zimmer, leise wie eine Katze und brachte etwas herunter. Ein Ring war es, fein eingewickelt, aus Kupfer und mit einem grünen Herzen. Sie stand vor dem Licht, das durch ihr Hemd hindurchschien, und hatte Tränen in den Augen und lächelte ihn an, und Schlump sah auf einmal, wie schön sie war. Er schloß sie in die Arme, der Tornister polterte herunter, und war ihr so gut, als man sich nur vorstellen kann, wenn man das Feuer seiner Jugend bedenkt, das lichterloh in ihm brannte.
„Und die Liebesbriefe?" fragte er nach ein paar Stunden.
„Die hab ich mir alle aufgehoben", flüsterte sie an seiner Brust, und die Kerze flackerte ein wenig und warf neugierige und lüsterne Lichter auf ihren Körper. —
An diesem Morgen konnte sich Schlump nicht vor acht Uhr in Marsch setzen.

Schlump fuhr nach Südwesten. Er sehnte sich noch immer, er dachte an die schöne Wallonin zurück und spürte noch ihre Küsse. Aber er wußte genau, daß sie es nicht war, nach der er sich gesehnt hatte.
Er unterhielt sich mit den Kameraden, die von der

Front kamen und nach der Front fuhren. Neben ihm saß einer, der von seiner Kompagnie fortgelaufen war, weil er den ewigen Dreck satt hatte. Er fuhr von einer Sammelstelle zur anderen und ließ sich verpflegen. Die Ausrüstung verkaufte er in Belgien, wo jedes Monturstück seinen festen Preis hatte. „Jetzt geh ich zu meiner Kompagnie zurück, jetzt mach ich den Krempel wieder eine Weile mit, ich habe mich ein paarmal ordentlich sattgefressen und ein paar Wochen nischt gemacht. Der Feldwebel wird die Schnauze gehörig aufreißen, aber damit ist die Sache geregelt, die sind ja froh, wenn wir wiederkommen. Was wollen die denn auch mit uns machen? Schlechter wie Schützengraben geht's ja gar nicht."

Schlump stieg in Bohain aus. Die Postüberwachungsstelle lag in einem großen, roten Haus, nicht weit vom Bahnhof. Er meldete sich beim Hauptmann. Der ließ ihn hinter seinem Rücken stramm stehen und sagte ihm von seinem Schreibtisch aus, daß er sich beim Unteroffizier Jolles melden sollte. Der drückte ihm dann ein Paket Postkarten mit roten Zehnpfennigmarken in die Hand und wies ihm ein Zimmer an, in dem schon zwei Mann saßen, die auch solche Karten vor sich liegen hatten. Diese Postkarten waren alle von ungeschickter Hand geschrieben, in französischer Sprache. Es waren Bauernfrauen, die ihrem Sohn oder Gatten auf der anderen Seite der Front mitteilten, daß die rote Kuh wieder Milch gibt, daß die Kalbe von der Gelben trächtig ist und daß sie alle gesund seien. Sie hoffen, daß der schreckliche Krieg, dieses Unglück, bald zu Ende sei und daß sie dann wieder zusammen schaffen könnten. Schlump las sie alle durch, seine Karten, auf jeder stand

dasselbe. Er machte sein Zeichen drauf und gab sie weiter.

Er gewöhnte sich bald ein. Der Unteroffizier Jolles, der aus Köln stammte, war ein gemütlicher und gutmütiger Kerl und wurde sein Freund. Sie führten ein bequemes und behagliches Leben. Von Westen her, von der Front tönte bei gutem Wetter der Kanonendonner herüber und erinnerte sie daran, daß dort täglich tausende von jungen Menschen auf grausamste Weise ums Leben kamen. Man mußte sich daran gewöhnen, solche Gedanken fernzuhalten.

Am Morgen um acht Uhr stand er auf. Er war in einem jener einfachen Arbeiterhäuser einquartiert, die nur aus guter Stube und Küche bestanden. In jeder dieser beiden Stuben gab es ein Bett. Auf dem Bett in der Guten Stube lag ein vornehmes Plumeau über den Decken. Hier schlief Schlump. Und in der Küche, in dem breiten buntüberzogenen Bett schlief das brave und friedliche Ehepaar. Die Tür dazwischen stand Tag und Nacht offen. Gegen halb neun Uhr morgens kam Jolles herunter — der ein paar Häuser weiter oben wohnte, kurz bevor die Straße in den Friedhof mündete — und rief: „Schlümpche, Jüngesche, wir wolle Kaffee trinke." Dann tranken sie bei Jolles Kaffee oder Schokolade, und um neun Uhr gingen sie durch die kleinen Gärten hinter den Häusern hindurch in den Dienst. Um elf Uhr kam Jolles in sein kleines Zimmer (er hatte Schlump ein eigenes kleines Bureau verschafft), setzte sich auf den Tisch und beriet mit ihm das Mittagessen. Schlump holte aus einem kleinen Tapetenschrank einen Schnaps und bot seinem Freunde eine Zigarre an. Um zwölf Uhr gingen sie essen. Sie

hatten ein kleines Kasino, wo vorzüglich gekocht wurde. Denn Jolles hatte famose Beziehungen. Er kannte die Schlächter in der Etappenschlächterei, die Bäcker in der Etappenbäckerei und die Schreiber in den Magazinen. Überall bekam er die besten Bissen. Eine Französin kochte nach französischer Küche für Jolles und Schlump. Ein deutscher Koch sorgte für die Ordonnanzen, für die Registratur und die Schreibstube. Der Hauptmann aß im Offizierskasino mit noch einem Hauptmann und einem alten Major zusammen. So war alles auf's Beste geregelt, und der Krieg konnte noch lange dauern. Nach dem Essen ruhten sie bis drei Uhr. Um diese Zeit nahmen sie einen kleinen Imbiß ein, eine Tasse Schokolade und frische Erdbeeren, die der Friedhofsgärtner lieferte. Dann arbeiteten sie zwei Stunden im Bureau, und jetzt kam der wichtigste Teil des Tages: Der Abend. Das Abendbrot wurde bei Jolles eingenommen und bestand aus allen Leckerbissen, die Jolles nur irgend auftreiben konnte und die er oft selber mit höchster Kunst bereitete. Alle seine Lieferanten mußten ihr Bestes hergeben zu diesem feierlichen Zwecke. Hierauf stellte man ein kleines Tischchen vor die Tür, das man weiß deckte, holte Klubsessel herbei und trank eine vorzügliche Flasche Wein, weißen Bordeaux oder roten Burgunder. Manchmal luden sie ein paar Schauspieler zu sich ein, die in der Etappe herumliefen, um den Offizieren das Leben leichter zu machen. Für ein gutes Abendbrot kamen sie zu den Freunden und kasperten ihnen etwas vor.

Jolles liebte den Wein wie sein Leben. Er war etwa fünfzehn Jahre älter als Schlump, hatte rote Haare und kein Glück bei den Frauen. Sie plauderten oft

bis in die Nacht hinein, und es fehlte nichts zu ihrer Seligkeit, fast nichts. Und das wenige, was noch fehlte, sollte Schlump beizeiten finden.
So lebten sie getrost dem Sommer entgegen.

Jeden Morgen, wenn Schlump aus der Haustür trat, grüßte er die hübsche Louise, die drüben die beiden Stufen vor ihrem Hause fegte. Ihre Mutter war tot, der Vater ging zeitig in der Frühe zur Arbeit und kam spät am Abend zurück. In der vorderen Stube hatte sie einen Hilfsdienstpflichtigen einquartiert, einen alten Knaben mit rotem Gesicht und einer Shagpfeife im Mund, der sehr stolz auf seine schöne und junge Quartierwirtin war und ein Auge zukniff, wenn er bei seinen bejahrten Kollegen mit ihr renommierte. Es war kein Zweifel, daß sie ihn alle um die hübsche, junge Louise beneideten.
Sie trug blaue Strümpfe und ein sehr kurzes Röckchen, sie war blond wie ein Gretchen und hatte herrliche dunkelblaue Augen, die zu den Strümpfen paßten. Sie dankte ihm jedesmal freundlich für seinen Gruß, und Schlump mußte immer an seine Heimat denken, wenn er ihr in die Augen schaute. Sie kam oft herüber und stöberte in seinen Büchern herum und unterhielt sich viel mit seiner Wirtin, die auch noch nicht alt und auch blond, aber sehr häßlich war.
Am Abend, ehe er zu Jolles hinaufging, pflegte Schlump eine Weile mit der hübschen jungen Louise zu plaudern. Sie blieb dann noch lange stehen vor ihrer Tür, und Schlump, der oben bei Jolles vor dem Hause seinen

Wein trank, sah ihre weißen Arme durch den Abend schimmern.

Einmal ging Schlump nicht hinauf zu Jolles. Er saß bei der hübschen jungen Louise im Zimmer. Sie zeigte ihm ihr schmuckes Gärtchen, das hinter dem Häuschen lag, und von einer hohen Mauer geschützt war, und dann zogen sie sich in die kleine Küche zurück, aus der das liebe Kind ein molliges, schmuckes Nest gemacht hatte. Sie war sauber wie eine Katze, ihr kleines weißes Bettchen stand an der Wand und duftete nach frischer Wäsche wie ein junges Mädchen. Der Vater schlief schon oben in der Kammer, es war ganz still. Die Tür zum Garten stand auf und ließ die dunkelblaue Nacht hereinträumen mit ihrem berauschenden Hauch. Die Grillen zirpten laut, als wollten sie alle Lauscher betäuben, ein sanfter, leiser Wind erhob sich draußen, huschte herein und wehte ihm ihr Haar um den Mund.

Sie stand auf, schloß die Tür und machte Licht. Der Zauber war vorbei. „Ich wollte Ihnen meine Bücher zeigen", sagte sie. Und sie wies ihm eine Reihe schöner alter Bände, die in Leder gebunden waren und deren Goldschnitt an vielen Stellen schon verblaßte. Es waren Bände aus der Zeit Voltaires, wie man sie in Paris an dem Quai der Seine oft noch für billiges Geld kaufen kann. Schlump nahm einen Band heraus und blätterte darin herum: die „Contes" von Lafontaine. Das Papier zeigte an manchen Stellen braune Flecken, die das Alter verrieten. Die gereimten Erzählungen waren mit Stichen geschmückt von Dorée, der ja die Liebe wie kein anderer zeichnen konnte. Sie setzten sich zusammen auf einen Stuhl und fingen an zu lesen.

Sie lasen die Geschichte von dem Mädchen, das nichts so sehnlich wünschte, als einmal eine ganze Nacht lang die Nachtigall schlagen zu hören. Und Schlump ließ sich die Worte erklären, die er nicht verstand oder die er gerne von ihr hören wollte. Dann beschauten sie das schöne Bild, das Meister Dorée daneben gezeichnet hatte: Die Mutter schaute entsetzt durch die Tür auf den Balkon, wo die Tochter schlief, und der Onkel daneben beschwichtigte sie mit verständigem und verschmitztem Gesicht. Denn das lose Mädchen lag da mit dem Geliebten, es war heller lichter Tag, und sie hatten die Decken zurückgeschoben, um Kühlung zu suchen. Sie hielt aber die Nachtigall in der Hand, die sie in der Nacht gefangen hatte.

Die hübsche junge Louise zitterte ein wenig und löschte das Licht aus. Denn Schlump sollte nicht sehen, daß sie rot geworden war. Aber die Grillen draußen zirpten jetzt so laut, daß das ganze Stübchen erfüllt war, und die Blumen hatten soviel Duft verströmt, daß es ihnen schien, als hörten sie die Nachtigallen singen. Ihre Herzen aber pochten, und ihre Jugend verzauberte sie in ein Paradies, das aus lauter Seligkeiten geschaffen war und in dem tausend Nachtigallen ihr schluchzendes, verliebtes Lied schlugen. — — —

gute Kind sprang heraus aus dem Bett und warf sich etwas über (denn sie hatten es den Liebenden in der Fabel nachgemacht), Schlump raffte seine Kleider auf, und beide eilten hinunter in den Keller. „Wenn jetzt mein Vater kommt!" fuhr es ihr heraus. „Und der Alte!" stammelte Schlump. — „Oh, der Alte, der ist so schwerhörig, aber mein Vater, oh, Gott!" Die arme Louise sah sich entsetzt und ratlos um. In der Ecke stand eine gewaltige Bettkiste, die etwa zwei Meter lang sein mochte. Man hatte sie heruntergeschafft, als der Vater in der Kammer schlafen mußte. Sie hob den schweren Deckel auf, und Schlump stieg hinein.

Es lag ein Federbett darin, und Schlump fühlte sich mollig und warm. Durch die Spalten in den Brettern konnte er die Louise sehen. Sie hatte seine Kleider versteckt und ein Licht angebrannt, das immer im Keller bereit stand. Sie kauerte sich neben die Bettkiste und hielt die Kerze in der Hand.

Aber der Vater kam nicht, die Sirenen senkten ihren gellendhohen Schrei herunter zu einem tiefen Baß und verschwiegen schließlich ganz. Die hübsche Louise fing an zu frieren. Sie löschte das Licht aus und öffnete die Kiste und kam zu Schlump hereingestiegen, leicht wie eine Fee. „Ich gehe nicht erst hinauf in die Küche," sagte sie, „es könnte doch sein, daß die Flieger wiederkommen." — „Und wenn dich dann dein Vater nicht findet?" — „Oh, dann denkt er, ich bin bei der Nachbarin, denn wir haben ein Loch durch die Kellerwand gegraben; deswegen mußt du auch ganz leise sprechen."

Es war herrlich in der Bettkiste, und bald schliefen sie ermüdet ein. Sie schliefen fest und lange. Die Stunden vergingen, und die Sonne stieg im Osten in

die Höhe. Aber sie vermochte nicht, in den Keller zu dringen, um die Schläfer zu wecken. Und sie stieg höher und höher. —

Jolles suchte an diesem Morgen seinen Freund vergeblich. Er beunruhigte sich, denn schon am Abend hatte er ihn ja vermißt. Auch die Nachbarin, eine junge Witwe, die neben Schlump wohnte, wurde aufmerksam und machte sich mit auf die Suche. — —

Als die beiden Schläfer in der Bettkiste munter wurden, hörten sie Stimmen im Keller neben sich. Sie rührten sich nicht und schauten entsetzt durch die Ritzen. „Ich habe Monsieur gestern Abend herübergehen sehen, aber er ist nicht zurückgekommen, denn ich hätte ihn hören müssen, da ich schlecht zu schlafen pflege", sagte die junge Witwe. Jolles brummte etwas vor sich hin. „Oben stehen ja auch seine Schuhe neben den Pantöffelchen von Mademoiselle Louise, sie können doch nicht barfuß davongelaufen sein", meinte die junge Witwe wieder. Auf einmal stellte sich Jolles vor die Witwe hin und sagte ihr laut ins Ohr: „Madame, gehen Sie nicht dorthin in die Ecke, damit Sie nicht erschrecken. Die beiden haben sich gehenkt!" Da schrie die Witwe auf und entfloh. Jolles aber trat an die Kiste und sagte: „Macht rasch! Ich stelle mich inzwischen vor die Tür und lasse keinen Menschen herein!"

Ein Strumpf, der unter dem Deckel hervorschaute, hatte dem braven Jolles das Signal gegeben. Sie zogen sich in höchster Eile an. Dann kletterten sie über die Gartenmauer, die hinaus aufs Feld führte. Sie waren ein ganzes Stück durch Büsche gedeckt. Dann eilte Schlump ins Bureau und die hübsche junge Louise zu ihrer Muhme, die am anderen Ende der Stadt wohnte und

alt und taub war. Nach einer Weile kam Jolles ins Bureau und lachte, daß ihm die Tränen kamen.
Am Abend kehrte Louise wieder heim, als ob nichts geschehen war.
Der Alte mit der Shagpfeife mußte doch Wind gekriegt haben. Denn er nahm Schlump beiseite und beschwor ihn, zu schweigen wie ein echter Kavalier. „Denn die Louise ist ein anständiges Mädchen", sagte er.
Von jetzt ab besuchte Schlump die blonde Louise alle Abende. Aber er wartete erst, bis die Flieger vorüber waren, die pünktlich um Mitternacht über das Städtchen flogen, um im benachbarten Busigny ihre verderblichen Eier auf den Bahnhof niederzulegen. Das bedeutete für Schlump immer eine schlimme Prüfung seiner Geduld.

Die Deutschen versuchten ihr Heil noch in mehreren Offensiven, die alle dasselbe Schicksal hatten. Die braven Infanteristen kamen ein ganzes Stück vorwärts. Aber der Nachschub versagte. Das große Unternehmen war nicht zu Ende gedacht, und so mußten unzählige junge Menschen einen furchtbaren, entsetzlichen Tod sterben.
Auch durch Bohain kamen unerhörte Massen von Verwundeten, solche die laufen konnten und nur leicht verwundet waren. Die anderen mußten elend zugrunde gehen oder am Wege sterben. Auch Gefangene wurden in Bohain eingeliefert und in großen Lagern gesammelt. Die Engländer für sich und die Franzosen für sich, weil sie sich nicht vertrugen. Schlump wurde zu den

Franzosen gerufen, um zu dolmetschen. Die Einwohner des Städtchens hatten für ihre gefangenen Landsleute Kleider und Wäsche gesammelt, obwohl sie selber kaum genug auf dem Leibe hatten. Schlump sollte vermitteln und dafür sorgen, daß bei dieser Gelegenheit keine Spionage getrieben wurde. Die Poilus sahen genau aus wie unsere Frontlandser, sie hatten die Nase voll und sagten nicht viel. Sie wären lieber heute als morgen nach Hause gegangen, um ihr Brot auf friedliche Weise zu verdienen. Aber einer unter ihnen fiel auf. Er führte das große Wort, er war vorzüglich gekleidet und gut genährt, und man sah ihm keine Strapazen an. Es war der Sohn eines Seidenfabrikanten aus Lyon, der bloß einen Transport Feldschienen an die Front gebracht hatte und dabei von der Offensive überrascht und geschnappt wurde. Er war voller patriotischer Begeisterung und bedauerte Schlump, daß er noch an einen Sieg der Deutschen glaubte. (Schlump war seiner Sache gar nicht so sicher, aber er wollte es dem Prahlhans nicht zeigen.) Er erzählte von den Amerikanern, welche jeden Tag riesige Mengen von Geschützen und Autos, Munition und Soldaten ausluden. „Sie legen jetzt eine schnurgerade Bahn nach Osten an, acht Geleise nebeneinander. In ein paar Wochen seit ihr erledigt", sagte er. — „Ihr tapferen Franzosen," meinte Schlump, „ihr müßt die ganze Welt zusammenholen, um den einzigen Deutschen zu besiegen. Und darauf bilden sie sich auch noch einen Haufen ein." Sie stritten sich noch lange herum. Sie kamen darauf zu sprechen, wer den Krieg angezettelt hätte und wofür man jetzt überhaupt noch kämpfte, und schließlich sagte der Franzose: „Hört mal zu, bei uns erzählt man da

eine hübsche Fabel, die euch die Ursache und den Ausgang des Krieges deutlich zeigen wird."
Und er fing an, mit großer Beredsamkeit und mit vielen Gebärden zu erzählen:
„Zwei Hühnerfamilien lebten auf einem großen Hof, der einem großen Bauern gehörte. Sie waren durch einen hohen Drahtzaun getrennt, damit sich die Rassen nicht mischten. Der eine von den Hähnen lebte ruhig mit seinen Hennen und lockte sie, wenn er ein Korn gefunden hatte. Er begrüßte jede, die ihr Ei gelegt hatte mit stolzen Kratzfüßen und vielem Gegacker. Der andere rannte immer am Zaun entlang und sträubte die Federn und schlug mit den Flügeln und reckte den Hals und sperrte den Schnabel auf, als wollte er den braven Nachbar vertilgen. Eines Tages, als die Sonne besonders hell und freundlich schien, war der böse Hahn über den Zaun geflogen und über den friedlichen Bruder hergefallen. Der überfallene Hahn, der gerade einen Regenwurm gefunden hatte und nicht entfernt an einen Krieg dachte, wurde übel zugerichtet. Sein Kamm blutete schon, und ein Auge war ihm bereits ausgehackt, so daß er nur noch die halbe Welt sehen konnte. „Du," rief er erbittert, „jetzt sollst du spüren, wer der Stärkere ist!" Und er ging mit Todesverachtung auf den Eindringling los und versetzte ihm einen Hieb mitten auf die Stirn, der diesen zu Boden streckte. Dann setzte er ihm den Fuß auf den Leib, damit sich der Überwundene nicht wieder erheben sollte. Dieser öffnete nach einer Weile die Augen und sagte mit matter Stimme: „Siehst du, Bruder, ich liege wehrlos in deiner Gewalt und habe keine Kraft mehr zum Kampfe. Güte und Liebe sind die schönsten Gaben,

mit denen der Schöpfer uns arme Tiere ausgestattet hat, damit wir zeigen, daß wir seiner würdig sind. Du wolltest diese Gottesgabe nicht verachten und einem Gegner verzeihen, der hilflos am Boden liegt." — „Du hast recht," erwiderte der Sieger, „Gott, unser Herr, hat uns die Einsicht gegeben, auf daß wir unseren Nachbar in Frieden leben lassen. Er hat uns aber die Sporen und Krallen gegeben, damit wir uns schützen vor Räubern und Dieben." Mit diesen Worten versetzte er ihm den Todesstoß, „denn", sagte er, „wer bürgt mir dafür, daß er mich morgen nicht wieder überfällt, wenn ich ihm heute verzeihe?" " — —

Der Franzose sah sich triumphierend um im Kreise und setzte sich hin.

„Wir sind nicht so geschickt im Fabulieren," meinte Schlump, „aber bei uns wird auch eine Geschichte erzählt, die auf den Fall paßt.

Hört zu: Die Geschichte vom armen Boch.

In einem Dorfe, nicht weit von meiner Heimatstadt, lebten drei Bauern: Boch, Foch und Tim. Boch war noch jung und hatte sein Erbe, das ihm der Vater in verwahrlostem Zustande hinterließ, durch unermüdlichen Fleiß und große Tüchtigkeit hochgebracht. So kam es, daß er Sonntags mit großem Stolz durch das Dorf fuhr und vielleicht etwas über die Gebühr mit der Peitsche knallte. Das ärgerte Foch, seinen Nachbar, über die Maßen, denn er war sehr eitel und wollte gerne der einzige sein, der so gut mit der Peitsche knallen konnte. Am giftigsten aber war Tim, der reiche Mühlenbesitzer, ein großer Gauner, der gern die Bauern alle in seinen Sack gesteckt hätte. Er ging zu Foch und hetzte ihn gewaltig auf. Boch hatte schon lange gemerkt,

daß sie die Köpfe zusammensteckten und ihm übel wollten. Aber er machte sich nichts daraus.
Eines Sonntags, als er wieder mit seinen Braunen durch das Dorf fuhr, sah er sie am Eingang stehen, und es entging ihm nicht, daß jeder einen Stein in der Hand hielt. „Die wollen mich hinterrücks mit ihren Steinen totschlagen", dachte er. Und um ihnen zuvorzukommen, schlug er dem nächsten mit der Peitsche ins Gesicht, daß er blutüberströmt zusammenbrach. Das war aber Foch. Tim, der dahinterstand, ließ seinen Stein fallen und nahm seine Beine unter die Arme und rannte mit großem Geschrei in das Dorf hinein. Er berichtete rasch und entrüstet die schlimme Tat des bösen Boch und holte alle Bauern des Dorfes heran, denn alle waren ihm zinspflichtig. Sogar vom Nachbarhof kamen welche gelaufen, die da hofften im Trüben zu fischen. Sie fielen alle über den armen Boch her. Der wehrte sich wie ein Held, mit übermenschlicher Kraft schlug er nach allen Seiten. Aber es waren zuviele. Man stellte ihm rücklings ein Bein, er stolperte, stürzte und alles schlug auf ihn ein und plünderte ihn aus bis aufs Hemd. Foch aber, der sich inzwischen erholt hatte, stellte seinen Fuß auf den Leib des armen Boch und setzte sich in Positur. Er zwirbelte an seinem Schnurrbart und klirrte mit den langen Sporen, als wollte er sagen, ich bin doch der forscheste Kerl in der ganzen Welt. Inzwischen aber teilte Tim die Beute.
Die Zeit verging und Boch wurde bald wieder gesund. Das Vieh war ihm aus den Ställen geraubt und die Truhen erbrochen. Aber er fing wieder an, zäh und unermüdlich zu arbeiten. Und da er den Mut nicht sinken ließ, kam er nach Jahren wieder zu Wohlstand

und Ansehen. Er fuhr jetzt nicht mehr mit der Peitsche durch das Dorf, aber die Leute machten ihm Platz und grüßten ihn, denn sie hatten Hochachtung vor ihm und fühlten sich alle etwas in seiner Schuld. Foch und Tim aber sollen sich zu Tode geschämt haben."
Als Schlump fertig war, schwiegen sie alle. Hinten in der Ecke saß ein alter Bretone mit zerfetzter Uniform, der sich die Pfeife stopfte; er las die Tabakkrümchen sorgfältig auf den Rockschößen und auf den Hosen zusammen und sagte vor sich hin: „Wie sie alle lügen können!"

Es war längst wieder Sommer geworden, und die Kanonen donnerten noch immer. Schlump ging manchmal zwischen den Feldern spazieren, an blühenden Gärten vorbei, und spürte die Trauer, die auf allen Menschen lag, denen er begegnete. Aber er war jung, und das Lied der Lerchen machte ihn froh und selig und weckte die alte Sehnsucht, die er schon aus Hautmont mitgebracht hatte. Ihm war es zumute, als käme jemand hinter ihm her, mit weichen Schritten, und rief ihn leise und zart beim Namen. Und wenn er innehielt und lauschte, dann hörte die Stimme auf zu rufen, und wenn er sich umwandte, dann spürte er sie wieder hinter sich, als wollte sie ihn narren. Dann ging er weiter und lächelte ein wenig und streifte das reifende Korn mit seinen Fingern. Er sprach mit niemanden darüber, und wenn er mit Freunden zusammen war, dann hatte er es selbst vergessen.
Einmal kam er auf dem Rückwege an der Kirche vorbei,

deren Tür gerade offenstand. Die Orgel brauste heraus, und Schlump blieb stehen. Ein paar Kinder spielten in der Nähe, und die Sonne wärmte den stillen Platz; große Fliegen schliefen an der weißen Mauer unter den bunten Kirchenfenstern, und hinter ihm zankten sich die Spatzen. Schlump trat ein. Es dauerte lange, bis er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Er setzte sich in einen kleinen Stuhl neben der Nische und sah sich um. Er war ganz allein, nur die Orgel brauste durch den hohen Raum. Ein starkes Bündel gelber Sonnenstrahlen fiel schräg an der Kanzel vorbei, und unzählige Fünkchen spielten drüben mit dem glänzenden, vergoldeten Schwert des Erzengels Michael. Vor ihm, an dem dicken Pfeiler, stand die Jungfrau von Orleans auf einem Konsol, mit ihrer weißen Fahne und dem Helm, auf dem eine goldene Lilie glänzte. Blonde Locken quollen darunter hervor und fielen auf die Schultern herab. Schlump sah ihr in die braunen Augen und liebkoste ihren feinen Mund und ihre schönen Arme und ihre feinen, schmalen Finger. Es war ihm zumute, als hätte er sie schon gesehen, als hätte er mit ihr schon einmal Worte getauscht, die aus dem Herzen kamen, die ihn tief berührten. Er war müde und lehnte den Kopf an die hohe Lehne des Bettstuhles Die Orgel über ihm dröhnte und füllte alles mit ihren ernsten und unheimlichen Akkorden, als wollte sie ihm vom Tod sprechen und von der Verdammnis. Schlump sah sich wieder im Schützengraben, und um ihn herum lagen die Toten in ihrem Blut. Sie lagen auf dem Bauch und hatten ihre Gesichter herumgedreht, um ihn anschauen zu können. Er floh vor ihnen, aber immer mehr solche grünen Gesichter stierten ihn an, über

gräßlich verstümmelte Leiber mußte er stolpern, überall vor ihm zerfiel die Erde und legte die Massengräber bloß, in denen sie zu Tausenden moderten und faulten. Er mußte hindurchwaten, manche regten sich noch, denn sie waren lebendig begraben worden, aus manchen krochen die Würmer heraus und an seinen Stiefeln empor. Sterbende kamen ihm entgegen mit gräßlichen Verwundungen, um sich vor seinen Füßen niederzulegen. Schlump stöhnte. Er wollte fliehen, aber sie hängten sich an ihn, und er mußte sie mit sich fortziehen. Er schlug um sich — da hörte er eine feine, leise Stimme rufen. Er sah auf: Die Jungfrau von Orleans war heruntergestiegen, sie hatte die Fahne an den Pfeiler gelehnt und den Helm abgesetzt. Sie lächelte und reichte ihm die schöne Hand. Da erkannte er sie. Die Johanna war es, mit der er in der Heimat so schüchtern gesprochen hatte. „Ich bin schon immer hinter dir hergegangen und hab dich gerufen," sagte sie, „aber du hast mich nicht erkannt. Weißt du noch, wie der Krieg ausgebrochen ist, da hast du mich geküßt unter den Kastanienbäumen. Aber du wolltest nicht mit mir tanzen. Und weißt du noch, wie ich dir einen Brief ins Lazarett geschickt habe, in meiner Herzensangst? Weißt du noch, wie wir zusammen gesprochen haben, auf der Straße? Siehst du, ich habe immer für dich gebetet, damit du nicht schlecht würdest. Ich bin oft hinter dir hergegangen und hab dich gerufen, aber du hast mich nicht erkannt." Da neigte sich die heilige Johanna zu ihm und küßte ihn. Dann entzog sie ihm ihre Hand und setzte ihren Helm auf und nahm ihre Fahne.

Und als Schlump erwachte, stand sie wieder an dem

Pfeiler auf dem Konsol. Aber es schien ihm, als ob sie noch ein wenig lächelte, wie in seinem Traum.
Die Orgel hatte aufgehört zu spielen. Und der Organist kam polternd die Treppe herunter mit seinen Stiefeln. Es war ein Soldat in grauer Uniform. Er trug eine Binde um den Kopf.
Schlump ging hinaus. Die Sonne war untergegangen. Er stiefelte nach Hause, halb noch im Traum, wie ein Kind, dem zu Weihnachten beschert wurde. Am Abend setzte er sich hin und schrieb einen Brief an die Johanna. Er schrieb bis tief in die Nacht hinein. Neben ihm lag schon ein ganzer Haufen zerknülltes Papier. Endlich schien er zufrieden zu sein, er stand auf und las im Stehen seinen Brief noch einmal durch:

Liebe Johanna!

Ich muß immer an Dich denken. Weißt Du noch, wie wir uns auf der Straße verabschiedet haben, wo ich kein Wort herausbrachte? Wenn Du keinen anderen hast, wenn Du mich noch lieb hast wie damals, als Du mir den Brief ins Lazarett schriebst, dann, liebe Johanna, schreib mir gleich wieder einen solchen Brief. Denn ich habe große Sehnsucht nach Dir. Ich muß immer an Dich denken. Wenn Du aber einen anderen lieb hast, dann schreib mir nicht, weil ich dann furchtbar traurig bin.

Sei herzlich gegrüßt von
Deinem Schlump.

Von jetzt ab ging Schlump oft in die Kirche und setzte sich hin zur heiligen Johanna, die ihn immer mit ihren guten Augen anlächelte.

Nach ein paar Tagen schon kam ein Brief aus der Heimat, der ihn zum glücklichsten aller deutschen Soldaten machte.

Sie wechselten ab, jeder mußte einmal die Schreibstube übernehmen und die Berichte machen an das Große Hauptquartier und die Meldungen schreiben an die Etappeninspektion. Schlump war gerade an der Reihe. Er saß ganz allein im Bureau und guckte zum Fenster hinaus. Da ging die Tür auf, und es trat einer herein mit der Landsturmuniform, ein ganz langer, dürrer, schwarzer. Er hieß Gack und war 28 Jahre alt, stammte aus Schwaben und war Student in Zivil. Er hatte schon alle Fakultäten durchstudiert, zuletzt Philosophie, nach dem Kriege wollte er Pfarrer werden.

„Da hast du Schwein gehabt, Kamerad, daß du zu uns gekommen bist," sagte Schlump, „einen besseren Druckposten gibt es nicht. Bei uns wird keiner zur Untersuchung geschickt; wir sind in der Lebensversicherung bis zum Kriegsende."

Der Schwarze machte ein böses Gesicht und rollte die Augen: „Ich bin nicht hierhergekommen, um mich zu drücken. Ich werde hier meine Pflicht tun wie die im Schützengraben." — „Bloß daß sie hier nicht schießen," sagte Schlump trocken und dachte, „das ist ja ein verrückter Hund." Dann zeigte er ihm seinen Dienst und sorgte für das Quartier. So etwas war ihm in seiner ganzen Soldatenzeit noch nicht vorgekommen. Warum war denn dann der Mann bloß Muskote, wenn er so

lügen kann? Schlump nahm sich vor, mit dem Neuen näher bekannt zu werden. Die Gelegenheit dazu bot sich auch bald.

Eines Tages ging Schlump über den Marktplatz, als plötzlich die Sirenen anfingen zu heulen. In dem Augenblick surrte es auch schon oben, und Schlump flüchtete in das nächste Haus hinein. Da fauchte es in der Luft mit lautem, entsetzlichem Pfeifen — dann krachte es, und der Keller dröhnte, und sie schreckten zusammen, und die Franzosen jammerten: „Mon Dieu, mon Dieu, Seigneur!" Das Surren hörte auf, die Sirenen schwiegen, und Schlump ging wieder hinaus. Draußen vor dem Haus hatte sich schon eine Menge Menschen angesammelt. Eine Bombe war mitten auf den Marktplatz gefallen, ihre Splitter hatten ein Mädchen in den Leib getroffen. Es war die Französin, die bei ihnen kochte. Sie war in anderen Umständen, das Bild war gräßlich und nicht anzusehen! Man deckte sie zu und schaffte sie weg. Schlump ging aufs Bureau und traf niemand weiter an als Gack, denn es war noch vor der Zeit. Er erzählte ihm aufgeregt den Vorfall und schimpfte auf die Engländer, die ihre Bomben so sinnlos in die Städte warfen. „Überhaupt", sagte er, „der Krieg ist gräßliche, gemeine Schlächterei, und eine Menschheit, die so etwas jahrelang erträgt oder mit ansieht, ist keine Achtung wert. Derjenige aber, der die Menschen gemacht hat, der mag sich in Grund und Boden schämen, denn seine Schöpfung ist eine große Schande!" Schlump wollte fortfahren, da stand der Schwarze auf und rollte die Augen und sagte mit donnernder Stimme: „Halt an, das sind Lästerungen, die du aussprichst. Ich dulde solche Reden nicht in meiner Nähe!" — „Na, Kamerad,

wer wird sich denn so aufregen," beschwichtigte Schlump, „ich habe doch dich nicht gemeint." Der Lange hatte sich wieder gesetzt und fuhr jetzt ruhiger fort: „Das weiß ich wohl, daß ich der Schöpfer nicht bin, aber ich kann es nicht zulassen, daß du über Dinge in so lästerlicher Weise sprichst, die du nicht verstehst." Dann hielt er ihm eine lange philosophische Rede, von der Schlump nur die Hälfte verstand. „Siehst du," sagte er zum Schluß, „man muß den großen und den kleinen Gesichtspunkt unterscheiden. Vom kleinen Gesichtspunkt gesehen bringt der Krieg nichts wie Kummer und Leid und unsägliche Qualen, ferner Zerstörung, Gemeinheit und Verderbnis. Vom großen Gesichtspunkt gesehen aber kommst du zu einem anderen Ergebnis. Bedenke, wieviel Menschen schon dahingegangen sind im Laufe der Jahrtausende. Kommt es da auf ein paar Millionen an, die ja noch nicht einmal eine Handvoll sind in dem unendlichen Meer der Ewigkeit? Meinst du überhaupt, es kommt auf einen Menschen an? Der einzelne Mensch ist nichts, er hat für sich keinen Wert, er ist ein Bestandteil einer unendlich größeren Gesamtheit, eines Volkes. Der einzelne Mensch hat keine Seele, aber das Volk hat eine Seele. Und jeder hat nur Wert, insofern er seinem Volke nützt. Meinst du, die Griechen, die wir so bestaunen, hätten so wunderbare Kunstwerke und so gewaltige Gedanken hervorgebracht, wenn das Volk nichts getaugt hätte, wenn nur ein paar Begabte unter ihnen gelebt hätten, während die Masse untauglich war? Nein, sondern das ganze Volk hat daran gearbeitet, von Generation zu Generation, um schließlich auf ihnen von sich soviel Begabung zu häufen, wie sie Plato besaß oder Phidias oder Homer. Darum ist

es nicht recht, diese Männer zu preisen, daß sie uns solche Werke geschenkt haben, sondern das Volk muß man preisen, das solche Männer geboren hat. Ja, es wäre besser, die Namen dieser Männer ganz zu vergessen. Darum ist es nicht sinnlos, wenn ein solcher Krieg entsteht. Es müssen viele sterben, das ganze Volk muß schrecklich leiden. Aber wisse: nur aus dem Leid wird Großes geboren! Haben die Griechen etwa nicht gelitten? Und gibt es größeres Leid als den Krieg? Wir müssen jetzt alle leiden, und unser Volk ist glücklich, daß es am meisten leiden darf unter allen Völkern, die im Kriege stehen. Und dieses Leiden ist der Preis, den wir zahlen müssen, damit Menschen aus unserer Mitte hervorgehen, die uns alle überragen und die bis in alle Zukunft hinein die Ehre und den Ruhm unseres Volkes bedeuten werden. Darum gibt es nur eins, mein Freund, denke daran, daß du nichts bist, daß aber die Ehre deines Volkes und seine Größe alles ist." Schlump schwieg stille, denn er merkte, daß der Schwarze es ehrlich meinte. Aber er wunderte sich doch im stillen darüber, daß er, der doch so große Worte führte, sich hier in der Etappe herumdrückte und nicht in den Schützengraben ging, wo er doch für das Volk unendlich viel mehr leiden konnte. Er sah ihn offen an und fragte ihn danach. Da antwortete der Philosoph: „Ich stehe hier, weil mich mein Hauptmann herkommandiert hat. Ich werde sofort und freudigen Mutes in den Schützengraben gehen, wenn er es befiehlt. Aber ich weiß auch," fügte er etwas stiller hinzu, „ich weiß auch, wozu mich die Vorsehung hierhergeführt hat, wo ich viel Zeit zur Verfügung habe. Siehe, ich weiß, daß wir den Krieg gewinnen werden" —

hier machte Schlump große Augen — „und nach dem Kriege wird es ein großes geeintes Europa geben, in dem sich die Seele jedes Volkes frei entfalten kann. Sein Führer wird ein Mann sein, von übermenschlicher Seelengröße, aus unserem Volke hervorgegangen, das am meisten gelitten hat." Er sprach immer leiser. „Ich aber, Freund, ich bin berufen, diesem geeinten Europa eine Sprache zu schaffen, mit deren Hilfe alle Völker sich verständigen können, zu froher Arbeit, zu friedlichem Kampfe: Diese Sprache, sie heißt ‚Europarozn'; ich habe höchstens noch fünf Jahre daran zu arbeiten. Solange wird der Krieg noch dauern."
Da zeigte er ihm einen ungeheueren Stoß beschriebenes Papier, das er immer mit sich im Tornister herumschleppte. Er hatte es in den Nächten, wenn er ungestört war, zusammengeschrieben. „Um Platz zu schaffen im Tornister," flüsterte er, „habe ich meine Eiserne Ration gegessen."
Schlump ging kopfschüttelnd davon und staunte über die seltsame Verrücktheit des Philosophen Gack.

Der Hauptmann der Postüberwachungsstelle stammte aus Breslau und war ein feiner Mann. Man hatte ihn von der Heimat gleich ins Große Hauptquartier berufen, wo er sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verdiente. Das Eiserne Kreuz erster Klasse erwarb er sich seiner Zeit in Maubeuge bei einem Fliegerangriff, wo zwei Aufwartefrauen getötet wurden. Der Hauptmann konnte sich nicht rechtzeitig in den Keller retten und wurde durch einen kleinen Splitter am Daumen

verletzt, daß es blutete. Das brachte ihm auch das schwarze Verwundeten-Abzeichen ein. Man hatte ihn zur Postüberwachungsstelle abgeschoben, weil er polnisch konnte, aber er prüfte die polnische Post nie.
Er stand der Dienststelle mit großem Geschick vor, indem er dreimal täglich seinen Namen schrieb. Das dauerte von elf Uhr vormittags bis fünf Minuten vor viertel Zwölf. Damit war seine Dienstzeit beendet. Er besaß zwei Ordonnanzen, die seine Schweine fütterten und große Pakete in die Heimat schickten.
Neulich rief er Jolles herein in sein Bureau: „Hören Sie mal, Jolles," sagte er, „was mir heute passiert ist. Ich komme aus dem Kasino heraus, da lese ich den unverschämten und unvernünftigen Vers: Gleiche Löhnung, gleiches Essen, wär der Krieg schon längst vergessen! Ist Ihnen der Vers bekannt, Jolles?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann." — „So, mir ist er ganz neu, übler Kohl, übrigens. Also, ich gehe ein paar Schritt weiter, da treffe ich einen Kerl, der offenbar frisch aus dem Schützengraben heraus ist. Anzug unmöglich. Er spritzt vom Trottoir herunter und macht Front! Aber in welcher Haltung! Bauch heraus, Kopf auf die Seite, Kreuz ganz hohl. Ich halte ihn an: ‚Wissen Sie nicht, daß Sie einen Offizier durch Handanlegen an die Mütze zu grüßen haben?' — ‚Entschuldigen, Herr Hauptmann, grinst der Kerl, ich dachte, weil der Herr Hauptmann eine so feine Uniform anhaben, der Herr Hauptmann wäre ein General!...' Was meinen Sie, Jolles, wie muß ich das auffassen!" — „Ohne Zweifel, Herr Hauptmann," sagte Jolles mit völlig ernster Miene, „dat war der reine Hohn, die Kerls haben ja keinen Respekt mehr vor den Offizieren. Wir wolle hoffe,

dat es nicht noch schlimmer kömmt", fügte er mit fröhlicher Miene hinzu. Dann ging Jolles zu Schlump und erzählte ihm mit großer Freude die Geschichte.
Aber er hatte richtig prophezeit, am selben Abend kam es noch viel schlimmer. In Bohain war ein Theater eingerichtet, in einem ehemaligen Tanzsaal. Um acht Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Unten im Parterre saßen die Offiziere. Ganz vorn die Etappenoffiziere mit den Damen, dahinter die Frontoffiziere, aber nicht viele, dann ein paar Etappenfeldwebel. Oben, der Bühne gegenüber, auf der Empore saßen die Soldaten, meist Verwundete aus den Lazaretten. Schlump saß auch oben, mit seinem Freund Jolles.
Acht Uhr war längst vorüber. Aber der Vorhang ging nicht in die Höhe. Die Soldaten wurden unruhig und machten Witze. Einer in der vordersten Reihe stand auf, zog seine Jacke aus, drehte sie um, zog sie verkehrt wieder an, das Futter nach außen, setzte das Krätzchen auf die Nase und fing an zu kaspern. Die Soldaten freuten sich über seine Späße und klatschten lebhaft Beifall.
Der Herr Etappenkommandant, der unten auf dem Sperrsitz vor der Bühne zwischen zwei Johanniterschwestern saß, freute sich aber gar nicht darüber. Er rutschte unruhig auf dem Stuhl herum, nahm das Monokel heraus und klemmte es wieder in sein gottsjämmerlich dummes Gesicht hinein. Plötzlich, als oben der Beifall toste, sprang er auf und krähte zu den Soldaten mit wütender Stimme hinauf: „Ich bitte mir Ruhe aus!!!" Da waren sie alle stille. Der Kaspar aber drehte sich um und schaute erstaunt hinunter. Dann wandte er sich an seine Kameraden und sagte laut und vernehmlich: „Der Herr Oberst hat recht.

Ihr dürft keine solchen schlechten Witze machen vor den feinen Herren. Wir wollen lieber zusammen ein schönes Lied singen vom Krieg. Also paßt auf:

„Wer sitzt stets bei Weib und Wein,
wer schläft nie des Nachts allein?"

Und der Chor der Soldaten fiel dröhnend ein:

„Das ist das Etappenschwein."

Da sprang der Kommandant auf, rot wie ein Krebs und in höchster Wut brüllte er, daß ihm die Stimme überschnappte: „Ruhe!!"

Aber der Kasper ließ sich nicht stören. Er sang in den aufmerksamen Saal hinein:

„Wer muß hungern, wer muß lausen,
wer muß in tiefen Löchern hausen?"

Chor: „Wir."

Kasper: „Wer sagt vorn ‚mein Freund' zu dir,
wer sagt hinten Dusseltier?"

Chor: „Der Offizier."

Kaspar: „Wer lebt im Schlamm, wer stirbt im Blut,
wer ist nur zum Verrecken gut?"

Chor: „Wir."

Der Kaspar wollte fortfahren, aber der Kommandant schrie wie ein Tobsüchtiger durch das Lokal: „Feldgendarm!! Runter mit dem Kerl!!"

Nun gibt es aber keine schlimmere Beleidigung für einen Frontsoldaten als den Anblick eines Feldgendarmen mit seinem Blechschild auf der Brust. Sie fingen alle an zu johlen und zu toben und zu brüllen. „Komm bloß rauf Mensch, komm rauf!" und dann hörte man nur noch abgerissene Worte in dem Krawall: „Hackfleisch, Wurst-

suppe, Knochenmühle, Messer raus, Licht aus, drei Mann zum Blutrühren!" Der arme Gendarm mußte gehorchen. Mit großer Angst stieg er hinauf, man hörte die Sporen durch den Lärm hindurch klirren. Oben aber wurde es ruhiger. Man ließ ihn durch die erste Reihe bis zur Mitte vordringen: Dann packten ihn hundert Fäuste an und stürzten ihn über die Brüstung herunter. Er blieb unten regungslos liegen, er hatte das Genick gebrochen!
Zwei Sanitäter sprangen herzu und trugen ihn weg. Unten waren die Damen entsetzt aufgesprungen, und die Offiziere stellten sich schützend um sie herum. Ein furchtbares Gedränge ging los, und in wenigen Augenblicken war der ganze Saal geleert.
Unter der Empore aber schimmerte eine große Blutlache.

Unsere Truppen wurden in fest ausgebaute Stellungen zurückgenommen, wie es im Heeresbericht hieß. Die Etappe der 18. Armee hatte sich längst ein großes Stück zurückgezogen. Zuerst nach Avesnes, dann aber weiter bis hinein nach Belgien, nach Charleroi. Nicht weit davon, in einem jener Industriedörfer an der Maas sollten die Helden der Postüberwachungsstelle Quartier beziehen. Ganz Belgien glich einem ungeheueren Heerlager, die Bahnhöfe waren mit Soldaten verstopft, die ihren Truppenteil suchten, die Etappe flutete zurück, und eine geheime Erregung hatte sich aller bemächtigt. Den Offizieren wurden wilde

Worte nachgerufen, und man hatte das Gefühl, als ob das Ende bevorstände.

Schlump wohnte mit Jolles in einer herrlichen Villa, in der noch alles so an seinem Platze lag, wie es die Besitzer vor vier Jahren flüchtend verlassen hatten. Die Hausmannsleute wohnten noch in ihrer Wohnung im Erdgeschoß und hüteten treulich das Gut ihrer Herren.

In Belgien konnte man alles kaufen, was man wollte. Schlump und Jolles fühlten sich wie im Paradies. Sie holten die herrlichsten Leckerbissen und lebten noch besser als in Bohain. Die Frau des Hausmanns kochte für sie, und so war alles in bester Ordnung.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Eines Tages kam die Nachricht, daß unsere Truppen ihre feste Stellung verlassen hätten und daß bereits Lille und Tournai bedroht sei. Man fühlte sich nicht mehr sicher auf belgischem Boden. Man wollte fort. Die Postüberwachungsstelle war in einem alten Haus neben dem Garten eines herrlichen kleinen Schlößchens, in dem sich die Offiziere irgendeiner Etappenformation ein Kasino eingerichtet hatten. Eines Morgens ging Schlump dort vorüber und grüßte den Koch, der am Tore stand. „Kamerad," rief der Koch, „was sagst du dazu, heute nacht sind alle meine Offiziere abgehauen, ganz heimlich, ohne ein Wort zu sagen!" — „Was?" rief Schlump, „du, da steht's schlimm!" Und er eilte zu Jolles und erzählte ihm die Neuigkeit. Der wurde ganz ernst: „Da wird es höchste Zeit, daß wir uns auch dünne machen."

Ein paar Minuten später hielten die Soldaten der Postüberwachungsstelle Rat, was zu tun sei. Man faßte folgenden Beschluß:

Erstens: Es durfte kein Augenblick versäumt werden.

Zweitens: Schlump sollte für die Verpflegung sorgen, d. h. den Koch bewegen, daß er sich mit allen seinen Vorräten der Postüberwachungsstelle anschließe.
Drittens: Jolles soll mit dem Eisenbahner verhandeln und für einen Waggon sorgen.
Viertens: Die Ordonnanzen sollten mit dem Hauptmann verhandeln.
Jetzt ging jeder an seine Arbeit. Schlump hatte den Koch bald gewonnen. Es stellte sich heraus, daß er die herrlichsten Vorräte hatte, die mindestens für einen Monat reichten. Der Hauptmann war mit allem einverstanden. Jolles dagegen hatte große Not. Der Güterbahnhof stand voller Züge, die alle nach Osten abgefertigt waren. Aber es fehlte an Lokomotiven. Jolles kam zurück und berichtete und ließ sich von allen Geld geben, so viel sie übrig hatten, um ein paar Eisenbahner zu bewegen, daß sie noch einen Waggon an den Zug hingen, der zuerst ausfahren sollte und dessen Lokomotive schon seit zwei Tagen unter Dampf stand. Man wartete nur auf freie Fahrt.
Es gelang. Und den ganzen Tag arbeiteten sie wie die Teufel und brachten alle Vorräte — riesige Mengen von Konserven, Brot, Fett, Zigarren zu Tausenden und unheimliche Mengen von Zigaretten, Schnaps, große Ballons voll Rum — in ihren Waggon. Ferner Matratzen zum Schlafen, Decken und einen kleinen Ofen, den sie sogleich einbauten. Am Abend siedelten sie über in ihren Waggon. Der Hauptmann setzte sich in eine Ecke und machte ein betrübtes Gesicht. Neben ihm stand der Philosoph Gack, feldmarschmäßig bepackt mit Tornister und Gewehr und hielt Wache. Sie warteten den ganzen nächsten Tag und die folgende Nacht

und bekamen es schließlich mit der Langenweile zu tun. Am Nachmittag des dritten Tages rückte Schlump mit Jolles ab. Sie gingen hinein nach Charleroi, um bei einer Flasche Wein Abschied zu nehmen vom Krieg und von der Etappe. In der Stadt ging es zu wie auf dem Jahrmarkt, aus jeder Gasse quollen Soldaten, überall, wo man hinsah, die feldgraue Uniform. Sie gingen in ein Weinlokal, das bisher den Soldaten verboten war. An allen Tischen saßen Offiziere, die sich über die beiden höchlichst wunderten, aber kein Wort zu ihnen sagten. Jolles bestellte den herrlichsten Wein, den seine große Erfahrung kannte, und sie feierten eine stille schöne Stunde. Dann gingen sie in ein Kabarett, wo die Belgier ihren Absinth zu trinken pflegten. Sie saßen an den kleinen runden Tischen, hatten ihre Hüte auf dem Kopf, und manche tanzten zwischen den Stühlen zur Musik. Sie waren alle sehr erregt. Auf dem Podium neben der Musik stand ein schönes Mädchen mit einem Holzbein und sang Lieder, die sich gewaschen hatten. Manchmal sangen alle mit. Da wurde Schlump auf einmal mit lauter, erstaunter Stimme angerufen. Der Architekt war es, mit dem er seinerzeit das falsche Geld gemacht hatte. Sie feierten das Wiedersehen und tranken immer mehr und immer rascher.

Schließlich sah Schlump die ganze Welt nur noch durch einen Nebel. Er konnte gerade noch unterscheiden, daß alle Tische und Stühle umgeworfen waren, die Schöne mit dem Holzbein schien sich mit jemandem auf dem Podium herumzukugeln. Gegen Mitternacht rückten sie ab. Jolles war verschwunden, und Schlump schlenkerte mit dem Architekten nach dessen Quartier in die Rue du Mont. Er hatte dort ein großes Zimmer

mit zwei Betten. Sie legten sich nieder. Die kühle Luft hatte sie ein bißchen nüchtern gemacht. Sie erzählten sich noch ein wenig. „Mensch," sagte der Architekt, „ich bin unterwegs mit einem Zivilisten und einem zweispännigen Wagen. Ich war doch zuletzt Wechselstubenführer wie du. Und jetzt muß ich die Kasse nach Deutschland bringen. Mit meinem Pferdchen und dem Franzosen, der zuletzt mein Agent gewesen ist. Der muß natürlich auch mit ausreißen. Wir haben etwa anderthalbe Million in der Kassette. In der letzten Zeit sind die Franzosen gekommen und haben uns deutsches Geld in Massen gebracht. Sie wollten ihre Stadtscheine wiederhaben." Schlump schlief schon längst und hörte den Architekten nicht mehr reden.

Aber plötzlich, gegen vier Uhr morgens wachte er auf, als ob ihn jemand gerufen hätte. Er zog sich rasch an, noch halb beduselt, und polterte die Treppe hinunter. Er eilte durch Straßen, die er nie gesehen hatte. Kalte Luft zog ihm entgegen, und halbverhungerte Arbeiter schlurften an ihm vorbei. Eine Elektrische, überfüllt von Menschen, fuhr vorüber und an einer Ecke stand ein halbnacktes, frierendes Mädchen und rief mit schwacher, furchtsamer Stimme: „Gazette, Gazette!" Schlump vernahm das wie im Traum, aber die Stimme des Mädchens prägte sich tief in seine Seele ein, so daß er später oft daran denken mußte. Er kam durch unbekannte Vororte, irgendwo strich er über eine provisorische Maasbrücke, und plötzlich wurde er von Jolles angerufen. Er stand gerade vor ihrem Waggon. Er torkelte hinein, ohne sich zu wundern, und im Einschlafen hörte er noch die Räder quietschen und den Wagen rumpeln. Sie fuhren. Er war im letzten Augenblick gekommen.

Als er aufwachte, hielten sie vor Namur. Es war nachmittag. Der Zug kam nur langsam vorwärts und mußte oft stundenlang halten. Sie fuhren weiter. In Namur hielten sie wieder, stundenlang. Neben ihnen stand ein anderer Zug, der schon vor ihnen gekommen war und auch nach Osten strebte. Hier erfuhren sie die neuesten Nachrichten: Eine Menge elegante Autos seien durch Belgien gefahren und nach Holland geflüchtet. Auch der Kaiser sei darunter gewesen. Da stand der lange Philosoph Gack auf und rollte die Augen. Er hob beschwörend die Hand und sagte laut und feierlich: „Niemals wird der Kaiser sein Heer im Stiche lassen. Ihr werdet sehen, Kameraden," fuhr er mit erhobener und prophetischer Stimme fort, „ihr werdet sehen, jetzt erst beginnt der heilige Krieg. Der Kaiser wird sich um eine Elite edler Offiziere scharen, er wird sich an ihre Spitze setzen und nach Westen ziehen. Mit dem Degen in der Faust wird er gegen den Feind anstürmen und immer neue Scharen der Edelsten unseres Volkes aus allen Truppenteilen werden sich ihm anschließen und der weißen Fahne folgen, die der Kronprinz, sein Fähnrich, entfalten wird. Er wird die Fliehenden aufhalten und die Feinde erschrecken. Er wird mit seinem Leibe eine Bresche schlagen. Er wird im Kampfe fallen, aber sie werden seinen Leichnam im Sturme vorantragen als heiliges Symbol des heiligen Krieges. Es wird ein wunderbarer Kampf werden, und die Feinde werden erstarrt sein, und die Welt wird den Helden zujubeln. Wir werden einen edlen Frieden schließen, der keine Rache kennt. Wir werden die weiße Fahne aufpflanzen, um die sich die Besten unseres Volkes fortan versammeln werden. Nie wird man

ihren Namen erfahren, denn sie nennen sich Deutsche. Das ganze Volk wird ihnen nacheifern in rastloser Arbeit und wird allen Nationen ein Vorbild sein!"
Da hielt er inne. Die anderen sahen ihn groß an und machten spöttische Gesichter. „Er ist ganz wahnsinnig geworden", sagte Jolles.

In A., einem kleinen Städtchen zwischen Namur und Lüttich, blieben sie lange halten. Plötzlich kam Jolles gelaufen und meldete, daß die Lokomotive mit der vorderen Hälfte des Zuges abrückte. Sie sprangen heraus und mußten feststellen, daß er die Wahrheit geredet hatte. Sie fluchten alle mörderlich, aber es blieb ihnen nichts übrig, als dazubleiben. Schlump und Jolles gingen in die Stadt, um sich nach einem Quartier umzusehen, die anderen räumten aus. Die beiden Freunde staunten, als sie in die Stadt kamen: Alle Häuser waren beflaggt, überall wehten die schwarzgelbroten Fahnen der Belgier: Waffenstillstand!
Die Zivilisten gingen stolz umher und machten siegessichere Gesichter.
Es fiel ihnen schwer, ein Quartier zu finden. Alles war voll Soldaten, überall, wo sie hinkamen, auf allen Straßen, in allen Häusern Soldaten, feldgraue Soldaten. Endlich gelang es ihnen, eine leere Kammer zu finden, wo sie mit ihren Schätzen unterkommen konnten. Den ganzen Nachmittag über schleppten sie und räumten ein. Gegen abend bummelten sie in der Stadt umher. Jolles hatte die Etappeninspektion entdeckt, die auch zufällig hierhergeraten war und erreichte es, daß sie

alle rückständige und fällige Löhnung ausgezahlt kriegten. Schlump bekam einen Fünfzigmarkschein in die Hand gedrückt, den er in die hintere Hosentasche steckte. Das Geld sollte ihm noch gut zustatten kommen. Die Kaffeehäuser, die Kneipen waren überfüllt, auf den Trottoiren, auf den Plätzen standen die Soldaten zusammen und sprachen lebhaft durcheinander. Es wurden die tollsten Sachen erzählt. Die einen behaupteten, daß in aller Welt die Revolution ausgebrochen sei, daß die Engländer ihren König abgesetzt hätten, daß die Franzosen meuterten und daß in der Heimat alle Offiziere erschossen würden. Sie hielten die gefangenen Franzosen an, die irgendwo ausgerissen waren und die noch rote Hosen trugen, und erzählten ihnen dicke Töne von der Weltrevolution. Die Franzmänner lächelten und wußten nicht, was sie sagen sollten. Andere berichteten, daß die Engländer ohne Rücksicht auf den Vertrag vorrückten und alles vor sich niederknallten. Auf dem Marktplatz standen Trainsoldaten, jeder mit einer Kuh am Strick, die sie für acht Mark verkauften. Eine Rekrutenkompagnie hatte ihre Maschinengewehre an die Zivilisten verhandelt, das Stück für zwei Mark. In der Nacht gab es Schießereien, und am Morgen fand man tote Soldaten in den Gassen. Es war höchste Zeit, daß sie fortkamen. Aber wie? Sie konnten doch ihre Verpflegung nicht auf dem Rücken tragen!

Sie standen an der großen Straße, die von Westen nach Osten führte, sie sahen gespannt dem Schauspiel zu, das sich vor ihnen abrollte: Der Rückzug der Etappe! Das ging schon den ganzen Tag, eine Kolonne folgte auf die andere, Trainwagen, Lastautos in stundenlangen Zügen, Schafherden, Ochsenwagen, die im

Frühjahr aus der Ukraine gekommen waren, dazwischen ein einzelner Landser, der seinen Tornister im Kinderwagen vor sich herschob, eine riesige Herde von Stuten, jede mit einem lieblichen Füllen an der Seite, wieder Lastwagen, dahinter marschierte ein Landsturmmann mit der Pfeife im Mund, ein wenig bedudelt und ein Reservelied auf den Lippen. Er grüßte alle fröhlich mit seinem Wanderstab und machte sich keine Sorgen; dann wieder Kolonnen, Autos, Fußartillerie, Pioniere, Trainkolonnen, Meßtrupps und alles, was zu dem ungeheuren Troß einer riesigen Armee gehört. Sie folgten immer dichter aufeinander, und es war nicht mehr möglich, von einer Seite der Straße auf die andere zu gelangen. Sie standen alle zusammen, Jolles, Schlump, die Ordonnanzen, der Koch, der Hauptmann, und keiner wußte einen Rat. Der Philosoph Gack stand abseits und machte ein düsteres Gesicht und murmelte halblaut vor sich hin. Der Hauptmann wollte mit der Etappeninspektion sprechen und Instruktion holen. Aber sie wußten, daß die auch nicht helfen konnten. Jolles erwischte ein paar Pioniere vom Brückentrain, die ihre Offiziere fortgejagt hatten. Sie wollten mit ihren Pontons auf dem Wasser nach Hause kommen und brauchten noch Verpflegung. Jedoch Jolles traute ihnen nicht, denn sie waren betrunken und hatten keine Disziplin. Endlich gelang es ihm, eine Trainabteilung aufzufinden, die auch ohne Führung dastand. Sie verhandelten mit einem Fahrer, der neben seinen zwei Panjepferden stand. Er wollte sie fahren, sie sollten für seine Verpflegung sorgen und für die Pferde bis an die Grenze.

Es fehlte ihnen an Brot. Sie hatten wohl genug Kon-

serven, Zigarren und Leckereien im Kasino gefunden, aber nicht genug Brot. Wieder half Jolles aus der Not. Er war der Hans Dampf in allen Gassen. Er hatte erfahren, daß auf dem Güterbahnhof ein Proviantzug stand. Da mußte es auch Brot geben. Sie rannten hinauf, über die Maasbrücke nach dem Bahnhof. Wirklich stand dort ein Proviantzug. Aber die Plünderung war schon im Gange. Und sie mußten sich dazuhalten, wenn sie noch was erwischen wollten. Sie sahen, wie die belgischen Zivilisten riesige Käse, so groß wie die Mühlenräder, davonrollten. Gefangene Franzosen raubten einen Waggon aus, der mit Sekt geladen war. Sie schlugen den Flaschen die Hälse ab und tranken sich voll und schnitten sich die Lippen blutig. Daneben schlugen sich Trainsoldaten und Kraftfahrer die Schädel ein um einen Waggon, der vollgestopft war mit Pelzen für die Fahrer und die Offiziere. Infanteristen kämpften um einen Wagen voll Brot. Jolles sprang herzu und rief laut dazwischen: „Kameraden, halt! Kameraden! Es ist genug da für alle!" Sie hielten ein. Er sprang in den Wagen und warf die Brote heraus. Und jeder schleppte fort, was er tragen konnte. Der Koch hatte sich vom Philosophen, der zu Hause das Quartier bewachte, das Gewehr geben lassen. Zu ihm brachten sie alles, was sie erobert hatten. Nebenan stand ein Wagen mit Infanterieuniformen. Vier Mann standen darin und warfen Röcke und Hosen heraus. Und vor dem Wagen standen sie in Unterhosen und verpaßten sich neue Klamotten. Schlump, dem sein schäbiger Rock schon lange nicht mehr gefiel, sprang herzu und krampfte eine schöne, neue Litewka. Er zog sie an und warf den alten Rock weg. Jolles brachte noch irgendwoher

ein Fahrrad geschleppt und dann huckten sie alles auf und gingen zurück nach der Stadt.
In der Nähe der Brücke hörten sie Schüsse und scharfe Kommandos. Jolles, der mit seinem Fahrrad vorausgefahren war, stieg plötzlich ab, drehte sich um und schrie sie an: „Zurück! Wer geplündert hat, wird erschossen!" Sie schauten ihn verblüfft an, dann begriffen sie. Sie machten schnell kehrt und flüchteten durch ein Haus und versteckten ihre Beute in einen Stall. „Das hätte beinahe schief gehen können", meinte Jolles. Sie warteten ein paar Stunden, dann war die Rekrutenkompagnie — eine einzige gehorchte ihrem Offizier noch — verschwunden.
Sie kamen ins Quartier und setzten sich müde auf ihre Torniſter. Plötzlich sprang Schlump auf und schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief laut aus: „Oh, ich großer Brummochse!"
Er hatte seine alte Jacke weggeworfen, in der die zehntausend Mark eingenäht waren. Er lief, so schnell er konnte, zurück auf den Güterbahnhof. Aber hier hatten die Belgier inzwischen alles ausgemaust, auch seine alte Jacke war verschwunden. Schlump war wieder ein armer Mann geworden.

Ganz zeitig am nächsten Morgen brachen sie auf. Aber der Rückzug auf der alten Heerstraße war schon im Gange, und sie mußten stundenlang warten, bis er endlich einmal abriß, so daß sie einschwenken konnten. Über nacht hatte man weiße Zettel an die Häuser angeschlagen, die von Hindenburg unterzeichnet

waren. Sie rieten zur Besonnenheit und forderten die Truppen auf, Soldatenräte zu bilden und deren Anweisungen zu gehorchen. Schlump fühlte, was dieser Entschluß dem greisen Feldherrn gekostet haben mag, der seine Truppen nicht im Stiche ließ, und später begriff er, daß der alte General seinem Volke durch diesen Befehl unsäglichen Kummer erspart hatte. Die Soldatenräte fühlten sich verantwortlich, sie setzten sich mit den Offizieren ins Einvernehmen, und so war eine fürchterliche Gefahr abgewendet: Das Chaos.
Endlich konnten sie in die Straße einschwenken, und jetzt waren sie ein Glied jener unendlichen Schlange, die sich in langsamen Windungen durch ganz Belgien nach der Heimat bewegte. Sie fuhren an der Maas entlang, an herrlichen Schlössern vorbei, die sich in dem grünen Wasser dieses breiten, stolzen Flusses spiegeln. Aber zu beiden Seiten der Straße sahen sie die ersten Opfer des Rückzuges liegen: Tote, Autos, sterbende Pferde, die mit den Hinterbeinen schlugen, als wollten sie den Tod verscheuchen, der auf ihrem Bauche saß. Belgische Bauern waren herbeigekommen, mit einem sauberen Körbchen am Arm. Sie boten den Soldaten Butter an, für die ihnen jeder Preis bezahlt wurde. Bei Huy verließen sie das schöne Tal und den herrlichen Fluß und schwenkten rechts ab, um die steile Straße hinaufzuklimmen, die auf das Hochplateau hinaufführte. Die schweren Wagen, die großen Autos und die Fußartillerie fuhr unten weiter, in der Richtung nach Lüttich, das sie vor vier Jahren mit erobert hatten. Huy ist ein altes Nest, das an den Felsen klebt, die schroff zur Maas hinunterfallen. Oben hatten sie eine wunderbare Aussicht, und die Sonne schien, und in

der Ferne lockten blaue Wälder. Jolles fuhr mit seinem Rad voraus, der Hauptmann hatte sich einen Spazierstock verschafft und marschierte neben den Pferden; hinter ihm die beiden Burschen. Schlump saß auf dem Wagen und trällerte ein Lied vor sich hin. Hinterher aber trottete der Philosoph Gack, den Tornister auf dem Rücken und das Gewehr über die Schulter. Er machte ein finsteres Gesicht und murmelte vor sich hin. Sie kamen durch stille Wälder, in denen der Herbst ein paar goldene Funken zurückgelassen hatte. Der Himmel jedoch hatte alle Farben des Herbstes bewahrt, und eine kühle, weiche Luft umschmeichelte sie, und Schlump hörte auf zu singen und fing an zu träumen. Er dachte daran, wie der Krieg ausgebrochen war, an die weiche Sommernacht, wo er die Johanna küssen durfte. Er dachte an den furchtbaren Winter im Schützengraben, an den armen Michel, an die Nachtigall, die ihn verzaubert hatte, an seinen seltsamen, langen Traum. Es war ihm zumute, als dürfte er jetzt diesen Traum fortsetzen, als ginge Michel neben ihm, unsichtbar mit seinem Weibe, als deute er vorwärts auf die blauen Berge, die Schlump im Traum gesehen hatte und denen er jetzt entgegenging. Eine wunderbare Seligkeit durchströmte ihn. Er glaubte mit einer herrlichen Gewißheit, daß letzten Endes alles gut werden würde, er dachte an die heilige Johanna in der Kirche zu Bohain, die ja dieselbe war wie seine Johanna in der Heimat, die er vielleicht bald umarmen durfte. Er sah die Welt und die Zukunft in tausend herrlichen Farben. Er würde arbeiten wie der selige Michel, er wollte es schon zu etwas bringen, denn es mußte wieder Frieden werden, jetzt, bald, Frieden! Frieden und Anständigkeit, wie

schön mußte das Leben sein! Was war das für eine goldene Zeit! Er fing auf einmal an, vor lauter Freude laut zu lachen, so daß sich der Kutscher erstaunt umsah. Schlump war wieder ganz munter geworden und fuhr fort, hell und froh zu singen. Da fiel sein Blick auf den schwarzen Philosophen, der ja hinter ihm drein ging.
„Mensch, was machst denn du," lachte Schlump, „du frißt doch Eicheln?" Der schwarze Philosoph rollte die Augen und sah ihn wild an: „Vorgestern habe ich mein letztes Brot gegessen." — „Aber Menschenskind, hier ist ja genug anderes Brot und Fleisch und was dein Herz begehrt!" —
„Meinst du," donnerte der Philosoph ihn an und schrie dabei so laut, daß es im Wald hallte, „meinst du, ich bin ein Dieb, ein Räuber, ein Plünderer? Ist es nicht gestohlenes Gut, das du mir da anbieten willst? Schämt ihr euch nicht?"
Schlump sah ihn mit grenzenlosem Erstaunen an und antwortete nicht. Sie waren längst in die Berge der belgischen Eifel hineingefahren, der Weg schlängelte sich von einem Hang zum anderen, sie durchquerten ein schmales Tal und fuhren auf der anderen Seite die steile Straße wieder hinauf. Vor sich und hinter sich sahen sie den endlosen Zug in langsamer Bewegung. Es sah aus, als wäre die Straße lebendig geworden und zöge mit ihnen nach Osten, der Heimat zu.
Der Abend kam, sie suchten Quartier für die Pferde und für sich. Am Morgen in aller Frühe ging es weiter. Der Hauptmann beklagte sich, daß er die Nacht auf Stroh schlafen mußte. Da lachten sie und Jolles meinte: „Na, Herr Hauptmann, seien Sie froh, daß Sie nicht im Krieg waren, da mußten wir manchmal in der

Scheiße schlafen." Sie fuhren durch Stavelot und kamen nach Malmedy, der ersten Stadt in der deutschen Heimat. Hier erfuhren sie, daß in Berlin und anderen großen Städten die Revolution wirklich ausgebrochen sei. Sie hielten lange in der Nähe des Bahnhofes.

Es hieß, ein Zug stände zur Abfahrt bereit. Jolles meinte: „Wir haben nicht mehr viel Verpflegung. Es ist gut, jeder sucht sobald wie möglich nach Hause zu kommen." Da packten sie ihren Tornister und verteilten das Brot und die Fleischbüchsen. Der Hauptmann stand bei einer Gruppe Offiziere. Der Philosoph übernahm des Hauptmanns Anteil zur Bewachung. Die anderen drückten ihm die Hand und rückten ab.

Oben auf dem Bahnhof sah es fürchterlich aus. Ein Proviantzug mit Mehl war entgleist, und das Mehl lag zwischen den Geleisen, daß sie bis an die Knie einsanken. Es stand wirklich ein Zug zur Abfahrt da, die Lokomotive dampfte schon, und die Soldaten liefen aufgeregt auf und ab. Aber es war alles besetzt. Die Abteile waren vollgestopft und die Fensterscheiben eingeschlagen, als ob sich ein Kampf um jeden Platz abgespielt hätte. Plötzlich pfiff Jolles, er hatte ein leeres Bremserhaus entdeckt. Sie rammelten hinein, Schlump und Jolles; die anderen, die Ordonnanzen und der Koch, waren verschwunden.

Immer mehr Soldaten kamen an. Auf den Puffern und auf den Dächern saßen russische Gefangene in ihren lehmgelben Uniformen. Ein ganzer Trupp Rekruten, ganz junge Buben, die ihren Offizieren davongelaufen waren, rannte noch auf und ab. Sie stellten sich auf die Trittbretter und auf die Stufen vor dem Bremserhäuschen. „Kinder, haltet euch fest, wenn der

Zug geht", sagte Schlump, der zum Fenster herausguckte.
Da erschien auf einmal der schwarze Philosoph Gack mit seinem Tornister und seinem Gewehr. Er ging suchend am Zug entlang, bis er Schlump entdeckte. Er sah furchtbar wild aus, sein Bart war gewachsen in den letzten Tagen, die Augen lagen tief in den Höhlen und seine Stimme klang todtraurig:
„Schlump, ich beschwöre euch, denkt an den Fahneneid, den ihr geschworen habt und kehrt zu eurem Hauptmann zurück!" Er sagte es so laut, daß es der ganze Zug hören konnte. Aus allen Fenstern schauten sie ihn an, und als er geendet hatte, antwortete ihm ein schallendes Gelächter von allen Seiten. Einer aber rief, gellend und voller Hohn: „Mensch, mach dich nicht voll, der Kaiser ist doch selber ausgerückt!" Der schwarze Philosoph zuckte zusammen, als er den Kaiser nennen hörte. Er rollte die Augen — dann zog er eine große Armeepistole aus dem Gürtel, die er irgendwo gefunden haben mußte, und schoß sich in die Brust. Er warf noch einen Blick auf Schlump und brach zusammen.
Der Tornister rutschte über seinen Kopf, die Riemen hatten sich gelöst, und unzählige dichtbeschriebene Bogen gelbes Konzeptpapier quollen über sein Gesicht.
In diesem Augenblick zog die Lokomotive an, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Sie fuhren in die rauhen Berge der Eifel hinein In der Nacht hielt der Zug irgendwo. Jolles stieg aus. Er wollte zu Fuß nach Aachen weiter, wo er

eine Schwester hatte. Es war eisigkalt. Die armen Jungen auf den Trittbrettern waren verschwunden, und die Russen auf den Puffern waren auch nicht mehr zu sehen. Oben auf den Dächern lagen noch ein paar, sie waren erfroren. Jolles verschwand in der Finsternis. Der Abschied war kurz, sie haben sich nie wiedergesehen.
In Jingerrath hielt der Zug. Er fuhr nicht weiter. Schlump ging hinunter in den Wartesaal, um sich zu wärmen. Er war allein. Nebenan schliefen ein paar Landser. Nach ein paar Stunden ging er hinauf. Oben auf dem Bahnsteig stand — wie ein riesiger Block — eine ungeheure Kolonne Soldaten. Sie hatten sich zu etwa zwanzig Mann hintereinander gestaffelt, Reihe an Reihe, und so warteten sie auf dem endlosen Bahnsteig, schweigend und unbeweglich. Es mußten weit über tausend Mann sein. Sie warteten auf einen Schnellzug aus Straßburg, der nach Köln weitergehen sollte. Schlump wußte, hier würde es einen furchtbaren Kampf geben. Und richtig: Man hörte ein Klopfen in den Schienen. Wie ein riesiges Untier, zum Sprunge geduckt, standen die Soldaten und warteten gespannt. Ein paar weiße Lichter erschienen in der Nacht. Sie kamen heran, aber weit draußen vor dem Bahnhof blieben sie stehen. Da bewegte sich das Tier — und mit einem Male raste und stürmte es auf die Lichter zu. Schlump rannte hinterdrein. Ein furchtbarer Kampf entspann sich um jedes Fenster. Auf die Lokomotive, auf den Kohlenwagen krochen sie hinauf, Schreie gellten durch die Nacht, Glas splitterte. Dann war es still, die Lichter fuhren weiter.
Schlump ging wieder hinunter. Er hatte Hunger. Er packte aus und aß in aller Ruhe. Oben fuhr wieder ein

Zug ein. Er aß weiter. Nach ein paar Stunden ging er hinauf. Ein langer, langer Personenzug stand da. Er ging an den Wagen entlang. Alles war finster und still. Da hörte er jemand sprechen.
„Habt ihr noch Platz?" fragte Schlump.
Keine Antwort. Jemand lachte. Da wußte er, daß hier alle Hoffnung vergebens war. Er ging wieder zurück, nach der Lokomotive zu. Dort hatte er vorhin einen winzigen Streifen Licht schimmern sehen. Es war der Packwagen. Schlump nahm den Fünfzigmarkschein aus der hinteren Hosentasche und wartete. Wartete lange. Endlich kam jemand heraus. Ein Postschaffner. Schlump ging auf ihn zu und gab ihm die Hand mit dem Fünfzigmarkschein: „Guten Tag, Kamerad, habt ihr noch ein bißchen Platz für mich?" Der nahm die Taschenlaterne und beleuchtete den Schein. „Komm mit", sagte er dann. Er führte den glücklichen Schlump in den warmen Packraum. Hier war es gemütlich. Ein paar Kraftfahrer und Trainsoldaten saßen da und spielten Karten. „Mensch, hast du Zigaretten?" fragten sie, „du kriegst Schnaps dafür!" Schlump hatte ein paar Schachteln in seinem Rock stecken. Die stammten noch aus dem Kasino der Offiziere bei Charleroi.
Der Zug fuhr weiter, und Schlump schlief ein, behaglich ausgestreckt auf einem weichen Ballen.
In Köln stiegen sie aus. Matrosen standen da mit dem Gewehr über der Schulter, die Mündung nach unten. In der Unterführung lagen Gewehre aufgestapelt bis an die Decke. Die Offiziere hatten keine Achselstücke auf den Schultern.
Er erwischte einen D-Zug nach Kassel. Und in Kassel

stand ein Zug bereit nach Halle. Es gab noch Platz. Aber sie mußten warten im ungeheizten Wagen, von Mittag bis abends um sechs Uhr. Um vier Uhr kam eine Lokomotive, sie dampfte und puffte und kreischte und keuchte, aber der Zug bewegte sich nicht. Nur ein schwaches Zittern ging durch seine Rippen. Um sechs Uhr kam eine andere Lokomotive. Sie fuhren zwölf Stunden bis nach Halle. Dort hatte er gleich Anschluß. Er wunderte sich, daß alles noch in solcher Ordnung lief. Er fuhr noch einmal zwölf Stunden. Und als er am Abend in seiner kleinen Heimatstadt ausstieg, verlangte der Schaffner von ihm die Fahrkarte. Schlump sah ihn verblüfft an: „Die Fahrkarte?" fragte er, „ja, Kamerad, soviel Zeit haben sie uns nicht gelassen."
Er trat heraus aus der Halle, als einfacher Soldat, wie er ausgezogen war.
Und unten an den Stufen, vor dem Eingang, da stand jemand. Die heilige Johanna. Schlump stürzte auf sie zu: „Woher wußtest du?" Sie sah ihn glücklich an. „Ich hab alle Tage auf dich gewartet", sagte sie. Er schloß sie in die Arme und gab ihr vor allen Leuten einen Kuß.
Dann zogen sie vereint zu seiner Mutter, die in diesem Augenblick nicht ahnte, daß die glücklichste Stunde ihres Lebens geschlagen hatte.

Studienbibliothek
Salzburg
Herm. Bahr-Stiftung

17. FEB. 1953

22. Okt. 1957

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

books2ebooks.eu

Salzburg University Library

PARIS LODRON UNIVERSITÄT SALZBURG

Universitätsbibliothek